1870—1871.

Von

Johannes Scherr.

1870—1871.

Vier Bücher deutscher Geschichte.

Von

Johannes Scherr.

Solingo e senza parte
Librai in equa lance il bene e il male.
Giusti.

Zweiter Band.

Drittes Buch.
Straßburg. — Metz. — Paris.

Viertes Buch.
Orléans. — Belfort. — Versailles.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1879.

Drittes Buch.

Straßburg. — Metz. — Paris.

Alles ist bei den Franzosen großartige Stellung, pompose Redensart, imponirende Miene, wie auf dem Theater. Wenn es nur recht klingt und nach etwas aussieht — der Inhalt ist einerlei. Die Deutschen sind gut, wenn sie durch Zwang oder Zorn einig sind — vortrefflich, unwiderstehlich, nicht zu überwinden — sonst aber will jeder nach seinem Kopfe. Die Franzosen sind eine leicht unter einen Hut zu bringende Masse, die dann sehr mächtig wirkt. Bei uns hat jeder seine eigene Meinung. Aber wenn sie einmal in großer Zahl dieselbe Meinung haben, ist viel mit den Deutschen anzufangen. Wenn sie alle dieselbe hätten, wären sie allmächtig.

Bismarck.

I.

Straßburg.

1.

Einen kaum bemerkbaren Ruck hatte der Zeiger auf dem Zifferblatt der Weltgeschichtsuhr seit dem „großen Jahre“ der Deutschen gethan und schon schien dieses weit in nebelgrauer Ferne hinter uns zu liegen. Oder auch wohl blickten wir auf das schon halb versunkene und verschollene zurück als auf eine Traumlüge, der ein schreckbar jähes Erwachen gefolgt war, — eine Wirklichkeit, welche die von der schmeichelnden Phantasie gegebenen Verheißungen nicht erfüllt hatte. Uns Menschen, als Eintagsfliegen der Ewigkeit, liegt es ja nahe, das Spannemaß unseres persönlichen Daseins an die Zeiträume menschheitlicher Entwickelungen zu legen und unsere Hoffnungen für Möglichkeiten, unsere Wünsche für Nothwendigkeiten zu halten.

Aus diesem Irrthum, aus dieser verzeihlichen Selbsttäuschung ist die Ernüchterung entsprungen, welche der Begeisterung von 1870—71 auf dem Fuße folgte. Man hatte vergessen, daß einer so ungeheuren Nerven- und Muskelnspannung nothwendig eine entsprechende Ermattung folgen müsse und das Naturgesetz von Flut und Ebbe auch ein Gesetz der Geschichte sei. Allerdings, der Anblick von alledem,

was die verrauschte Flut auf dem Strande zurückgelassen, war leidig und widerlich genug.

Denn was alles erblickten wir da? Wenig, was Vaterlandsfreunden Freude, viel dagegen, allzu viel, was den Feinden des neuen deutschen Reiches von rechts und links, von daheim und von draußen, Schadenfreude bereiten konnte. Alle die Unzufriedenen und Hasser bedachten nicht, daß das Grundübel, woran das neue Reich krankte, nur die allgemeine sociale Krankheit des modernen Weltalters wäre, — eine schmerzliche und gefährliche Entwickelungskrankheit, entsprungen aus der traurigen Nothwendigkeit, kraft welcher die neuzeitliche Gesellschaft die naturgemäße und gesunde Grundlage ihrer Existenz, die ackerbauliche, mit einer künstlichen, treibsandunstäten, mit der industriellen, hatte vertauschen müssen. Wenn aber Feinde und Hasser mit befriedigter Bosheit auf die bittern Enttäuschungen hinwiesen, welche das „große Jahr“ dem deutschen Volke gebracht, so konnten Patrioten, welche außerhalb der amtlichen Kreise, wie außerhalb der Parteien standen, auch ihrerseits sich nicht enthalten, die Bitterkeit dieser Enttäuschungen mitzufühlen. Sie dachten bei sich oder sagten auch wohl, wann sie unter sich: — Das Ergebniß steht in keinem Verhältniß zu der aufgewandten Mühe. Statt einer wirklichen Einheit der Nation haben wir nur eine künstliche, flüchtig zusammengeleimt und darum von Anfang an in allen Fugen klaffend. Die gerechten, mit so vielem Männerblut getauften, in so vielen Mütter- und Witwenzähren geläuterten Forderungen unseres Volkes wurden zu nicht geringem Theile wiederum dem dynastischen Zopfe geopfert, also, daß dem Einheitsgedanken nicht einmal gestattet war, so lächerliche Missgebilde wie Krähwinkel ältere und Däumlingen jüngere Linie wegzufegen. Die Hexengoldsaat der mehr oder weniger geschickt verläpperten französischen Milliarden hat nur die Gründergaunerei befruchtet, so daß diese die alte ungeheuerliche Miss-

geburt Kommunisterei auf's neue in die Welt zu setzen vermochte. Das Schwindeldogma von Manchester legte man einer überhasteten Gesetzemacherei zu Grunde, deren Erzeugnisse, wenn lange in Kraft, nothwendig zum allgemeinen Bankbruch führen müßten. Die Strafrechtspflege wurde durch empfindelnde Theorieenspinner und Popularitäthascher, durch stumpfsinnige Geschworene und feige Richter so ausgebeint und versüßelt, daß sie auf Kosten der ehrlichen Leute die Halunken und Verbrecher förmlich begünstigte und im Verein mit der eine Weile ja auch von obenher beliebäugelten socialistischen Phantasterei und Lügnerei eine grauenhafte Verrohung der Massen bis in die Kinderkreise hinab beförderte. Dann erst schrack die gedankenlos-modische Humanitätsduselei aus ihren Träumen auf, als die auf das höchste Haupt im Reich entladenen Mordgewehre elender Buben die Schlussfolgerungen aus den Prämissen einer falschen Philanthropie zogen. Derweil war schon seit Jahren der wiedererwachte wüste mittelalterliche Zank zwischen Krone und Tiare im Gange, der Krieg zwischen Kanzlei und Sakristei, wie schon vor Jahrhunderten so noch heute ein schweres Unglück für unser ohnehin durch die hässlichsten Parteigerüche verstänkertes Land, an dessen Steuerkraft Ansprüche gemacht werden, die es bei seiner kläglich gesunkenen Erwerbsfähigkeit unmöglich in der Länge befriedigen kann. Wohin wir blicken, überall Verwilderung der Anschauungen, Verkehrung der Vorstellungen, Verwirrung der Begriffe, was ja nur logische Folgen der seit vielen Jahren systematisch betriebenen Verleugnung und Verhöhnung aller Grundsätze, woraus jene charakter-, ehr- und schamlose sogenannte Realpolitik entsprungen, welche — schon das reicht zu ihrer Kennzeichnung aus — „Männerseelen" von Parlamentariern lang, ach, wie lang! gegen das reden macht, wofür sie dann kurz stimmen. Für die Sorgen und Kümmernisse, Gefahren und Bitterkeiten im eigenen Hause ward uns auch keine Vergütung und Tröstung

durch eine glänzende Stellung und Geltung nach außen. Der siegesgewaltige und großmächtige deutsche Michel von 1870—71 war schon wenige Jahre darauf zum dienstbeflissenen „Makler" herabgekommen, dessen Mühewaltungen noch dazu kaum einen „succès d'estime" hatten.

Das alles erklärt thatsächlich-traurig genug, warum die Alltagsmenschen — und der Alltagsmensch verhält sich zum Sonntagsmenschen unter jedem Volke wie 10,000 zu 1 — fast nur noch mit Gleichgiltigkeit, ja sogar mit Aberwillen auf 1870—71 zurückblicken. Die prächtigen Blüthenträume von dazumal sind ja nicht zu Wirklichkeiten gereift.

Und doch markirt für jeden urtheilsfähigen Deutschen, welcher weiß, daß Blüthenträume überhaupt nur sehr selten zu Wirklichkeiten reifen, und welcher sich demnach von der Verstimmung des Tages nicht völlig beherrschen läßt, das mit Recht groß geheißene Jahr einen gewaltigen Vorschritt unseres Volkes auf dem Wege zum Einheitziel. Auch könnte nur blödsichtige Ungerechtigkeit übersehen, was für riesige Hindernisse zu beseitigen waren, damit auch nur der Nothbau des neuen deutschen Reiches aufgeführt und unter Dach gebracht werden konnte. Innere und äußere Hindernisse. Um jene zu vermögen, nicht mehr oder weniger kräftige Rückhalte und Stützpunkte für diese abzugeben, mußten ihnen leidige Einräumungen gemacht werden. Das hatte freilich seinen letzten Grund in der begreiflichen, allein darum noch nicht verzeihlichen Halbheit, worin die 1864 von obenher begonnene deutsche Revolution befangen blieb, — in einer Halbheit, welcher zufolge sie nur von Fürsten, nicht aber vom Volke wissen wollte.

Hierbei ist jedoch zu betonen, daß dem scheelsichtigen Auslande gegenüber die Räthlichkeit, ja die Nothwendigkeit vorlag, nicht allein kein Sein, sondern auch keinen Schein von Zerwürfnissen im eigenen Hause aufkommen zu lassen. Denn

scheelsichtig, sehr scheelsichtig und neidgelb blickten die Fremden auf unsere Mutter Germania, sowie diese sich anschickte, endlich einmal etwas zu gelten, zu bedeuten und vorzustellen in der Welt. An bösem Willen, das Aufsteigen Deutschlands hintanzuhalten oder ganz zu verunmöglichen, hat es bekanntlich ringsum nicht gefehlt. Die kleinen Kläffer zwar, welche von Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, von der Polakei, der Walachei und der Schweiz her widerdeutsch bellten, konnte man unbeachtet kläffen lassen, —

„Denn ihres Bellens lauter Schall
Bewies nur, daß *wir* ritten" —

und den von sämmtlichen Winkelkneipen- und Winkelblätterpolitikern der genannten Länder zuthunlich den Deutschen ertheilten Rath, diese sollten nach ihrem riesigen Siege bei Sedan haltmachen, für diesen Sieg die lieben Franzosen schön um Verzeihung bitten und ohne Dank und Gewinn stracklichst heimmarschiren, mochte man schweigend an den Ort thun, allwo alle Makulatur ihre Endbestimmung findet. Eine ganz andere Frage war aber die nach dem Verhalten der großen Mächte zu den deutschen Erfolgen. Wie früheren Ortes dargethan worden, hatten nur die Raschheit und Mächtigkeit der deutschen Siegesschläge den Deutschenhassern in der Hofburg zu Wien und den Tedeschifressern im Palazzo Pitti zu Florenz die Lust vertrieben, mit den Franzosen gemeinsame Sache zu machen; aber nachdem es einmal soweit, war vonseiten Oestreichs und Italiens eine thatsächliche Einmischung kaum mehr zu besorgen. Es ist auch nur billig, anzunehmen, daß der Kaiser Franz Josef an zweierlei dazumal sich erinnert haben mag: erstens daran, daß er selber ein Deutscher, und zweitens daran, daß seinem Hause und seinem Reiche vonseiten Frankreichs seit Jahrhunderten jede Unbill und jede Demüthigung zugefügt worden. Was den „König-Ehrenmann"

Vittorio Emanuele betraf, so fand der es weit weniger gefährlich und weit mehr lohnend, seine Truppen gen Rom als gegen die Deutschen marschiren zu lassen. Die italischen Kanonen, welche am 20. September 1870 die Porta pia und die Porta salare der Papststadt einschossen, hatten leichte Arbeit, maßen die schwere schon 19 Tage zuvor durch die deutschen Geschütze an der Maas gethan worden war. Preußen hatte 1866 mittels Sadowa's den Italienern Venedig und Deutschland hatte ihnen jetzt mittels Sedans Rom gegeben. Zum Dank dafür überschüttete der zahme italische Liberalismus (die „Consorteria") in seinen Blättern die Deutschen mit Lästerungen und Verleumdungen und schickte der wilde seinen Cirkus-General Garibaldi nach Frankreich, um den Deutschen den Krieg zu machen. Das Sprichwort von der Undankbarkeit der Fürsten ist längst durch das von der Undankbarkeit der Völker ersetzt.

Und Russland und England? Russland lag auf der Lauer, um aus der durch das deutsche Schwert geschaffenen Lage seinen Nutzen zu ziehen, d. h. den pariser Friedensvertrag von 1856, dessen Bestimmungen die russischen Eroberungsschritte zur Donau, zum Balkan und zum Bosporus hemmten, in Fetzen zu reißen. In den Kreisen der „Altrussen", deren panslavistische Bärte in der Umgebung des Großfürsten-Thronfolgers widerdeutsch sich sträubten, war das Französeln Mode. Man stieß da Klagen und Wünsche aus „pour cette chère France" und wartete einander mit Phrasen des französischen Liberalismus auf, bis das rothe Quartal des Commune-Gräuels von 1871 den Großfürsten-Thronfolger seufzen machte: „Also dahin führen diese Ideen?" Mochten sich im übrigen die Aksakoff, Katkoff und Mitmongolen im Schimpfen auf die Deutschen heiser brüllen, ihr Gebrüll war nicht weniger bedeutungslos als der deutschfeindliche petersburger Salonsklatsch, so lange der Car Alexander ehrlich und offen

für Preußen einstand und seiner hellen Freude über die deutschen Siege so charakteristischen Ausdruck gab wie zur Stunde, wo er beim Eintreffen der Botschaft von Sedan ausrief: „Mein Oheim der Mordskerl (djäda maladèz)!“[1]) Und wie in Russland der Car, so stand in England die Königin Viktoria fest auf der deutschen Seite, während der Prinz von Wales in der prickelnden Erinnerung an im Seinebabel verschwelgte Tage und verkankante Nächte den Franzosen die Stange hielt. Im Lande hatten die zwei kriegführenden Völker ihre mehr oder weniger aufrichtigen Parteigänger. Kabinett, Parlament und Presse waren ebenfalls getheilter Meinung. Der Schatzkanzler Gladstone, der konfuseste Konfusionär des Jahrhunderts und folgerichtig nur in der Heuchelei, war im Herzen deutschfeindlich, durfte aber als Haupt der Liberalen, welche durchschnittlich deutschfreundlich sich anstellten, seinem eigensten Gelüste nur unter der Hand nachleben. Der Staatssekretär für das Auswärtige, Lord Granville, ermannte sich, von den Franzosenfreunden angeeifert, zeitweilig zu einem akademischen Einmischungsversuch zu Gunsten Frankreichs, zog jedoch auf ein bismarckisches „Quod non!“ hin die fühlerlich herausgestreckten Schneckenhörner sofort wieder ein. Die Sippschaft der Hochtories und Highchurchleute beehrten Deutschland mit ihrer Feindschaft und schimpften in ihrem Leibblatt „The Standard“ in der Theefistel und im Porterbaß über die siegreichen Deutschen, weil diese von ihren Siegen auch etwas haben wollten, während doch, wie die Welt weiß, das fromme England die seinigen allzeit und überall nur um Gottes und der Frömmigkeit willen davongetragen und beileibe nie nutzbar gemacht hat. Weil aber selbst den abgefeimtesten Heuchler mitunter so etwas wie Scham anwandelt, mochte man sich im Heuchellande jen-

1) Neue Bilder aus der petersburger Gesellschaft, von einem Russen, 2. A. 75, 100.

seits des Kanals zeitweilig erinnern, daß ja Britannia jahraus jahrein mit dem Schlingen und Verschlingen von Land und Leuten beschäfigt wäre und der „großherzige“ britische Leopard allüberall, wo es möglich, an allen Küsten und auf allen Inseln seine Raubtatze einschlüge. In einer solchen Anwandelung geschah es wohl, daß unmittelbar nach dem Tage von Sedan englische Zeitungen vom ersten Rang erklärten, die Deutschen hätten das Recht, als Siegespreis Elsaß und Lothringen nebst einer Milliarde Geld zu fordern, die Franzosen aber würden gutthun, diese Forderung unverweilt zu gewähren und daraufhin den Frieden zu erlangen [1]). Damit jedoch würde man beim John Bull schön angekommen sein! Der ist ja zuerst und zuletzt Geschäftsmann und dann erst weit hintennach Christ, Patriot, Freund oder Feind. Ein rascher Friedensschluß wäre ihm sehr quer gekommen. Denn die Fortsetzung des Krieges versprach ihm nicht nur, sondern gab ihm auch goldene Berge: die hunderte von französischen Millionen, welche er als Fabrikant und Lieferant von Waffen, Munition und jeglichem Kriegsbedarf einsäckelte, brummend über die Konkurrenz, welche ihm hierbei sein „smarter“ Vetter machte, der Brother Jonathan über dem großen Bache drüben. Was Neutralität? rechnete John und kalkulirte Jonathan. Es genügt ja, selbige amtlich zu heucheln; geschäftlich existirt sie nicht. Das Völkerrecht mag ein recht schönes Ding sein, aber ein schöneres ist der Profit. Ein Thomas Carlyle theilte freilich diese praktische Anschauung seiner Landsleute nicht; allein die Carlyles sind ja überall nur dazu da, als idealistische Ausnahmen die realistisch-gemeine Regel zu bestätigen [2]).

---

1) „Daily News“ vom 6. und 8., „Times“ vom 8. Sep. 1870.

2) Eine ebenso entschieden deutschfreundliche Stellung wie Carlyle in England nahm und behauptete in Nordamerika B. Taylor (der Uebersetzer des Faust), in Belgien Van Souft de Borckenfeld (Verfasser der „Année sanglante“), in Holland A. van der Linde, in Norwegen der

Was nun aber für Mienen die Großmächte zeigen oder welche Masken sie vorstecken mochten, sie hatten es mit Einem zu thun, welcher sich dadurch nicht beirren ließ. Hier liegt ein großes Verdienst Bismarcks. Vom Anfang bis zum Ende hat er die Einmischung von Dritten in den Streit zwischen Deutschland und Frankreich höflich, aber fest zurückgewiesen. Die Zulassung des Mitrathens von solchen, die nicht mitthaten, hätte die Deutschen wahrscheinlich, ja sicherlich um die bessere Hälfte ihres Siegesgewinnstes gebracht. Es ist ja so leicht und so angenehm, auf Kosten eines andern gegen einen dritten großmüthig zu sein.

Der Leiter der deutschen Politik erinnerte sich und andere scharf und zeitgemäß an den ersten und zweiten pariser Frieden von 1814 und 1815 — nicht zu vergessen den wiener Kongreß — allwobei England, Russland und Oestreich es sehr eilig und eifrig gehabt hatten, auf Preußens und Deutschlands Kosten recht großmüthig gegen Frankreich zu sein. Und jetzo? Alle die fremden Mächte hatten es achselzuckend den Deutschen überlassen, mit den französischen Angreifern fertig zu werden. Nachdem aber die Deutschen das zuwegegebracht, hätten sie verdient, zum Gelächter der Welt zu werden, so sie empfindsam gewesen wären, statt praktisch-politisch zu sein. Sie hatten nicht nur das Recht, sondern auch und geradezu die Pflicht, die Selbsterhaltungspflicht, sich endlich auch einmal, wie andere Völker von jeher gethan hatten, auf den gesunden Boden der Nationalselbstliebe zu stellen und von diesem wohlberech-

---

hochbegabte Björnstjerne Björnson, in Italien Giuseppe Mazzini, welcher viel zu gescheid, klarblickend und erfahren war, als daß es ihm hätte beikommen können, zu thun, wie der urtheilslose Phantast Garibaldi that, welcher die Deutschen auf ihrer Siegesbahn bis nach Sedan mit überschwänglichen Sympathiebezeigungen begleitete, dann aber im gewohnten rothhemdigen Seiltänzerstile gegen sie zu Felde zog, weil vom 4. September an Frankreich eine Republik hieß.

tigten Standpunkt aus zu fordern, daß der ungeheure Aufwand von Blut und Gut, von Thaten und Leiden, von Mühen und Sorgen, welchen sie hatten machen müssen, nicht umsonst gemacht wäre. Ihre frühere Weltbürgerei war allerdings ihr Trost gewesen, solange sie kein Vaterland gehabt; aber sie war ihnen wahrlich theuer genug zu stehen gekommen, war ihnen so übel vergolten worden, daß sie vollauf berechtigt waren, jetzt zu ihren falschen Freunden und beflissenen Rathgebern ringsum zu sagen: Spielt doch ihr einmal die großmüthige Weltbürgerrolle! Wir wollen uns derweil begnügen, Deutsche zu sein und als solche unsern Vortheil wahrzunehmen.

2.

Zu Vendresse war es, am Abend vom 3. September 1870, daß Bismarck beim Abendessen nachdenklich vor sich hin sprach: „Hm, 1866 in sieben Tagen. Diesmal vielleicht siebenmal sieben. Ja, wann gingen wir über die Gränze? Am 4., nein, am 10. August. Seitdem sind noch nicht 5 Wochen verflossen. Siebenmal sieben — es wäre möglich“ [1]).

---

1) M. Busch, Graf Bismarck und seine Leute während des Kriegs mit Frankreich (1878), I, 133. Der Verfasser gehörte zu den „Leuten“ Bismarcks und berichtet als Augen- und Ohrenzeuge. Ob die Veröffentlichung von alledem, was er im vertrauten Kreise des Kanzlers gesehen und erfahren, ob namentlich die Veröffentlichung der zwanglosen Tischreden des Ministers taktvoll und zartsinnig war, ist sehr fragwürdig, geht uns aber nichts an. Das Buch liegt einmal vor und selbst die bittersten Tadler der Drucklegung haben nur die „Opportunität“, nicht aber die Glaubwürdigkeit desselben bestritten, während der große Leserhaufe öffentlich darüber schimpfte und es heimlich begierig verschlang.

Was? Den Krieg von 1870 in sieben Wochen abzumachen, wie der von 1866 in sieben Tagen abgemacht worden?

Eine schmeichelnde Möglichkeit allerdings, aber ein schwerer Irrthum. Frankreich war doch anders, als der Kanzler es sich vorstellte. Er rechnete so und durfte angesichts der Verhältnisse so rechnen: — Der Krieg ist der Hauptsache nach schon entschieden. Binnen einer Frist von 4 Wochen haben wir 8 Schlachten geliefert und gewonnen. Der Marschall Bazaine hat am 31. August den Versuch gemacht, den um Metz gelegten deutschen Einschließungsring zu durchbrechen, um der Entsetzungsarmee unter Mac Mahon, von deren Annäherung er unterrichtet war, in nordwestlicher Richtung über Diedenhofen die Hand zu reichen; er ist aber in der zweitägigen Schlacht von Noisseville zurückgeschlagen und gezwungen worden, hinter die Forts und Wälle der großen Moselfestung sich zurückzuziehen. Der Marschall Mac Mahon seinerseits ist bei Sedan mitsammt dem Kaiser und dem ganzen Heere gefangen worden und dieses in der Abführung nach Deutschland begriffen. Frankreich hat demnach keine Feldarmee mehr

---

Heuchlerpack! Ganz zweifellos sind manche Aufschlüsse darin — obzwar vorwiegend nebensächliche — welche sonst nirgends sich finden. Die ungehörigen Zuthaten des Verfassers zu den von ihm gemeldeten Thatsachen vermag ja die Kritik unschwer zu beseitigen. Es ist demzufolge nicht abzusehen, warum eine Geschichtschreibung, welche keinerlei hofhistoriographische Rücksichten zu nehmen hat, des hier gebotenen Materials sich nicht sollte bedienen dürfen. Sie hat hierzu nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, und merkwürdig genug bestätigt Bismarck selbst diese Ansicht, indem er bei Busch (II, 375) den geschichtlichen Werth amtlicher „Depeschen und Berichte" verhältnißmäßig gering anschlägt und hinzufügt: „Die Hauptsache liegt immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mittheilungen, auch mündlicher, was alles nicht zu den Akten kommt". Das mögen sich die Herren merken, welche wähnen, Geschichte sei n u r aus diplomatischen Akten zu schöpfen.

und der Weg nach Paris liegt wehrlos offen vor uns. Denn die Franzosen vermögen ebenso wenig neue Streitkräfte zu schaffen, welche im stande wären, unseren von Sedan auf die Hauptstadt marschirenden Truppen Gegenwehr zu leisten, als sie es vermögen, eine Armee aufzustellen, welche der in Metz eingeschlossenen Entsatz bringen könnte, bevor dieser die Lebensmittel ausgehen. Summa: Die Sachlage ist so, daß der gesunde Menschenverstand dem Feinde sagen muß, er thäte am besten, sofort mit uns Frieden zu machen, Frieden um jeden Preis.

Diese Rechnung war zweifelsohne „realpolitisch" ganz richtig gestellt, aber die Probe auf das Exempel schlug fehl. Das Exempel selbst zeigte die Schranken von Bismarcks Genie deutlich auf. Weil er von Idealpolitik nichts wußte und wollte, gab er dieser Ziffer keinen Platz in seinem Ziffernansatz und demzufolge rechnete er falsch. Sein kosender Traum von einem siebenwöchigen Kriege schlug zur bitterlichen Wirklichkeit eines siebenmonatlichen aus. Er sollte erfahren, daß es trotz alledem noch Idealpolitiker gäbe, ja daß eine ganze Nation in ihrer ungeheuren Mehrheit zur Idealpolitik sich bekännte.

Frankreich, vom Nachtmahr des Bonapartismus erlös't, gab sich noch nicht verloren, und die Sache idealistisch angesehen, ist die Erhebung des Landes gegen die deutsche Invasion — was auch Unsauberes, Gemeines, Infames bei dieser Erhebung mitunterlaufen mochte und wirklich mitunterlief — unbedingt groß und rühmlich gewesen. Die Thatkraft und Standhaftigkeit, womit diese Erhebung durchgeführt wurde, sie war fraglos das Beste, was die Franzosen in diesem Kriege geleistet haben. Ich, ein Deutscher, welcher gewiß ist, keinem Todten oder Lebenden an Vaterlandsliebe nachzustehen, muß leider bezweifeln, ob Deutschland, wenn es seinerseits in der Lage sich befunden hätte, in welcher nach

dem Tage von Sedan Frankreich sich befand, so einig und gewaltig wie dieses gegen die fremden Eindringlinge sich erhoben haben würde. Ich fürchte geradezu, in Deutschland hätte nicht allein der Mangel an Centralisation, sowie nicht allein der Mangel an Geld und Kredit eine derartige Erhebung verhindert, sondern auch und viel mehr noch die traurige Thatsache, daß drei Deutsche immer vier Meinungen haben, und die ebenso traurige, daß bei uns die bekannte „Politik des Einzelnen" der Politik des Ganzen jeden möglichen Abbruch thut, weil eben die nationale Idee den Deutschen noch lange nicht so zu Fleisch und Blut geworden wie den Franzosen.

Man hat gesagt, nur ihre durch die deutschen Siege tiefverletzte Nationaleitelkeit habe die Franzosen so gegen die Sieger sich aufbäumen lassen. Wohl, wenn dem so wäre, dann müßte man anderen Völkern, vorab dem deutschen, nur gleich auch ein gut Stück von einer Nationaleitelkeit wünschen, welche einer Kraftentwickelung fähig ist, wie die französische während der „année terrible" es war. Wahrheit und Gerechtigkeit verlangen aber, daß man den Franzosen nicht nur eine solche wunderthätige Eitelkeit zugestehe, sondern auch viel vom Besten und Höchsten, „was Menschenherzen erhebt". Man hat ferner gesagt — und zwar nicht etwa nur Deutsche, sondern auch Franzosen haben so gesagt — die Regenten der am 4. September improvisirten Republik hätten das Wohl ihres Vaterlandes ihrer Parteileidenschaft, ja ihrem persönlichen Ehrgeiz geopfert, indem sie ohne alle Rücksicht auf die Räthlichkeit oder vielmehr Nothwendigkeit, Frieden zu schließen, den Krieg „à outrance" proklamirten, weil sie gehofft, mittels des Krieges die Republik und mit derselben ihre eigene Macht zu befestigen. Das ist aber ein ungerechter Vorwurf. Bei der nach dem Verschwinden des Kaiserthums in Paris herrschenden kriegerischen Wuthstimmung

konnten die Mitglieder des „Gouvernement de la défense nationale“ dazumal gar nicht Frieden schließen, selbst wenn sie es gewollt hätten. Konnten es nicht, auch wenn die deutschen Bedingungen anders gelautet haben würden, als sie lauteten. Paris wollte die Fortsetzung des Krieges und der Wille von Paris war der Wille Frankreichs. Im September 1870 mehr als je.

Die Regierung der nationalen Vertheidigung bestand aus lauter Republikanern, mit Ausnahme von einem. Dies war der Regierungspräsident, zugleich Gouverneur von Paris und Oberbefehlshaber der ganzen Waffenmacht innerhalb der Hauptstadt, General Trochu. Seiner bei jeder Gelegenheit emphatisch kundgegebenen strengkatholischen Frömmigkeit zufolge hätte er eigentlich Legitimist sein müssen; er hatte sich aber bislang für einen Orleanisten ausgegeben, obzwar der Orleanismus in diesem Nebelkopfe auch nur etwas so Verschwommenes war wie alles andere. Politisch betrachtet, waren nur 2 Mitglieder der Regierung von Bedeutung: die beiden Advokaten Jules Favre und Leon Gambetta[1]). Thatsächlich standen sie vom September an während der ganzen Dauer des Krieges an der Spitze der Staatsgeschäfte, der eine in Paris, der andere in den Provinzen, allwo Gambetta eine geradezu diktatorische, eine unbedingte Macht handhabte. Beide waren glühende Patrioten und begeisterte Republikaner. Unter den Motiven, von welchen sie getrieben wurden, hatte wohl auch der persönliche Ehrgeiz einen Platz, aber keineswegs den ersten. In beiden lebten als leitende Anschauungen die Er-

[1]) Es dürfte erwähnenswerth sein — als ein allerdings kaum mehr nöthiger Beweis der Gescheidheit und Anschlägigkeit der semitischen Rasse — daß viele Mitglieder des „Gouvernement de la défense nationale“ Kinder Israels waren. So Crémieux, Simon, Magnin, Picard. Gambetta kam von väterlicher Seite vom Stamme Juda, Favre scheint von mütterlicher dorther gekommen zu sein.

innerungen aus der Geschichte der ersten Revolution, so nämlich, wie diese Geschichte durch Thiers und andere Geschichtefärber und Geschichtefälscher zum Haus- und Marktgebrauche ihrer Landsleute zurechtgemacht worden war. Favre und mehr noch Gambetta sie waren erfüllt von jenen Legenden aus den Jahren 1792—94, denen zufolge die damalige französische Republik wie mittels Zaubermacht alle ihre Feinde zurückgeschlagen und besiegt hätte. Die wahre Geschichte jener Zeit macht freilich das Wahnbild dieser Zauberei in nichts aufgehen. Aber weil die beiden Citoyens von phantastischen Voraussetzungen ausgingen, haben sie von Anfang an die Sachlage nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, haben die Macht des Feindes weit unterschätzt und die Widerstandsmittel Frankreichs ebenso überschätzt. Beide stellten sich — das Schlimmste, was Staatslenkern begegnen kann — unter die Herrschaft ihrer eigenen Phrasenmacherei und mußten sich demnach die Folgen derselben gefallen lassen. Sodann mangelte es beiden ganz entschieden an den Kenntnissen, welche ihre Machtstellung nothwendig erforderte. Favre war ein richtiger Bönhase von Diplomat und Gambetta verstand wenig von der Civilverwaltung, weniger von der Militärverwaltung und am wenigsten von der Armeeleitung. Daher denn auch die kolossalen, geradezu märchenhaften Verschleuderungen öffentlicher Gelder während der gambetta'schen Diktatur, welche man darum mit jenem wortspielerischen Witz, dem die Franzosen unter keinen Umständen entsagen können oder mögen, als das „Gouvernement de la dépense nationale“ bezeichnete.

Trotz alledem ist es — immer den idealen Standpunkt festgehalten — nur gerecht, anzuerkennen, daß den Bemühungen der beiden Patrioten, die siegreichen Deutschen aufzuhalten, eine Wendung des Kriegsglückes herbeizuführen und die fremde Invasion zurückzutreiben, ein großer Gedanke und

ein edles Wollen zu Grunde lagen. Wenn dieser große Gedanke nur sehr unvollkommen zur Erscheinung kam, wenn das edle Wollen nur allzu häufig hinter dem häßlichen Lügendunst, dessen Aufschwindelung namentlich Gambetta sich angelegen sein ließ, völlig verschwand, so muß man, wenn man billig sein will, sagen, daß hieran die Verhältnisse wenigstens ebensosehr als die Menschen schuldgewesen. Und nicht billig, sondern nur strenggerecht braucht man zu fühlen, um hohes Lob zu zollen der Begeisterung, Hingebung und Ausdauer, womit das französische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit den Bemühungen seiner Führer, obzwar unter diesen nicht ein einziger Nummer-Eins-Mann sich fand, entgegenkam und, wenigstens in allen seinen bessern Elementen, sich willig und bereit zeigte, dem Vaterlande Gut und Blut zu geben. Jene Bande von Narren und Gaunern ausgenommen, welche schon im belagerten Paris ihre frevelhaften Zettelungen betrieb und dann unmittelbar nach dem Kriege dort ihr Brand- und Mordschandbanner aufpflanzte, gingen alle Parteiunterschiede in dem Gefühle des Franzosenthums auf. Nur daraus erklärt es sich, daß Frankreich einer Regierung sich unterwarf, welche durchaus keine andere Vollmacht aufzuweisen hatte als die, welche ihr am 4. September im Drange des Augenblicks ein tumultirender pariser Volkshaufe gegeben oder welche sie eigentlich unter Zustimmung dieses Volkshaufens selber genommen hatte. Aber sie konnte für sich anführen, daß sie die Gewalt nur an sich genommen, um alle Kräfte der Nation zur Rettung des Vaterlandes zusammenzufassen, und es war ein wahrer Triumph des französischen Nationalbewußtsein, daß es diesen Grund als vollberechtigt gelten ließ. Demnach unterwarfen sich die Franzosen dem durchaus willkürlichen Schalten und Walten des kraft eigener Machtvollkommenheit als Diktator auftretenden Advokaten aus Cahors, der Diktatur „des Enkels eines italischen Juden“, weil diese Diktatur den

Boden Frankreichs vom Feinde zu befreien verhieß und weil eben die Völker allzeit und überall dahin zu neigen und dort zu gehorchen lieben, wo augenblicklich die zuversichtlichste Kraftentwickelung statthat. Die ihrer großen Mehrzahl nach bonapartistisch gesinnten Generale und Offiziere stellten sich der republikanischen Regierung eifrig zur Verfügung. Die Anhänger des hinkenden froschdorfer „Roy“ wie die der knausernden Prinzen von Orleans thaten ebenso. Die „päpstlichen Zuaven“, zumeist Sprösslinge altlegitimistischer Familien, haben, von den Vendéern Charette und Cathelineau geführt, tapfer unter der revolutionären Trikolore gefochten. Der Klerus, vom Kardinal-Erzbischof bis hinab zum letzten Dorfpfarrer, hat muthig, nicht selten mit Todesverachtung seine patriotische Schuldigkeit gethan. Kurz, alle Klassen und Stände — immer mit Ausnahme der erwähnten Narren- und Gaunerbande — standen zusammen in dem Gefühle der Nationalität, in dem Gedanken des Vaterlandes und litten und stritten dafür. So etwas wird freilich nicht zuwegegebracht durch jenen flauen, halbschlächtigen, manchesterthümlichen Liberalismus, welcher die Losung hat oder doch haben sollte:

> Raum, ihr Leut', dem Ellenmaß
> Einer Krämerseele!

Aber dieses Ellenmaß ist nun eben das alles beherrschende Skepter unserer Zeit, welche alle andern Fragen aufgehen machte in der Generalfrage: Was bringt es ein? Was ist der Profit davon? Steigt man daher von dem zeitwidrigen idealen Standpunkt auf den zeitgemäßen realen, aus der Aetherhöhe auf den platten Boden der gemeinen Lebensprosa herab, so erblickt man alsbald die Kehrseite der Münze und muß demnach auch das Urtheil über das Verhalten und Verfahren der Regierung vom 4. September eine wesentliche Aenderung erfahren. Denn auf diesem Boden wird sogar der Glaube an den guten Glauben der Herren Trochu, Favre,

Gambetta und Mitregenten erschüttert und fühlen wir uns von dem Zweifel angekältet, ob diese Männer von Anfang an aufrichtig und in guten Treuen, noch mehr aber, ob sie gesundmenschenverständig gehandelt hätten. Die stärkste Unterlage für diesen Zweifel erstellte jene, schon früher in diesem Buch als ein geschichtliches Dokument angezogene Rede, welche der General Trochu am 13. Juli von 1871 in der Nationalversammlung zu Versailles gehalten hat. Da sagte er ja gerade heraus, daß Frankreich nach der Niederlage bei Sedan hätte Frieden schließen sollen; denn der weitere Widerstand wäre hoffnungslos und insbesondere der Widerstand von Paris nur „eine heldische Narrheit (une folie heroïque)“ gewesen. Allerdings setzte der Redner in demselben Athem konfusionärisch hinzu, die heldische Narrheit wäre nöthig gewesen „pour l'honneur de la France“. Da muß sich nun doch wohl jedem Menschen von fünf gesunden Sinnen die Frage auf die Zunge drängen: Was ist das für eine Regierung, welche die Ehre ihres Landes nicht anders retten zu können wähnt als mittels einer „Narrheit“, mittels einer Narrheit, welche sie selbst als solche erkennt, mittels einer Narrheit, von welcher ihre Insceneſetzer leicht wissen konnten, daß sie eine unberechenbare Summe von Unheil über das Land bringen müßte? Die nüchterne Kritik muß wohl oder übel zu dem Wahrspruch gelangen, daß, so die Herren von der Septemberregierung Frankreichs wirkliche Staatsmänner und von jedem Hintergedanken der Parteibefangenheit frei gewesen wären, sie sich bemüht haben würden, die Sachlage anzusehen, wie sie war. Dannzumal hätten sie schwerlich die Thorheit begangen, die Hinterlassenschaft des bankbrüchigen Kaiserreiches anzutreten und den Krieg weiterzuführen, sondern sie hätten sich beeilt, sofort und — wohlverstanden! — außerhalb von Paris eine Nationalversammlung einzuberufen, welche ganz sicherlich den Frieden gewollt haben würde, einen Frieden,

bei welchem Frankreich sehr viel billiger weggekommen wäre, als es 7 Monate später wegkam.

Das Gesundmenschenverständige geschah nicht, wie es denn überhaupt sehr selten und immer nur im äußersten Nothfalle, wann das Unverständige bis zum letzten Fetzen abgewirthschaftet hat, auf dieser unserer lieben Erde zu geschehen pflegt. Die angebliche Unmöglichkeit, eine Nationalversammlung berufen zu können, war nur eine läppische Ausrede. Die Herren vom 4. September wollten keine Nationalversammlung und von einer außerhalb von Paris zu versammelnden wollten sie vollends gar nichts wissen. Das ist unbestritten und unbestreitbar. Der Grund war eingestandenermaßen dieser, daß stark zu befürchten, die zu berufende Nationalversammlung — auf deren Berufung doch auch die franzosenfreundliche fremde Diplomatie drang — würde nicht republikanisch ausfallen[1]. Will man in den damaligen

1) Der Berichterstatter, welchen die nach dem Kriege zur Prüfung des Verhaltens der Regierung vom 4. September eingesetzte Kommission ernannte, hat das Protokoll der Regierungssitzung vom 8. September 1870 vorgebracht, laut dessen an diesem Tage die Frage der Berufung einer Nationalversammlung zur Debatte stand (Enquête parlementaire, I). Jules Simon votirte: „Wäre der Feind nicht da, würde ich für die Berufung sein; aber so, wie die Sachen liegen, würde eine Nationalversammlung nur die Regierung schwächen, sie würde mit dem Feinde unterhandeln, während Paris mit demselben kämpft, und sie würde schließlich nur dem Orleanismus zu gut kommen.“ Noch deutlicher drückte sich Garnier-Pagès aus, indem er hinter seinen riesigen Vatermördern hervorsprach: „Die Frage ist, zu wissen, ob die Wahlen republikanisch ausfallen werden. Wenn man dessen sicher wäre, dürfte man nicht zaudern (si on en était sûr, on n'hésiterait plus). Da ich nun überzeugt bin, daß die Wahlen um so republikanischer ausfallen werden, je bälder mau sie anordnet, und daß sie viel weniger republikanisch sein werden, wenn sie nach einer Kapitulation“ — (also schon damals, schon am 8. September, schwebte denn doch den Herren die Kapitulation vor Augen?) — „vorgenommen werden, so bin ich dafür, jetzt wählen zu

Regenten Frankreichs Idealpolitiker sehen, so ließ sich dieser Grund hören. Die Herren gingen, eingenebelt in ihre illusionärische Legende von 1792, von der Ansicht aus oder stellten sich wenigstens an, davon auszugehen, daß das republikanische Frankreich den Feind besiegen müßte, weil eben nur die Republik siegen könnte. Sobald sie aber zum Schluß gekommen, die Anerkennung und Bestätigung der Republik durch eine noch gar außerhalb der Hauptstadt tagende Nationalversammlung wäre sehr zweifelhaft und darum müßte man von der Berufung einer solchen Abstand nehmen, mußten sie den Krieg fortsetzen, weil die Masse der Bevölkerung von Paris, mit einem Wort, das pariser Proletariat, welches sich ja beim Kriegszustande sehr wohl befand, es so haben wollte. Die Herren Proletarier fanden sich vortrefflich darein, mit ihren Familien auf Staatskosten zu leben und nichts zu thun als ein bißchen mit Schießgewehren zu spielen. In dieser Thatsache, nur der Unverstand könnte das zu leugnen wagen, wurzelte ein nicht geringer Theil des vielgerühmten „Heroismus", welchen das belagerte Paris entwickelte. Das Proletariat hätte den Widerstand der Hauptstadt gern ins Unendliche verlängert, maßen ja, solange dieser Widerstand währte, seine Frauen und Kinder aus den Staatsmagazinen ernährt und seine Männer für ihr Nichtsthun als Nationalgarden oder, wie man das bombastisirend ausdrückte, als „Wehrleute für die Freiheit und Civilisation" besoldet wurden, wenn nur die Lebensmittelvorräthe nicht ausgegangen wären. Während in dem belagerten Paris für die Mittelklassen das Dasein bald beschwerlich und entbehrungsvoll, später geradezu

---

lassen." Noch entschiedener stimmte Picard für die sofortige Vornahme der Wahlen und die Berufung einer Nationalversammlung wurde dann auch an demselben 8. September „im Princip" beschlossen. Allein zugleich die Vertagung der Wahlen bis zum 16. Oktober, und bis dieser kam, hatte Gambetta schon dafür gesorgt, daß nichts daraus werden konnte.

schmerzhaft und nothvoll wurde, war es für das Proletariat verhältnißmäßig eine wahre Schlaraffei. Aber das „Volk“ — das Wort bildet zusammen mit „Religion“ und „Freiheit“ die Dreizahl der am meisten missbrauchten Worte — wollte im stupiden Glauben an seine Lug- und Trugpropheten vom Schlage der Blanqui, Flourens und Pyat, die Schlaraffei noch schlaraffischer machen. Daher das wiederholte wüste Tumultiren und Putschen während der Belagerung von Paris, um den Narren und Gaunern die Regierung in die Hände zu spielen.

Mit dieser Gefahr hatten die Regenten vom 4. September von Anfang an zu rechnen. Ueberhaupt war die Bürde, welche sie auf sich genommen, eine riesig-schwere. Von allen Seiten stürmten Sorgen und Anforderungen auf sie ein und es wäre ebenso kenntnißlos als ungerecht, wollte man leugnen, daß diese Männer, inbetracht der Umstände wie inbetracht der ihnen verliehenen Gaben und Kräfte, ihrer großen Aufgabe und schwierigen Pflicht immerhin mit Ehren sich unterzogen und erledigt haben. Zuvörderst waren sie keineswegs sicher, in ganz Frankreich Anerkennung und Gehorsam zu finden, und es mußte ihnen die Befürchtung nahetreten, daß die seit langem und hochgradig gegen einander gespannten und gereizten Parteien jetzt bei dem allgemeinen Durcheinander zu offenem Losbruch kommen, dem Kriege gegen die mit Macht vordringenden Deutschen auch noch die Schrecken eines Bürgerkrieges hinzufügen und das Land in das vernichtende Chaos einer allgemeinen Anarchie hineinstoßen würden. Diese Befürchtung wurde aber, wie schon erwähnt worden, durch die zeitweilig alles bewältigende Kraft des französischen Nationalgefühls zunichtegemacht.

Also ihrer Machtvollkommenheit und des Gehorsams der Nation sicher, mußte es selbstverständlich eine Hauptarbeit der Regierung der nationalen Vertheidigung sein, an die Stelle

der weggefegten, bei Wörth, Spicheren, Colombey, Vionville, Gravelotte arg decimirten, in Metz blockirten oder bei Sedan gefangenen Armeen neue zu schaffen, zu organisiren und auszurüsten — eine Arbeit, welche innerhalb der Hauptstadt Trochu und seine Mitgenerale, in den Provinzen Gambetta und sein erster Gehilfe Freycinet vorzugsweise gethan haben. Daß dieselbe, angesichts eines siegreichen Feindes, mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden sein mußte, ist klar. Zwar an Rohmaterial zur Heereschaffung fehlte es nicht: Ausgehobene und Freiwillige strömten allenthalben massenhaft zu den Fahnen. Allein es fehlten die Rahmen der Bataillone, Regimenter, Brigaden, Divisionen und der Mangel an Offizieren und Unteroffizieren mußte höchst empfindlich sein. Dieser Mangel verleitete zu mehreren verkehrten Maßregeln. Unter anderen auch zu dieser, Offiziere welche in deutsche Kriegsgefangenschaft gerathen und gegen die schriftliche oder mündliche Abgabe ihres Ehrenwortes, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, freigelassen worden waren, förmlich aufzufordern und zu verlocken — auch mittels des Anerbietens, jeden derartigen Ehrenwortbruch mit 750 Francs zu honoriren — die feierlich eingegangene Verpflichtung treulos zu missachten und die Degen, welche ihnen die Großmuth der Sieger gelassen hatte, aufs neue gegen diese zu kehren. Nahezu anderthalb hundert französische Offiziere haben sich dieser unter allen civilisirten Völkern für schmachvoll angesehenen Ehrlosigkeit schuldig gemacht[1]. Die Leistungen Frankreichs in der

---

1) Genau gerechnet, 145, worunter 3 Generale, Ducrot, Barral und Cambriels (?), 1 Oberst, 2 Oberstlieutenants, 3 Kommandanten und 30 Kapitäne. Der General Ducrot, welcher, bei Sedan gefangen, in Glaire sein Ehrenwort gegeben, sich als Gefangener in Pont-à-Mousson zu stellen — selbstverständlich, um nach Deutschland abgeführt zu werden — von Pont-à-Mousson aus aber durchgebrannt war und sofort in Paris wieder ein Kommando erhalten hatte, gab sich später große Mühe, die

Neuschaffung von Streitkräften waren aller Ehren werth, ja wahrhaft groß. Allerdings merkte man denselben die Ueberhastung der fieberhaften Thätigkeit, welcher sie ihre Entstehung verdankten, leicht an. Allein nur einer solchen Thätigkeit konnte es gelingen und gelang es wirklich, an verschiedenen Punkten des Landes Armeen so zu sagen aus dem Boden zu stampfen, dieselben zu bekleiden und zu bewaffnen, mit Geschütz, Schießbedarf und allem Feldgeräthe auszustatten. Solche Sammel- und Rüstpunkte waren Lyon und Besançon im Osten, Toulouse und Bordeaux im Süden, Bourges und Orleans im Mittellande, Rouen im Nordwesten, Lille im Norden. Der Krieg hat in seinem ganzen weiteren Verlaufe freilich gezeigt, daß man, wie überhaupt nichts Tüchtiges und Dauerhaftes, so auch Armeen nicht improvisiren könne. Wie muthig immer die neugebildeten französischen Heere vielerorten den Deutschen entgegengetreten sind, nirgends vermochten sie diesen in die Länge standzuhalten, sogar da und dann nicht, wo und wann sie in höchst beträchtlicher, ja mitunter in ganz unverhältnißmäßig großer Uebermacht auftraten, wie das ja mehrmals an der Loire, an der Hallue, an der Seine und Marne, sowie schließlich und am allerauffallendsten an der Lisaine der Fall gewesen ist. Die Zusammensetzung der neugeschaffenen, beziehungsweise einer neuen Organisation unter-

---

Welt zu überreden, er hätte sich berechtigt geglaubt, von Pont-à-Mousson aus durchzubrennen, und ließ die „Pièces relatives à l'évasion du général Ducrot" als Anhang zu seinem Buch „La journée de Sedan" (p. 91—105) drucken. Daraus erfahren wir, daß Ducrot nach dem Abschluß der Präliminarien von Versailles bei Moltke um die Einsetzung eines Kriegsgerichts über sein bezügliches Verhalten nachgesucht habe, daß aber weder Moltke noch Bismarck es der Mühe werth gehalten, eine solche Procedur zu veranstalten. Im übrigen darf nicht unerwähnt bleiben, daß von einer Menge französischer Officiere schriftliche Erklärungen vorliegen, worin sie die Ehrlosigkeit, deren sich so viele ihrer Kameraden schuldiggemacht, mit höchster Entrüstung brandmarkten.

zogenen Streitkräfte mußte natürlich eine sehr ungleichartige sein. Denn sie bestanden ja aus den wenig zahlreichen Resten gedienter und aus neu ausgehobenen, kaum erst nothdürftig gedrillten Linientruppen, aus vortrefflichen Marinesoldaten und Schiffekanoniren, dann aus mobilen Nationalgarden, von welchen ungefähr 300 Bataillone, wovon jedes 1000 Mann stark sein sollte, sowie 123 Kompagnien Artillerie in der Bildung begriffen waren, weiter aus Bürgerwehrleuten („garde nationale sédentaire“), die aber mehr nur so mitgezählt als zu wirklichem Dienst vor dem Feinde hergerichtet wurden, und endlich aus den Guerillasbanden der Freischützen, welche „franctireurs“ aber von ihren eigenen Landsleuten ganz richtig als „francvoleurs“ bezeichnet worden sind. Da und dort trat unter einem tüchtigen Führer wohl so eine Freischützenschar auf, welche den Deutschen mittels des kleinen Hinterhälte- und Ueberfällekrieges nicht geringen Schaden zufügte; aber im allgemeinen waren diese Freikorps nur dem eigenen Lande weit mehr als dem Feinde schädliche Lumpen- und Strolchenbanden, der Abschaum Frankreichs, wie das angebliche Allerweltsrepublikheer des phantastischen Alten von Kaprera zu einem nicht geringen Theil aus dem Auswurf Europa's und Amerika's bestand.

Den Mittelpunkt der ganzen Kriegsrüstung und Kriegsführung bildete nicht nur zunächst, sondern auch bis zum Ende des Krieges die Hauptstadt. Alle in den Provinzen gerüsteten und ausgeführten Kriegszüge hatten ja bis zuletzt das eine Ziel: den Entsatz von Paris. Schon nach den ersten französischen Niederlagen hatten Kenner des Kriegswesens in Frankreich von der angeblichen „Unmöglichkeit, Paris zu belagern“, nichts wissen wollen und die Wahrscheinlichkeit einer Belagerung der Stadt durch die Deutschen ins Auge gefasst. Demzufolge war noch von der kaiserlichen Regierung, der ja auch Trochu seine Ernennung zum Oberbefehlshaber von Paris

verdankte, in fliegender Eile für die Vermehrung der Besatzung, für die Ausbesserung und Verstärkung der Festungswerke, sowie für die massenhafte Beschaffung von Lebensmittelvorräthen vieles gethan worden. Die neue Regierung hatte diese Arbeit sofort aufgenommen und nach allen Seiten hin mit erhöhtem Eifer weitergeführt. Was die Streitkräfte angeht, die in der Stadt, welche zugleich die kolossalste Festung des Erdballs war, versammelt und, soweit es möglich, organisirt wurden, bildeten den Kern derselben das vom Rande des Sedan-Kraters noch rechtzeitig rückwärts geeilte 13. Armeekorps unter dem General Vinoy, welches übrigens an gedienten Truppen auch nur 2 Linieninfanterieregimenter und 2 Linienkavallerieregimenter zählte, und sodann Abtheilungen von eilends aus den Seehäfen herbeibefehligten Kriegsmatrosen und Marinesoldaten. Das Massematerial lieferte die pariser Nationalgarde und die aus verschiedenen Provinzen, namentlich aus der Bretagne, hergerufenen Mobilgarden, kurzweg „Moblots“ geheißen, etwa 80,000 Mann, welchen jungen Provinzialen das ungewohnte pariser Leben freilich übel mitspielte, so daß deren einem Berichte Trochu's zufolge einmal zur gleichen Zeit nicht weniger als 8000 krank waren. Wenn man Benz und Butz, alles, was in Paris mit einem mehr oder weniger brauchbaren Gewehr herumlief, zusammenzählte, so konnte man wohl nahezu eine halbe Million „Streiter“ herausbringen. Die Streitmacht aber, welche für den Dienst auf den Wällen und in den Forts oder gar zur Verwendung vor dem Feind im freien Felde geeignet war, durfte sicherlich auf höchstens 300,000 Mann angeschlagen werden, — immerhin eine stattliche Zahl, eine um so stattlichere, als die Deutschen ihrerseits lange nicht so viel Mannschaft zur Umschließung vom „Centrum der Welt“ zu verwenden hatten.

3.

Da in der Anschauung der Franzosen ihre schöne und geliebte Hauptstadt wirklich das Centrum der Welt und folglich selbstverständlich auch der Angelpunkt alles dessen war, was für die Abwehr der deutschen Invasion geschehen konnte und sollte, so hatte die Regierung über das Missliche, ja Verstandlose, von einem Ort aus, dessen Einschließung und Belagerung durch den Feind mit Bestimmtheit erwartet werden mußte, das Land leiten zu wollen, hinweggesehen und beschlossen, in Paris zu bleiben. Nur sollte eine Abordnung der Regierung in die Provinzen gehen, um dort die Geschäfte zu führen. Diese „Delegation“ wurde aus den Herren Crémieux, Glais-Bizoin und Fourichon zusammengesetzt, verließ Paris und nahm ihren Sitz in Tours. Im übrigen mochten sich die in Paris zurückbleibenden Gewalthaber vom 4. September mit der Hoffnung trösten, es würde den deutschen Belagerern jedenfalls unmöglich sein, alle Verbindungsfäden zwischen der Hauptstadt und dem Lande zu durchschneiden.

Sie täuschten sich hierin gerade so wie in ihren Hoffnungen auf den Beistand der europäischen Mächte. Favre hatte von dem letzten Minister der auswärtigen Angelegenheiten Napoleons des Dritten, De la Tour d'Auvergne, mit dürren Worten sich sagen lassen müssen, daß Frankreich keinen Verbündeten hätte. Aber der neue Minister gab trotzdem die Hoffnung nicht auf, daß „Europa“ bewogen werden könnte, für Frankreich einzutreten. Die Sprache glatter Höflichkeit, welche Lord Lyons, Fürst Metternich, Ritter Nigra, Señor Olózaga und Herr Okunjeff (der Stellvertreter des russischen Botschafters) führten, machte den armen Favre vergessen, daß den Diplomaten noch in weit höherem Grade als den Menschen die Worte gegeben wären, um ihre Gedanken zu verbergen. Ja

freilich, wenn Worte den Franzosen hätten nützen und den Deutschen hätten schaden können, dann wäre man in den Staatskanzleien von London, Wien, Florenz und Madrid sehr hilfebereit gewesen, auch jetzt noch, nach Sedan. Aber bei Worten ließ man es bewenden.

Favre bat am 6. September den englischen Botschafter, Lord Granville wissen zu lassen, daß die französische Regierung die Friedensvermittelung durch eine neutrale Macht gern annehmen würde, vorausgesetzt daß diese Vermittelung auf der Basis der Unverletzbarkeit des französischen Gebietes statthätte. Zur Ermöglichung von Friedensverhandlungen müßte aber ein Waffenstillstand geschlossen werden und es schiene ihm, Favre, geradezu unmöglich, daß ein solcher, wenn von dem englischen Kabinett vorgeschlagen, abgelehnt werden könnte. Zugleich versuchte der Minister das diplomatische Korps zu einem gemeinsamen Schritte beim deutschen Hauptquartier zu bewegen behufs der Anbändelung von Unterhandlungen und um zu erfahren, unter welchen Bedingungen von jener Seite in die Einstellung der Feindseligkeiten gewilligt werden würde. Die Herren Diplomaten, insbesondere der italische, der spanische und der türkische Botschafter, stellten sich mit Zuvorkommenheit zur Verfügung, gaben aber zu bedenken, daß der ihnen angesonnene Schritt ein hoffnungsloser sein würde, so England oder Russland nicht mitthäte. An demselben Tage richtete Favre an die diplomatischen Agenten Frankreichs ein auch auf die Oeffentlichkeit berechnetes Rundschreiben, in welchem er über die Veränderung vom 4. September Aufklärung gab und zugleich die Bedingungen andeutete, unter welchen Frankreich einen Frieden zu schließen bereit wäre. Dieses Aktenstück ist berühmt und berüchtigt geworden. Berüchtigt, weil Favre — wir wollen in Liebe annehmen, nur aus Unkenntniß — darin jene schon von uns signalisirte und gerügte Fälschung der Kundgebung des deutschen Bundesfeldherrn vom 11. August

aus St. Avold amtlich bekräftigte[1]) — jene Fälschung, welche den König von Preußen sagen ließ, „qu'il faisait la guerre, non à la France, mais à dynastie imperiale", statt, wie er wirklich gesagt hatte: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs" — eine Fälschung, aus welcher Favre und seine Landsleute die ihnen sehr bequeme Schlussfolgerung zogen, jetzt, wo die kaiserliche Dynastie verschwunden, müßten die Deutschen ohne weiteres vom Kriege abstehen. Berühmt ist das Rundschreiben vom 6. September geworden, weil es die trotzige Phrase vorbrachte: „Wir werden keinen Zoll von unserem Gebiet und keinen Stein von unseren Festungen abtreten" [2]). Das war denn doch, die Lage der Sachen angesehen, noch immer der alte Chauvinismus, der richtige gallische Größenwahnstil. Allerdings konnte Favre von dem Trutzsatze sagen, wie er es ja auch gesagt hat, er hätte damit nur dem einmüthigen Gefühle der Nation entsprochen. Aber es gab doch auch Franzosen, welche gesundmenschenverständig genug waren, dieses Gefühl nicht so ganz zu theilen. Zu diesen gehörte Ernest Picard, welcher ja überhaupt jetzt und später den gesunden Menschenverstand in der Regierung der nationalen Vertheidigung vertrat. Als Favre den Entwurf seines Rundschreibens seinen Amtsgenossen vorlas, beantragte Picard die Streichung der Worte „und keinen Stein von unsern Festungen" — indem er geltend machte, der Friede könnte ja möglich sein um den Preis einer Schleifung der Festungswerke von Straßburg und Metz[3]). Picards Ansicht aber fand keinen Anklang und die Phrase blieb stehen[4]).

1) Vgl. Bd. I, S. 232.

2) „Nous ne céderons ni une pouce de notre territoire, ni une pierre de nos forteresses".

3) Englische Blätter hatten den Franzosen gerathen, diese Schleifung den Deutschen anzubieten.

4) Favre, Gouvernement d. l. déf. nat. I, 121, 122. Trochu, Pour la vérité et pour la justice, 161.

Mit solchem Löwentrutz stimmte es nun freilich nicht sehr, wenn der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs alles aufbot, den Beistand in erster Linie Englands und Russlands, in zweiter Oestreichs und Italiens zu erlangen. Um das Eingreifen dieser Mächte zuwegezubringen, schien ihm vor allen andern ein Mann von unbestritten europäischem Ruf und Ansehen geeignet, Adolphe Thiers. Dieser hatte es abgelehnt, in die de facto republikanische Regierung vom 4. September einzutreten. Der alte Orleanist hatte sich eben dazumal noch nicht zum „Vernunftsrepublikaner" entpuppt. Aber ein warmer Patriot war er allzeit und in jeder Ver- oder Entpuppung und also versagte er sich, obgleich krank und bettlägerig, seinem Lande auch jetzt nicht. In seinem vielbesuchten Haus an der Place Saint-Georges, welches die Gauner und Narren von der Kommune im rothen Quartal von 1871 zerstörten, hatte Favre am 9. September eine lange Unterredung mit ihm. Auf die an ihn gerichtete Bitte, eine Mission an die Höfe von London, Petersburg, Wien und Florenz zu übernehmen, um dieselben zu einem vermittelnden Einschreiten zu Gunsten Frankreichs zu bestimmen, verhehlte der Greis seine Bedenken nicht und sagte geradeheraus, er hätte das Vorgefühl, diese ihm zugemuthete Mission würde erfolglos sein [1]). Am folgenden Tage aber kam er „frisch und munter" zu Favre, als „hätte der Gedanke, seinem Vaterlande einen neuen Beweis unermüdlicher Hingebung zu liefern, ihn gesund gemacht", und erklärte, die Sendung annehmen und durchführen zu wollen. Am 12. September reis'te er nach London ab.

Favre hatte ihm zuvor seine Absicht anvertraut, einen Versuch zu machen, ob er unter Vermittelung des englischen

---

1) „Il me serait douloureux de me briser contre l'indifférence des cabinets, et j'ai le pressentiment que tel sera le résultat de la mission que vous m'offrez". Favre, I, 127.

Kabinetts zu persönlichen Verhandlungen mit Bismarck gelangen könnte. Darum legte er am 9. September in die Hände von Lord Lyons eine vertrauliche Note des Inhalts: „Will der Graf von Bismarck in Verhandlungen eintreten, welche die Herbeiführung eines Waffenstillstandes behufs einer Erörterung der Friedensbedingungen bezwecken, und mit wem wünscht er zu verhandeln?“ Lyons entsandte, während Favre durch den französischen Geschäftsträger in London auch Lord Granville von der Sache in Kenntniß setzte und um Befürwortung seines beabsichtigten Unternehmens bat, einen Gesandtschaftssekretär als Eilboten ins deutsche Hauptquartier, welcher aber erst am dritten Tage nach Ueberwindung von allerhand Hindernissen zum Bismarck gelangen konnte und von diesem die Erklärung empfing, er, Bismark, hätte nichts dagegen, daß Herr Favre zu ihm käme; ob jedoch diese Zusammenkunft irgendein Ergebniß haben könnte, müßte er dahingestellt sein lassen. Favre, in seiner quälenden Angst („mon anxiété était extrême“), die deutschen Kanonen bald vor Paris donnern zu hören, beharrte bei seinem Entschluß, den deutschen Minister aufzusuchen, obzwar diese seine Absicht bei seinen Amtsgenossen nicht nur keine Billigung, sondern auch entschiedene Mißbilligung gefunden hatte. Er sprach ihnen deßhalb nicht mehr davon und setzte von seiner Abreise, als die Stunde derselben gekommen, nur den Regierungspräsidenten Trochu und den Kriegsminister Le Flô in Kenntniß. Augenscheinlich fühlte der Mann, daß er sein Rundschreiben vom 6. September besser ungeschrieben gelassen hätte. Die herbe Wirklichkeit hatte sich ihm seither doch so unabweisbar aufgedrängt, daß er sich der Phantasmen und Rodomontaden, welche er in jenem Schriftstück zum besten gegeben, in der Stille schämen mochte. Erst in die Welt hinausschreien: „Nach den Forts die Wälle, nach den Wällen die Barrikaden! Paris kann sich 3 Monate halten und siegen; so es aber unterläge, würde Frankreich,

auf den Ruf von Paris sich erhebend, es rächen —; Frankreich würde den Kampf fortsetzen und der Angreifer dabei zu Grunde gehen!" [1]) und dann mit einer „anxiéte extrème" nach einer Waffenstillstands- und Friedensverhandlung begehren, das hieß denn doch von der „tragédie heroïque" allzu rasch zum „drame larmoyante" herabsinken. Es konnte gar nicht anders sein, als daß Favre fühlte, er hätte sich mittels seines Rundschreibens in eine schlimme diplomatische Sackgasse verrannt, indem er Dinge prophezeite, welche sich nachmals als Trugbilder herausstellten, und voreilige Friedensbedingungen angab, deren Nichtannahme vonseiten des Feindes er schlechterdings voraussehen mußte. Denn der Sinn dieser Aufstellungen oder Andeutungen war ja kein anderer, als den Deutschen, den siegreichen Deutschen zu sagen: Nicht ihr dürft, sondern wir wollen den Frieden diktiren.

Thiers langte am 13. September in London an und in seinem ersten von demselben Tage datirten Bericht an Favre meldete er, daß er Lord Granville überzeugt zu haben glaubte, nicht Frankreich hätte den Krieg gewollt, sondern nur die kaiserliche Dynastie. Dann, der Lord hätte die „bonapartistische Intrike", das Kaiserreich unter dem Sohne des verflossenen Kaisers mit der Regentschaft der Kaiserin wieder herzustellen, als eine „chimärische Vision" behandelt, welche keine Beachtung verdiente. Weiterhin, daß er zu Granville gesagt: „Wissen Sie, was man in Frankreich allgemein glaubt? Daß Ihre Königin von Familieneinflüssen beherrscht sei und denselben gemäß das Kabinett beeinflusse." Darauf habe der Staatssekretär entgegnet: „Ich bin zwar meiner Souveränin ganz ergeben, aber ich bin ein englischer Minister und der Wille meines Landes ist meine einzige Richtschnur." Diese plumpe Unter-

1) „Après les forts, les remparts; après les remparts, les barricades!" etc. Circulaire du ministre des affaires étrangères (vom 6. September 1870).

schiebung, die Politik Englands würde durch die Schwiegermütterlichkeit der Königin bestimmt, hatte also nicht verfangen. Granville blieb überhaupt ebenso zugeknöpft als höflich und ließ nur eins deutlich merken, nämlich dieses, daß England entschlossen wäre, sich nicht in die festländischen Händel zu mischen. Auch bei dem Premier Gladstone, welcher das Aussehen eines zugleich traurigen und verunbequemten Mannes hatte („d'un homme à la fois attristé et importuné"), erlangte Thiers trotz aller seiner Geschicklichkeit und Redegewandtheit nur kühl-höfliche Redensarten, so man nicht das für etwas halten will, daß Lord Granville schließlich sich herbeiließ, das Verlangen Favre's nach einer Zusammenkunft mit Bismarck diesem zu empfehlen[1]). Im übrigen reis'te der berühmte Sendling unverrichteter Dinge am 17. September aus England nach Petersburg ab. Auch hier wurde er sehr artig und zuvorkommend behandelt — der Reichskanzler Gortschakoff soll ihn mit dem schmeichelhaften Wortspiel empfangen haben, daß man am russischen Hofe in der Person von Thiers nicht nur den Abgesandten, sondern die Verkörperung Frankreichs erblickte und begrüßte[2]) — aber er vermochte doch nichts herauszuschlagen als die nebelhafte Versicherung, der Car würde sich bemühen, die Einbußen Frankreichs an Land und Geld möglichst herabzumindern; jedoch wäre er entschlossen, in keinem Fall den Franzosen den Beistand seiner Waffen zu gewähren. Thiers hatte schon auf seiner Reise nach Petersburg Wien berührt und daselbst beim Staatskanzler Beust und anderen den Eindruck zurückgelassen, als „reis'te er ganz im Interesse der Republik", wie der englische Botschafter Lord Bloomfield aus dem Munde Beusts vernahm. Es scheint demnach, daß

---

1) Die Depeschen von Thiers aus London an Favre hat dieser in seinem Buch „Gouvernement d. l. déf. nationale", I, 134—51, veröffentlicht.

2) „La France en Thiers (entière)".

der vernunftrepublikanische Entpuppungsproceß des Schöpfers der napoleonischen Mythologie während dieser seiner Kreuz- und Querfahrt durch Europa vor sich gegangen sei. Am 11. Oktober war er wieder in Wien, jetzt vollständig darüber im Klaren, daß von Russland nichts zu erwarten wäre. Er drang daher in Wien auf eine gemeinsame Vermittelung vonseiten der neutralen Mächte und Beust that ihm den Willen, in diesem Sinne sofort nach London und Petersburg zu schreiben. Noch mehr, der östreichische Staatskanzler, welcher hauptsächlich durch das Veto des ungarischen Premierministers Andrassy verhindert wurde, seinem wärmsten Wunsche gemäß Frankreich den bewaffneten Beistand Oestreich-Ungarns zu gewähren, versprach wenigstens, ein thatsächliches Auftreten Italiens zu Gunsten der Franzosen mittelbar nach Vermögen zu erleichtern und zu unterstützen [1]). Der Kaiser Franz Josef seinerseits sagte dem französischen Sendling gerade heraus, daß er Wohlwollen für Frankreich hegte, aber in der Politik nur die Interessen seines eigenen Reiches zu Rathe zöge. Mit diesem Bescheid ging Thiers nach Florenz ab. Der Weg dahin mag ihm wohl rauh genug vorgekommen sein. Er, welcher sich stets als der erbittertste Feind der Vereinheitlichung Italiens aufgethan hatte, mußte jetzt kommen, das so zu sagen ihm zum Tort und Trotz vereinheitlichte Italien um Hilfe zu bitten. Der „König-Ehrenmann", an Dankbarkeit gegen die Deutschen, die ihm soeben Rom gegeben hatten, mit Garibaldi [2])

---

1) Valfrey, Hist. de la diplomatie du gouvernement de la déf. nat. I, 86.

2) Welcher Wirrkopf im turiner „Movimento" vom 7. September 1870 also sich ausließ: „Mitbürger, wir müssen es als eine heilige Pflicht betrachten, unseren Brüdern von Frankreich zur Hilfe zu eilen. Unsere Aufgabe wird sicherlich nicht darin bestehen, unsere Brüder von Deutschland zu bekämpfen, die als Arm der Vorsehung die Tyrannei gestürzt haben, welche auf der ganzen Welt lastete; aber wir werden

wetteifernd, wäre von Herzen gern für die Franzosen zu Felde gezogen. Allein die leitenden Minister Sella und Visconti verboten ihm das Abenteuer und er ließ es sich verbieten. Auch Italien also hielt an der Politik der Neutralität fest und Thiers mußte auf dem Heimweg nach Frankreich sich gestehen, daß im Grunde alle Ergebnisse seiner mühsäligen Reise im Rahmen eines Nullzeichens sich zusammenfassen ließen [1]).

Anders als der Realpolitiker Thiers es angegriffen hatte, seinem Vaterlande Beistand zu verschaffen, griff es der Idealpolitiker Victor Hugo — falls es gestattet ist, den aus Patriotismus mehr als halb wahnsinnig gewordenen Dichter so zu nennen —, ja anders griff er es an, den Deutschen beizukommen. Die Orakel, welche dieser Prophet des alleinseligmachenden Parisertthums ausgehen ließ, travestirten allerdings das shakspeare'sche Wort von

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend" —

in einen etwa so zu fassenden Vers:

Des Narren Mund, in wüstem Wahnwitz geifernd —

aber sie gehören fraglos mit zur Signatur einer Zeit, während welcher das Galliertthum kennzeichnender Weise in seinem ohne Zweifel genialsten Charakterkopf von der höchsten Leitersprosse des Größenwahns zur untersten Tiefe der Gehirnweichheit herabgefallen ist [2]).

---

das System unterstützen, welches allein den Frieden und das Glück der Völker begründen kann."

1) Einen ausführlichen Bericht über die Mission von Thiers gibt Sorel in seiner Hist. diplom. de la guerre franco-allemande, I, chap. 9 und 11.

2) Hugo war kaum am 6. September aus seinem Exil in Paris eingetroffen, als er dermaßen zu bombastisiren anhub: „Paris retten

4.

Derweil bewegten sich die Heersäulen der Deutschen auf Paris heran.

Das war keine neue Marschrichtung, sondern nur die Wiederaufnahme von jener, welche nach dem Schlachten-

---

heißt nicht allein Frankreich, sondern die Welt retten. Denn Paris ist das Centrum der Menschheit, Paris ist die heilige Stadt. Wer Paris angreift, greift das ganze Menschengeschlecht an. Paris ist die Hauptstadt der Civilisation. Daß eine solche Stadt, eine solche Hauptstadt, ein solcher Lichtherd, ein solches Geistercentrum, ein solches Universalgehirn entweiht, zerschmettert, erstürmt werden könnte — und durch wen? Durch eine Horde von Wilden — das ist unmöglich!" Etliche Tage darauf mußten aber doch dem Manne Zweifel aufgestiegen sein, ob es rathsam wäre, die Deutschen so schlankweg für „Wilde" anzusehen und auszugeben. Der Dichter ging also her und rührte aus Dur- und Molltönen, aus Beschwörungen, Schmeicheleien, Klagen und Drohungen ein wunderliches, ein hugo'sches Gebräu zusammen und adressirte dasselbe an die Deutschen. In dieser Epistel e delirio stand zu lesen: „Paris gehört nicht uns allein, sondern es gehört auch euch. Paris ist die Stadt der Städte. Paris ist die Stadt der Menschen. In Paris spürt man den Herzschlag Europa's. Athen war, Rom war, Paris ist. Durch zwei Nationen wurde Europa gemacht, durch Frankreich und Deutschland. Deutschland ist für das Abendland, was Indien für das Morgenland, eine Art Urahne, die wir verehren. Aber was geht denn jetzt vor? Was soll das heißen? Deutschland will heute dieses Europa vernichten, welches Deutschland mittels seiner Entfaltung und Frankreich mittels seiner Ausstralung geschaffen haben. Denn Deutschland würde ja, so es Paris zerstörte, Europa vernichten. Denkt doch nach! Paris liebt euch, aber Paris wird euch bekämpfen mit der ganzen furchtbaren Majestät seines Ruhmes und seiner Trauer. Paris, bedroht mit brutaler Gewaltthätigkeit, kann schrecklich werden. Ihr werdet die Forts nehmen, aber dahinter findet ihr die Umwallung; ihr werdet die Umwallung nehmen, aber dahinter findet ihr die Barrikaden; ihr werdet die Barrikaden nehmen, aber dahinter werdet ihr die mit Minen geladenen Kloaken finden. Deutsche, Paris ist gefährlich! Nehmt euch in

dreispiel von Metz eingeschlagen und hierauf vorübergehend verlassen worden war, um so zu sagen episodisch den ungeheuren Schlag von Sedan zu thun. Nachdem derselbe gethan, wandten die Sieger sofort wieder das Antlitz südwestwärts, um das Marsch- und Kampfziel zu erreichen, welches ihnen schon beim Ueberschreiten des Rheins gegeben worden war, die Hauptstadt Frankreichs.

Nicht ein Tag, nicht eine Stunde wurde verloren, diesem Ziele näher zu kommen. Der Großstratege Moltke hatte die Feder, womit er die Kapitulation von Sedan bekräftigte, kaum aus der Hand gelegt, als er schon die ergriff, womit er die Marschbefehle für die 3. und für die 4. (Maas-) Armee aufsetzte. Schon am 3. September Mittags 12 Uhr ergingen sodann diese Befehle aus dem bundesfeldherrlichen

---

acht vor Paris! Sagen wir euch das, um euch Furcht zu machen? Man macht euch Deutschen keine Furcht. Ihr habt einen Galgakus" — (wie heißt?) — „gegen Rom gehabt und einen Körner gegen Napoleon. Wir sind das Volk der Marseillaise, ihr seid das Volk der geharnischten Sonette und des Schwertliedes. Ihr seid die Nation der Denker, welche, so es nöthig, eine Legion von Helden wird. Eure Soldaten sind der unsrigen würdig. Ihr habt gute Generale, wir hatten schlechte. Ihr habt den Krieg mehr geschickt als glänzend geführt und eure Anführer haben das Nützliche dem Großartigen vorgezogen. Daher hat bis heute in diesem schrecklichen Kriege Preußen zwar den Sieg, aber Frankreich den Ruhm davongetragen. Und jetzt meint ihr — denket doch nach! — einen letzten Schlag thun zu müssen. Wisset ihr, was der Sieg über Paris für euch sein würde? Er würde die Schande sein. Ach, gewiß darf niemand daran denken, euch Deutsche schrecken zu können, großherziges Heer, tapferes Volk! Aber man kann euch belehren. Gewiß sucht ihr nicht die Schande, welche ihr finden würdet, und ich der Europäer, d. h. der Freund von Paris, ich der Pariser, d. h. der Freund der Völker, ich warne euch, meine deutschen Brüder, ich warne euch vor der Gefahr, weil ich euch bewundere und weil ich euch verehre und weil ich weiß, daß nur die Schande euch zurückschrecken kann" — u. s. w. im Victor Hugo.

Hauptquartier zu Vendresse. Sie beruhten auf der Ueberzeugung, daß die ungesäumte und thatkräftige Weiterführung der Angriffsbewegung das sicherste Mittel wäre, die allfälligen Einmischungsgelüste der fremden Kabinette von vornherein zu entmuthigen, wie nicht minder auf der richtigen Berechnung, daß der Widerstand des straffcentralisirten Frankreichs endgiltig doch nur mittels Bezwingung der Hauptstadt gebrochen werden könnte [1]). Ein Stocken, ein Zögern, ein Rathen und Tasten sie hätten sicherlich ebensosehr die Widerstandsfähigkeit von Paris verstärkt als der englischen, östreichischen und italischen Diplomatie Zeit verschafft, Einmischungsgedanken nachzuhängen oder gar die Verwirklichung von solchen zu versuchen.

Rasch, wie die Marschbefehle gegeben worden, begann auch ihre Ausführung. Am 4. September setzten sich die 3. und die 4. Armee gen Paris in Bewegung [2]). Alle Streitkräfte, welche diesen beiden Heeren zugetheilt waren, mochten zusammen in runder Summe 250,000 Mann betragen, vielleicht etwas mehr oder auch etwas weniger. Zudem wurden die Deutschen bis zu ihrer Ankunft vor Paris nicht unbeträchtlich dadurch gemindert, daß sie auf ihrem Vormarsch da und dort und vielerorten Besatzungen und Etappenkommandos zurücklassen mußten vonwegen der Sicherung ihrer Verbindungen

---

1) Blume, Die Operationen der deutschen Heere nach der Schlacht bei Sedan, 9.

2) Von der 3. Armee blieb das 1. baierische und das 11. norddeutsche Korps unter den Befehlen des Generals von der Tann vorläufig bei Sedan zurück, um die Ueberführung des kriegsgefangenen französischen Heeres nach Etain und Pont-à-Mousson zu besorgen. Dort übernahm die um Metz gelagerte Armee den Weitertransport der Franzosen nach Deutschland. Die Truppen vom 1. baierischen und vom 11. norddeutschen Korps holten dann 2 Wochen später ihre Waffengefährten auf dem Marsche nach Paris wieder ein.

nach rückwärts. Die ganze Marschordnung war von der obersten Heerleitung mit jener Vor-, Um- und Rücksicht getroffen worden, welche wie das Größte so das scheinbar Kleinste in ihre Berechnung einstellte und auch bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt durchweg, zu den deutschen Erfolgen so viel beigetragen hat. Alles wurde vorgesehen und nichts außer-acht gelassen, was die Bewegungen der Truppen erleichtern und dieselben zur bestimmten Zeit an die bestimmten Marschziele bringen konnte. Falls die ernste Persönlichkeit Moltke's die Anwendung eines solchen Bildes zuließe, könnte man sagen, der Generalstabschef der Armee hätte die gewaltige Heermaschine so leicht, so scheinbar spielend gehandhabt, wie eine hübsche Frau mit ihrem Fächer thut.

Reiterharste mit Batterieen reitender Artillerie voran, zogen die beiden großen Heerkörper auf verschiedenen Straßen pariswärts, auf drei verschiedenen Straßen. Die nördliche führte über Rethel und Soissons, die südliche über Epernay, Chateau-Thierry und Meaux, die mittlere über Reims, Boursault, Montmirail und Coulommiers. Die leichtesten Tagmärsche hatten die Truppen zu machen, welche auf der mittleren Straße daherzogen; denn es war ihnen ja befohlen, mit den auf der nördlichen und südlichen marschirenden sich auf gleicher Höhe zu halten, damit ein gleichzeitiges oder wenigstens ein erreichbar gleichzeitiges Eintreffen aller Streitkräfte vor Paris stattfände. Der Gewalthaufe der vom Kronprinzen von Preußen geführten Armee hielt die südliche Straße und hatte demnach die Reihe jener Walstätten zwischen Chateau-Thierry und Montmirail zu durchschreiten, allwo das letzte flüchtige Lächeln, welches die Siegesgöttin im Februar 1814 dem Napoleon gönnte, den Marschall Vorwärts-Blücher vorübergehend zum Marschall Rückwärts gemacht hatte. Dermalen, im September 1870, fand der deutsche Vormarsch keine anderen Hindernisse als zerstörte Brücken und gesprengte Eisen-

bahntunnel. So hatten die Franzosen bei Meaux die Marnebrücke, bei Corbeil die Seinebrücke zertrümmert. Hier und dort haben die deutschen Pionire binnen wenigen Stunden Nothbrücken fertiggestellt. Ernsthaftere Schwierigkeiten verursachten zertrümmerte Brücken und gesprengte Tunnel auf der Straße nach Paris den Deutschen erst dann, wann es sich um die Herbeischaffung schweren und schwersten Belagerungsgeschützes aus Deutschland handelte. Im übrigen weiß man ja, daß die den deutschen Armeekorps zugetheilten „Eisenbahnkompagnien“ in der Herstellung der vom Feinde zerstörten Schienenwege bewunderungswürdiges leisteten und zwar in kaum glaublich kurzer Zeit.

Der Gewalthaufe der vom Kronprinzen von Sachsen geführten Armee marschirte auf der nördlichen Straße und eine Abtheilung dieser Heersäule erlitt bei Gelegenheit der Einnahme der zwischen den Flüssen Aisne und Oise gelegenen Festung Laon einen Unfall, welcher den Franzosen sehr zur Unehre gereichte. In der Citadelle von Laon befehligte der General Theremin d'Hame 1 Kompagnie Linieninfanterie und etliche tausend Mann Mobilgarden. Die Festung war nicht widerstandsfähig. Am 8. September erschien vor ihr die Vorhut vom 4. deutschen Korps, die vom Herzog Wilhelm von Mecklenburg geführte 6. Reiterdivision, welcher 1 Jägerbataillon und 1 reitende Batterie beigegeben waren. Sofort zur Uebergabe aufgefordert, erbat und erhielt der französische General Bedenkzeit bis zum nächsten Morgen und erklärte sich um 9 Uhr am 9. September zur Kapitulation bereit. Die Uebergabe der Festung sollte um Mittag, der Ausmarsch der für kriegsgefangen erklärten Linieninfanterie, sowie der zu entwaffnenden und freizulassenden Mobilgarden aus der Citadelle um 2 Uhr vor sich gehen. Der Herzog rückte um 12 Uhr mit seinem Stabe und dem Jägerbataillon in die Stadt. Eine Kompagnie desselben besetzte das Thor der Citadelle,

auf deren Hof die Entwaffnung der Besatzung vor sich ging. Dann folgte der Ausmarsch der Franzosen, während dessen der General Theremin mit dem Herzog und dessen Offizieren vor dem Thor im Gespräche stand. Plötzlich zwei furchtbare Krache und die Citadelle ging in die Luft, Balken, Bomben, Quader, Thürpfosten und Fenstergesimse umher und weithin schleudernd und mittels dieser Schleuderung einen nicht unbeträchtlichen Theil der Häuser in der Stadt zertrümmernd oder wenigstens stark beschädigend. Der Artilleriehauptmann Mann, 2 andere Offiziere und 39 Jäger wurden auf der Stelle zermalmt, etwa 250 französische Mobilgarden blieben todt auf dem Platze, Verstümmelungen gab es viele auf beiden Seiten, der Herzog Wilhelm, der Oberst Gröben, der Major Schönfels, der Husarenleutnant Roß trugen leichtere oder schwerere Verwundungen davon. Auch der General Theremin und mehrere seiner Offiziere wurden schwer verwundet. Nachdem die erste Erschütterung vorüber, kamen die Deutschen sofort von ihrem Verdachte zurück, der General selbst könnte die verrätherische Entzündung des Pulvermagazins — es sollen 26,000 Kilogramm Pulver darin gewesen sein — geplant und veranlasst haben. Die angestellte Untersuchung vermochte nur die Wahrscheinlichkeit herauszustellen, daß der mit der Aufsicht über das Pulvermagazin betraute französische Unteroffizier („garde d'artillerie"), in patriotischer Verzweifelung über alle unter civilisirten Völkern geltende Ehre und Treue sich hinwegsetzend, die mörderische Unthat verübt habe [1]). Von dieser datirt zweifelsohne die Vergiftung des Krieges, und zwar namentlich darum, weil die pariser Schmierakelei in allen Tonarten der Dummheit und Gemeinheit die Verrätherei von Laon als ein wahres Heldenstück herausstrich, nicht bedenkend, daß, falls eine treulose meuchlerische Kriegsführung platzgriffe, dieselbe zwar schwer

1) Generalstabswerk, II, 24. Junck, II, 33. Fontane, II, 107.

auf die Deutschen, aber noch viel schwerer auf die Franzosen fallen müßte[1]).

Das große deutsche Hauptquartier nächtigte am 4. September in Rethel, am folgenden Tage kam es nach Reims, wo der Bundesfeldherr im erzbischöflichen Palaste sein Quartier nahm. Die Stadt hatte keinen Widerstand versucht; nur auf eine durchreitende Schwadron westfälischer Husaren war aus einem Kaffeehaus ein Schuß gethan worden, was der Wirth mit Niederreißung seines Hauses büßen sollte, aber auf sein flehentliches Bitten hin mit der Abgabe von 200 Flaschen Sekt an die Schwadron büßen durfte. Als an der Tafel des Kanzlers ähnliche Vorfälle insbesondere die, welche die Erstürmung von Bazeilles durch die Baiern begleitet hatten, zur Sprache kamen, verhehlte Bismarck nicht, daß die Theilnahme der Bevölkerung am Kriege schlechterdings nicht geduldet werden sollte. Aber viel härter und herber als der deutsche Staatsmann sprach sich bei dieser Gelegenheit der amerikanische General Sheridan aus, welcher als Gast mit bei Tische war. Der republikanische Kriegsmann, dem es gewiß weder an Erfahrung noch an Urtheil fehlte, meinte, im Kriege wäre die strengste Behandlung der feindlichen Bevölkerung ganz in der Ordnung[2]). Von Reims aus erließ der Kanzler am 13. September ein diplomatisches Rundschreiben, worin er Europa auf die Friedensbedingungen, welche Deutschland den Franzosen stellen würde, amtlich vor-

1) Es ist nur gerecht, nicht zu verschweigen, daß wenigstens ein pariser Blatt, das „Journal des Débats“, den ehrenwerthen Muth hatte, den Verrath von Laon als das zu brandmarken, was er war.

2) „Die richtige Strategie“, so sagte er ungefähr, „besteht erstens darin, daß man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, daß man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, daß sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muß den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“ Busch a. a. O. I, 144.

bereitete. Darin war mit Betonung bemerkt, daß Deutschland seine Bürgschaften für die Zukunft nicht „in französischen Stimmungen“ zu suchen, sondern solidere suchen müßte. Dann hieß es: „Die Garantieen, welche man nach dem Jahr 1815 gegen die französischen Gelüste und für den europäischen Frieden in der heiligen Allianz und anderen im europäischen Interesse getroffenen Einrichtungen gesucht hat, haben im Laufe der Zeit ihre Wirksamkeit und Bedeutung verloren, so daß Deutschland allein sich schließlich Frankreichs hat erwehren müssen, nur auf seine eigene Kraft und auf seine eigenen Hilfemittel angewiesen. Eine solche Anstrengung wie die heutige darf der deutschen Nation nicht dauernd von neuem angesonnen werden und wir sind daher gezwungen, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe zu erstreben, Bürgschaften zugleich für den europäischen Frieden, der von Deutschland eine Störung nicht zu befürchten hat. Diese Bürgschaften haben wir nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation zu fordern, welche gezeigt hat, daß sie jeder Herrschaft in den Krieg gegen uns zu folgen bereit ist, wie die Reihe der seit Jahrhunderten von Frankreich gegen Deutschland geführten Angriffskriege unwiderleglich darthut. Wir können deßhalb unsere Forderungen für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Gränze dadurch zu erschweren, daß wir diese Gränze und damit den Ausgangspunkt französischer Angriffe weiter zurücklegen und die Festungen, mit denen Frankreich uns bedroht, als defensive Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen“ [1]. Damit war die deutsche Hauptfriedensbedingung,

1) Hahn, Fürst Bismarck, II, 125—26. Ich habe schon im 1. Bande meines Buches angemerkt, daß und warum ich die Aktenstücke zumeist dieser Aktensammlung entnehme.

an welcher später unerschütterlich festgehalten wurde, grundsätzlich aufgestellt.

Am 14. September ging das Hauptquartier von Reims vorwärts nach Chateau-Thierry. Je näher man der Hauptstadt kam, desto mehr nahm die Verlassenheit der Ortschaften zu, in welchen nur Gastwirthe, Greise und Greisinnen zurückgeblieben waren. Junge Frauen und Mädchen sah man gar nicht. Noch näher gegen Paris zu gesellte sich der Verödung der Städtchen, Dörfer und Landhäuser auch ihre von französischen Händen herrührende Verwüstung, wovon weiterhin etwas zu sagen sein wird. In Chateau-Thierry erließ Moltke am 15. September den Heerbefehl, welcher die Anweisung zur Einschließung von Paris gab [1]. Am nächsten Tage rückte

1) „Der weitere Vormarsch gegen Paris hat zunächst den Zweck, jede Verbindung der Hauptstadt nach außen abzuschneiden und Zufuhren wie Entsatzversuche zu verhindern. Im allgemeinen sind daher die Truppen dem Geschützfeuer der Werke nicht auszusetzen, jedoch zur Verkürzung der Cernirungslinie so nahe als möglich an jene heranzuführen. Die 4. Armee ist gegen die Nordseite von Paris derart zu dirigiren, daß das 4., das 12. und das Garde-Korps am 19. d. M., die Kavallerie dieser Korps schon am 18. in dem Terrain auf dem rechten Seine- und Marne-Ufer die Einschließung vollziehen, wobei Argenteuil stark zu besetzen ist. Die 5. und 6. Kavalleriedivision haben die Seine unterhalb Paris möglichst schon am 18. d. M. zu überschreiten und demnächst von der Seine bei Poissy bis in die Gegend von Chevreuse die Verbindung mit der Kavallerie der 3. Armee zu suchen. Letztere Armee hat auf dem linken Ufer der Marne und Seine vorzurücken und nach Maßgabe des Eintreffens der nach rückwärts befindlichen Korps den linken Flügel auszudehnen. Wenigstens 1 Armeekorps ist zwischen Seine und Marne zu belassen. Da eine Offensive aus Paris außer Wahrscheinlichkeit liegt, so kann das Vorgehen der 3. Armee schon jetzt, unabhängig von dem Eintreffen der 4. erfolgen. Ihre Kavallerie ist so schnell als möglich zur Verbindung mit der 5. und 6. Kavallerie-Division, sowie zur Aufklärung gegen die Loire, hinter welchem Fluß der Feind eine Reserve-Armee zu bilden bestrebt sein soll, vorzuschieben. Sämmtliche von Paris fortführende Eisenbahnen sind unfahrbar zu machen, jedoch nur durch Ausheben von

das Hauptquartier nach Meaux vor, der Stadt Bossuets, und hier verfasste am Abend der Kanzler wiederum ein Rundschreiben von geschichtlicher Wichtigkeit. Dasselbe beschäftigte sich mit dem Cirkularschreiben Favre's vom 6. September, sowie mit der Sendung von Thiers an die europäischen Höfe, legte Verwahrung ein gegen allfällige Einmischungsversuche von Dritten in den Streit zwischen Deutschland und Frankreich, welche Einmischungsversuche, indem sie den französischen Illusionen Nahrung gäben, nur zur Verlängerung des Krieges beitragen könnten, und sagte dann mit scharfer Betonung: „Wir sind fern von jeder Neigung zur Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs. Was für eine Regierung sich die französische Nation geben will, ist für uns gleichgiltig. Unsere Friedensbedingungen, mit welcher zur Sache legitimirten Regierung wir dieselben auch mögen zu verhandeln haben, sind ganz unabhängig von der Frage, wie und von wem die französische Nation regiert wird; sie sind uns durch die Natur der Dinge und durch das Gesetz der Nothwehr gegen ein gewaltthätiges und friedloses Nachbarvolk vorgeschrieben. Die einmüthige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen

---

Schienen und Weichen an zu besetzenden Punkten. Ebenso sind die Telegraphenleitungen an einzelnen Punkten zu unterbrechen. Zur Verbindung der Armeen untereinander sind oberhalb Paris über Marne (4. Armee) und über Seine (3. Armee) zahlreiche Uebergänge sicherzustellen und heranführende Kolonnenwege zu ermitteln. Es ist ferner Aufgabe der Einschließungstruppen, sich in der vordersten Linie fortifikatorisch zu verstärken und die Vertheidigungsmittel des Feindes genau zu rekognosciren. Sollten von der Loire her Entsatzversuche stattfinden, so muß die Einschließung der Stadt einstweilen schwächeren Abtheilungen überlassen bleiben und wird die 3. Armee mit ihren Hauptkräften dem anrückenden Feinde, aber höchstens auf 1 oder 2 Märsche entgegengehen, um diesen zu schlagen und dann die enge und sichere Einschließung wieder aufzunehmen.“ Generalstabswerk II, 10, Anlage 65.

und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Gränzen als bisher geschützt werde. Solange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensive bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist, im Besitze Frankreichs, eine stets offene Ausfallspforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitze gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Charakter; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen und wir haben von letzterem nichts zu begehren als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Frankreich dagegen wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, wiederum angreifen, sobald es sich durch eigene Kraft oder fremde Bündnisse stark genug dazu fühlt. Indem wir (also) Frankreich, von dessen Initiative allein jede bisherige Beunruhigung ausgegangen ist, das Ergreifen der Offensive erschweren, handeln wir zugleich im europäischen Interesse, welches das des Friedens ist."

Bevor das große Hauptquartier von Meaux in das prächtige Judenschloß Ferrières übersiedelte, was am 18. September geschah, hatte der von Lord Lyons an Bismarck entsendete Eilbote, der Botschaftssekretär Malet, den Kanzler im erstgenannten Orte (oder in Lagny?) aufgefunden und von demselben die Erklärung mitzurückgenommen, daß er bereit wäre, mit einem Bevollmächtigten der französischen Regierung in Verhandelungen einzutreten. Daraufhin verließ in der Frühe vom Sonntag dem 18. September Jules Favre in aller Heimlichkeit Paris und fuhr in einem Miethwagen, begleitet von seinem Kabinettschef Ring, seinem Sekretär Hendlé und einem Kapitän vom Generalstab, aus dem Thore von Charenton.

Vorwärts von Maisons-Alfort stieß er auf die deutschen Vorposten und wurde erst nach Créteil und dann von da nach Villeneuve-Saint-Georges geleitet, wo ihn der kommandirende General des 6. deutschen Korps, Tümpling, in seinem Schloßquartier gastfrei beherbergte und einen seiner Offiziere, den Prinzen Biron, mit einem Briefe des französischen Ministers an den Kanzler nach Meaux sandte. Am folgenden Tage kam der Prinz in der Morgenfrühe zurück mit Bismarcks Antwort, daß es ihm angenehm wäre, Favre zu sehen, welchen Biron zu ihm geleiten werde. Die Abfahrt nach Meaux verzögerte sich bis nach Mittag und darum hatte der Kanzler, welcher dem Könige nach Ferrières folgen wollte, die Stadt schon verlassen, bevor Favre dieselbe erreichen konnte. Die Beiden trafen sich dann unterwegs bei einem in Ruinen liegenden Pachthof des Dorfes Montry, wo Favre den vom Pferde steigenden Kanzler mit den Worten empfing: „Ich bedaure, Excellenz nicht an einem Orte begrüßen zu können, der Ihrer würdiger wäre. Indessen stimmen diese Trümmer vielleicht ganz gut zu der Unterredung, welche nachzusuchen ich die Ehre hatte. Sie zeigen ja beredsam genug die Ausdehnung der Uebel, welchen ich ein Ende zu machen wünsche.“ Schon diese Anrede zeichnet den Mann [1]). Bismarck, welcher ihn übrigens, Favre's eigener Bezeugung zufolge, mit ernster Höflichkeit, aber ganz ungezwungen und freundlich aufnahm und behandelte, erwiderte trocken, es würde sich wohl in der Nähe ein Haus finden, welches zu der Zusammenkunft geeigneter wäre als dieses. Einer der herumstehenden Bauern machte auf das Schlößchen Haute-Maison aufmerksam, welches 10 Minuten von dem Orte auf einem vorspringenden Hügel lag. Dorthin gingen die Beiden, gefolgt von ihren Sekretären.

1) „Favre était, dans le sens le plus large du mot, ce qu'on appellait il y a cent ans „„un homme sensible““. Sorel, I, 351.

Unterwegs sagte der Kanzler, auf das Schlößchen und dessen Umgebung weisend: „Dieser Ort scheint wie gemacht für die Heldenthaten Ihrer Franctireurs. Die ganze Gegend ist voll von denselben und wir stellen eine unerbittliche Jagd auf sie an. Das sind keine Soldaten und wir behandeln sie als Meuchelmörder". Worauf Favre mit Pathos: „Aber das sind Franzosen, welche ihr Land, ihre Häuser, ihre Herde vertheidigen. Sie sind daher gewiß in ihrem Rechte und ihr eurerseits verkennt die Kriegsgesetze, wenn ihr die Anwendung derselben auf sie verweigert." — „Wir anerkennen als Soldaten nur solche, welche einer regelrechten Disciplin unterworfen sind. Die anderen stehen uns außerhalb des Gesetzes." — „Aber erinnern Sie sich denn nicht der preußischen Aufrufe von 1813 und des dazumal gegen die Franzosen gepredigten Kreuzzugs?" — „Ja wohl; aber unsere Bäume bewahren noch jetzt das Andenken an die Freiwilligen, welche eure Generale daran aufhenken ließen" [1]).

Vor dem Schlößchen fand man einen Bauer und zwei wirtembergische Dragoner. Während Favre an seinen Landsmann in der Bluse eine sentenzenreiche Anrede hielt, um ihm begreiflich zu machen, daß es eine Schmach für die große Nation wäre, wenn zu dieser Stunde so was wie ein freischützischer Ueberfall stattfände, hießen die Begleiter des Kanzlers einen der Dragoner seinen Karabiner nehmen und stellten den Mann als Schildwacht an die Hausthüre. Mit Bismarck in einen niedrigen Sal im Erdgeschoß eingetreten, hob Favre

1) Favre, I, 164. Favre's Bericht über seine Zusammenkünfte mit Bismarck in Haute-Maison und in Ferrières füllt in seinem Buche einen Raum von 35 Seiten (I, 156—191). Mit diesem Berichte sind zusammenzuhalten die bezüglichen Aktenstücke bei Hahn (II, 129—142). Dankenswerthe Einzelnheiten der Begegnung des Kanzlers und des französischen Unterhändlers bringt Busch (I, 170 fg.) bei. Aus diesen drei Quellen lässt sich ein ziemlich anschauliches Bild von dieser berühmten Zusammenkunft gewinnen.

das Gespräch also an: „Ich glaubte, bevor der Entscheidungskampf unter den Mauern von Paris begänne, die Möglichkeit einer ehrenhaften Unterhandlung versuchen zu sollen, um unberechenbarem Unglück zuvorzukommen, und ich wollte zu diesem Zwecke die Absichten Eurer Excellenz kennen lernen. Was uns angeht, so sind wir allerdings keine regelrichtige, aber doch eine ordentliche Regierung. Wir haben die kaiserliche nicht umgestürzt, sie ist von selber gefallen, und wenn wir die Gewalt ergriffen, so haben wir nur dem Gesetze der höchsten Nothwendigkeit gehorcht. Es ist nun an der Nation, über die Staatsform, welche sie sich geben will, sowie über die Friedensbedingungen sich auszusprechen. Darum haben wir sie zusammenberufen. Ich frage Sie jetzt, ob Sie wollen, daß die Nation befragt werde, oder aber ob Sie den Krieg in der Absicht führen, sie zu vernichten (de la détruire) oder ihr eine Regierung aufzuzwingen. In diesem Falle mache ich Eure Excellenz aufmerksam, daß wir zur Gegenwehr bis in den Tod entschlossen sind. Paris und seine Forts vermögen drei Monate lang zu widerstehen. Andererseits leidet auch Ihr Land ganz nothwendig schon durch die bloße Anwesenheit Ihrer Heere auf unserem Boden. Ein Kampf aber, welcher den Charakter der Vertilgung annähme, wäre für beide Länder verhängnißvoll und ich glaube, daß wir dem mit beiderseitigem guten Willen vorbeugen können." Darauf Bismarck: „Ich verlange nur den Frieden. Nicht Deutschland hat denselben gestört. Ihr habt uns ganz grundlos den Krieg erklärt, einzig und allein in der Absicht, uns einen Theil von unserem Gebiete zu rauben. In dieser Beziehung seid ihr eurer Vergangenheit treugeblieben. Seit Ludwig dem Vierzehnten habt ihr nicht aufgehört, euch auf unsere Kosten zu vergrößern. Wir wissen, daß ihr dieser Politik niemals entsagen und daher nur zu dem Zwecke, uns abermals den Krieg zu machen, euch wieder kräftigen werdet. Deutschland hat die ihm jetzt

gebotene Gelegenheit nicht gesucht, aber es macht zu seiner Sicherung davon Gebrauch, und diese Sicherung kann nur verbürgt werden durch eine Gebietsabtretung von eurer Seite. Straßburg ist für uns eine beständige Drohung. Es ist der Schlüssel zu unserem Hause und wir wollen ihn haben." — „Das wäre also Elsaß und Lothringen?" — „Von Lothringen hab' ich nicht gesprochen. Was aber das Elsaß angeht, da bin ich sehr fest. Wir betrachten dasselbe als für unsere Vertheidigung unbedingt nothwendig." — „Allein ein solches Opfer müßte Frankreich Gedanken des Hasses und der Rache einflößen, welche einen neuen Krieg herbeiführen würden. Auch will ja das Elsaß französisch bleiben. Es könnte wohl beherrscht, aber nicht aufgesogen werden und würde für Deutschland eine Verlegenheit und sogar eine Schwächung sein." — „Möglich. Aber jedenfalls wird Frankreich, selbst wenn wir es noch so großmüthig behandelten, abermals auf Krieg gegen uns sinnen. Es wird sich ebensowenig die Kapitulation von Sedan gefallen lassen, als es sich Waterloo und Sadowa gefallen ließ. Alle unsere Familien sind in Trauer, unsere Industrie leidet schwer, wir haben ungeheure Opfer gebracht und wollen nicht in den Fall kommen, morgen von neuem beginnen zu müssen." Als Favre nun behauptete, Frankreich hätte ja den Krieg nicht gewollt, führte ihm der Kanzler die bezüglichen Thatsachen zu Gemüthe. Der französische Unterhändler sagte dann etwas von der Räthlichkeit, die alten Feindseligkeiten, sowie überhaupt die Politik der Eroberung und des kriegerischen Ruhmes aufzugeben, um die der Völkerfreundschaft und der Freiheit anzunehmen [1]. Dann

---

1) Diese, zweifelsohne mit volltönender Beredsamkeit vorgebrachte Auslassung mag Sorel besonders im Auge gehabt haben, als er (I, 351) den Redner Favre dem Staatsmann Bismarck gegenüberstellte: — „Jamais mieux qu'en ce dialogue on ne put mesurer la distance qui sépare le politique de l'orateur."

aus den ätherischen Regionen wieder auf den Boden der Wirklichkeit herabsteigend, bemerkte er fragend: „Sollte Preußen neben der Abreißung französischen Gebietes etwa auch eine bonapartistische Restauration vorbereiten?“ Worauf der Kanzler: „Bewahre! Was geht uns die Form eurer Regierung an? Ja, wenn wir glaubten, daß Napoleon der Dritte unseren Interessen förderlicher wäre, würden wir ihn zurückführen. Aber wir überlassen euch die Wahl eurer Staatsform ganz und gar. Was wir wollen, das ist unsere Sicherheit und deren sind wir nur gewiß mit dem Schlüssel zu unserem Hause in der Hand. Diese Bedingung ist eine bedingungslose und ich bedaure, daran nichts ändern zu können.“ Favre warf ein, dann werde der Krieg lange währen und müßte von schweren Leiden und Opfern begleitet sein, auch für die Deutschen. „Ja wohl,“ entgegnete Bismarck, „aber wir sind darauf vorbereitet und wollen lieber die Folgen selber tragen als sie unsern Kindern zuschaufeln. Uebrigens ist unsere Lage weniger schwierig, als Sie vermuthen. Wir können uns begnügen, eins der Außenforts von Paris zu nehmen, was binnen wenigen Tagen geschehen kann, und von dieser Stellung aus schreiben wir dann der Stadt das Gesetz vor.“ [1]) — „Aber ihr werdet doch Paris nicht bombardiren wollen?“ — „Warum denn nicht, so es nöthig? Ich sage aber nicht, daß wir Paris mit Sturm nehmen wollen. Es ist uns vielleicht bequemer, die Stadt auszuhungern und uns inzwischen über eure Provinzen auszubreiten, wo uns nichts aufhalten kann. Straßburg wird am nächsten Freitag fallen [2]), Toul vielleicht noch früher. Bazaine hat in Metz seine Maulthiere aufgegessen,

---

1) Von dieser Möglichkeit war Bismarck nicht nur an diesem 19. Septembertage, sondern auch noch später überzeugt. Die Art und Weise, womit die Heerleitung gegen Paris vorgehen zu müssen glaubte, wollte ihm nicht einleuchten.

2) Der Kanzler irrte sich nur um 3 Tage.

ist jetzt an den Pferden und wird bald zur Kapitulation genöthigt sein. Wir schließen Paris ein, hindern mittels unserer Reiterei jeden Zugang und werden geduldig bei euch bleiben, solange es nöthig sein wird." So ging das Herüber und Hinüber noch eine Weile fort, bis der Kanzler, nachdem die Fortsetzung der Verhandlung in Ferrières ausgemacht worden, das Gespräch beendigte mit der Aeußerung: „Ich anerkenne, daß Sie stets die Politik vertheidigt haben, welche Sie heute vertreten, und wäre ich sicher, daß das auch die Politik Frankreichs sein würde, so wollt' ich den König zu bestimmen suchen, daß er heimzöge, ohne ein Gebietsstück und ohne Geld zu fordern. Aber Sie vertreten nur eine unfindbare Minderheit. Sie und Ihre Amtsgenossen sind aus einer Volksbewegung hervorgegangen, eine solche kann schon morgen Sie wieder stürzen. Wir haben also gar keine Sicherheit. Auch eine euch folgende Regierung würde uns keine bieten können. Das Uebel liegt in der Beweglichkeit und Unbesonnenheit eures Nationalcharakters und das Auskunftsmittel besteht in einem materiellen Pfande, welches zu nehmen wir berechtigt sind. Ihr hättet euch auch nicht den geringsten Skrupel gemacht, uns die Rheinufer zu nehmen, obzwar der Rhein keineswegs eure natürliche Gränze ist. Wir nehmen jetzt die unsrige zurück und glauben dadurch den Frieden zu sichern." Favre war ehrlich genug, das Nichtvorhandengewesensein des beregten Skrupels auf französischer Seite nicht zu leugnen. Er hat in seinen Aufzeichnungen auch nicht verhehlt, daß er von der Persönlichkeit Bismarcks einen bedeutenden und angenehmen Eindruck empfing [1]). Als der Kanzler heraustrat,

1) „M. le comte de Bismarck paraissait être dans la plénitude de sa vigueur. Sa haute stature, sa tête puissante, sa figure fortement accentuée, lui donnaient un aspect à la fois imposant et dur, tempéré cependant par une simplicité naturelle allant presque jusqu'à la bonhomie. Aussitôt que la conversation fut commencée il prit un air

fragte er den an der Thüre schildernden Dragoner: „Woher sind Sie?“ — „Aus Schwäbisch-Hall.“ — „Na, Sie können sich was darauf einbilden, bei der ersten Friedensverhandlung in diesem Kriege wachtgestanden zu haben.“

Im Schlosse Ferrières hatten die Herren vom bundesfeldherrlichen Hauptquartier Gelegenheit, ein wirklich denkwürdiges Beispiel geldprozlicher Unverschämtheit zu erleben. Das Schloß war ein Besitzthum des Herrn Barons Alphonse von Rothschild, dessen Vater James, ein Enkel des frankfurter Erzvaters Amschel, in der französischen Hauptstadt sich eingeparisirt und ein Vermögen von 1700 Millionen angehamstert hatte. Besagter Geldkipperbaron Alphonse war bis dahin königlich preußischer Generalkonsul gewesen und verdankte vielleicht diesem Umstande die Ehre, daß der König Wilhelm in Ferrières Quartier nahm. Von rechtswegen — wir sagen wohlbedächtig nicht von anstandswegen, denn so was ist einem Geldkipperbaron nicht zuzumuthen — hätte Herr von Rothschild für diese Ehre doppelt dankbar sein müssen; denn ihr verdankte er es ja, daß sein prächtiges Besitzthum die ganze Kriegszeit hindurch mit pünktlicher Sorgfalt von den Deutschen geschont und behütet wurde. Die Rücksichtnahme König Wilhelms ging sogar soweit, seinem ganzen Gefolge das Jagen in dem mit Wild angefüllten Parke des Herrn Baron strengstens zu verbieten. Alle diese Schonung war sehr übel-

---

bienveillant et communicatif qu'il ne quitta plus pendant toute sa durée. Il me considérait certainement comme un négociateur fort indigne de lui, mais il eut la politesse de ne pas le laisser voir et parut intéressé par ma sincerité. Pour moi je fus de suite frappé de la netteté de ses idées, de la rigueur de son bon sens, et de l'originalité de son esprit. Son absence de toute prétention n'était pas moins remarquable. Je le jugeai un homme d'affaires politique supérieur à tout ce qu'on peut imaginer: ne tenant compte que de ce qui est, préoccupé des solutions positives et pratiques, indifferent à tout ce qui ne mène point à un but utile.“ Favre, I, 170.

angebracht. Der Hausmeister Rothschilds, empfangenen Befehlen nachkommend, benahm sich gegen die deutschen Gäste mit geradezu flegelhafter Frechheit und verweigerte, denselben Tischwein zu liefern — wohlverstanden gegen gute Bezahlung! — obzwar viele tausend Flaschen in den Kellern des Schlosses lagerten. Der Kanzler selbst mußte sich herablassen, dem Lümmel den Standpunkt bündig, strohbündig klarzumachen, indem er ihn fragte, ob er wüßte, was ein Strohbund wäre, und erläuterte, ein Strohbund wäre ein Ding, worauf unter Umständen Hausmeister gelegt würden und zwar mit der Rückseite nach oben. Diese sehr gerechtfertigte Drohung hat dann dem Herrn Baron von Rothschild Veranlassung gegeben, in einer pariser Gesellschaft zu lügen, die Preußen hätten in Ferrières seinen „Regisseur“ prügeln wollen, „weil die Fasanen, die er ihnen vorgesetzt, nicht getrüffelt gewesen wären“ [1]). Vielleicht ist es nicht unstatthaft, der Erwähnung dieses deutschfeindlichen Gebarens des Mitgliedes einer Familie, zu deren märchenhaftem Reichthum deutsches Blut und deutsche Thränen — die ruchlosen hessenkassel'schen „Blutgelder“ — die ersten großen Zuflüsse eröffnet hatten, das halb oder ganz verrückte Verhalten etlicher Deutschen anzureihen, welche gerade zu dieser Zeit sich nicht scheuten, gegen ihr Vaterland und für Frankreich Partei zu ergreifen, damit den lieben Franzosen ja nichts zu Leide geschähe. So that eine Handvoll Kommunisten, welche am 5. September von Braunschweig ein „Manifest“ gegen die Fortsetzung des Krieges von deutscher Seite ausgehen ließen. So der weiland preußische Leutnant, nachmals Liebkind der Gräfin Hatzfeld und garibaldischer „Oberst“, Wilhelm Rüstow, welcher in einer schweizerischen Zeitung die siegreichen Deutschen so pöbelhaft beschimpfte — (er sprach unter anderem von einem

1) Busch, I, 175 fg.

„schweinischen Siegesgegrunze“ der Deutschen) — daß es sogar den Schweizern zu arg wurde und die Neue Züricher Zeitung die Reihe dieser „kriegswissenschaftlichen“ Artikel abbrach. So ferner Herr Ludwig Simon von Trier, welcher am 6. September in einer phrasenreichen „Proklamation“ seine Landsleute aufforderte, ohne Dank und Gewinn heimzumarschiren und an die Rückerwerbung der vormals durch die Franzosen dem deutschen Reiche gestohlenen Provinzen Elsaß und Lothringen beileibe nicht zu denken. So Herr Johann Jakobi, welcher am 14. September zu Königsberg eine „Volksversammlung“ gegen die Fortsetzung des Krieges und gegen die Rücknahme vom Elsaß „protestiren“ ließ. Daß nun der General Vogel von Falkenstein seine Schuldigkeit that und diesen unter den obwaltenden Umständen geradezu landesverrätherischen Umtrieben dadurch steuerte, daß er die Umtriebler, soweit sie in seinem Bereiche, ein bißchen hinter Schloß und Riegel setzte, darüber erhob ein Dutzend von Plattschädeln, denen die Parteibornirtheit unter allen Umständen über dem Vaterlande stand, ein großes Geschrei. Und doch wäre man versucht gewesen, sogar in solchen Plattschädeln soviel Menschenverstand vorauszusetzen, daß sie sich hätten müssen zu der Frage getrieben fühlen: Wie würde es Franzosen ergangen sein, so sich welche unterstanden hätten, in diesem Kriege — und wenn auch nur ganz schüchtern, nur mittels eines Wortes, nur mittels einer Miene — für die Deutschen Partei zu nehmen? . . . .

Favre war im Dorfe Ferrières untergebracht worden. Zur 9. Abendstunde erschien er, „ein ziemlich großer Mann mit grauem Backenbart, der sich um das Kinn zog, etwas jüdischem Gesichtstypus und dicker, hängender Unterlippe“ — im Schlosse zur Fortsetzung der Verhandelung mit dem Kanzler, welche bis nach Mitternacht währte. Der französische Unterhändler war dabei wiederum Redner, der deutsche ebenso

wiederum Politiker. Favre machte gleich zu Anfang ein großes Wesen daraus, daß Deutschland einen Kriegsruhm errungen, welcher den höchsten Ehrgeiz zufriedenstellen müßte, und daß es auf Kosten Frankreichs seine Ueberlegenheit auf dem Festlande festgestellt hätte. Dazu sagte Bismarck trocken: „Diese Dinge haben bei uns keinen Kurs". Dann wies er auf die Unbeständigkeit des französisches Volkes hin und auf die wenig gesicherte Machtvollkommenheit der Regierung vom 4. September: — „Ihr seid aus einem Aufruhr hervorgegangen und könnt morgen schon durch den Pöbel von Paris zu Boden geworfen werden". Favre unterbrach ihn lebhaft: — „Es gibt in Paris keinen Pöbel, sondern nur eine einsichtige, hingebungsvolle Bevölkerung." Der arme Idealpolitiker! Er sollte bald genug erfahren, an seiner eigenen Person erfahren, daß es in Paris allerdings Pöbel, sogar sehr viel und sehr wüsten Pöbel gäbe. Im Verlaufe des Gespräches gab er auch seinem Argwohn Ausdruck, Bismarck wollte sich „zum Werkzeuge der kaiserlichen Politik machen und beabsichtigte, Napoleon den Franzosen wieder aufzudrängen". Hierüber beruhigte ihn der Kanzler, als man dann aber auf die Bedingungen zu sprechen kam, unter welchen ein Waffenstillstand vereinbart werden könnte, that sich die breite Kluft zwischen dem deutschen und dem französischen Standpunkte sofort wieder auf. Die Fortführung der Unterredung wurde auf den folgenden Tag verschoben.

Am nächsten Morgen ließ sich ein aus England gekommener Franzos, „ein ältlicher Mann in grauem Rock, mit schneeweißen Haaren, starkgebogener Nase, grauem Schnurr- und Kinnbart und grauem Hut" beim Kanzler melden. Das war jener Régnier, welchen die Franzosen für ein Werkzeug Bismarcks ausgegeben haben, welcher aber, soweit man überhaupt über den Irrwisch hat ins Klare kommen können, ein Halb- oder Dreiviertelsnarr gewesen sein muß, welchen seine echt-

gallische Eitelkeit stachelte, auf eigene Faust den Diplomaten zu spielen und sich zum Vermittler zwischen der Exkaiserin Eugenie, dem Marschall Bazaine und dem deutschen Kanzler aufzuwerfen. Bismarck, welchen seine Erfahrung lehrte, daß ein Politiker es nicht verschmähen dürfte, unter Umständen auch der Irrwische und Narren sich zu bedienen, bediente sich Régniers, wie man sich eben solcher Leute zu bedienen pflegt, d. h. mit Vorsicht und schließlicher Wegwerfung. Freilich hinterlässt der Verkehr mit derartigem Gesindel unliebsame Spuren. Man kann eben Koth nicht anrühren ohne sich die Hand oder wenigstens den Handschuh zu beschmutzen.

Am 20. September um 11 Uhr Vormittags erschien Favre zur dritten Unterredung. Der Kanzler hatte nach mit dem König und mit Moltke genommener Rücksprache die Bedingungen, unter welchen deutscherseits den Franzosen behufs der Berufung einer Nationalversammlung ein Waffenstillstand von 14 oder 21 Tagen gewährt werden könnte, bestimmt formulirt und theilte diese Formel dem französischen Minister mit. Sie lautete so: — „1) In und vor Paris Aufrechthaltung des militärischen status quo. 2) In und vor Metz Fortdauer der Feindseligkeiten innerhalb eines näher zu bestimmenden, um Metz gelegenen Umkreises. 3) Uebergabe von Straßburg mit Kriegsgefangenschaft der Besatzung, von Toul und Bitsch mit freiem Abzug derselben".

Erwägt man, daß so, wie die ganze kriegerische Sachlage zur Stunde war, die Vortheile einer obzwar nur stellenweisen Unterbrechung der Feindseligkeiten bloß auf französischer Seite sein konnten, — erwägt man ferner, daß Toul und Straßburg, wie wir ja sehen werden, schon wenige Tage darauf ohnehin an die Deutschen sich ergeben mußten, so waren die dem französischen Unterhändler zu Ferrières gestellten Waffenstillstandsbedingungen entgegenkommend genug. Der deutschen Heerleitung war sichtbar vor allem daran ge-

legen, daß Frankreich Gelegenheit erhielte, eine rechtmäßige Vertretung zu erwählen, welche dem Nationalwillen gesetzlichen Ausdruck geben und eine mit nationaler Autorität ausgestattete Regierung bestellen könnte. Nur mit einer solchen vermochten ja die Deutschen wirklich und wahrhaft über einen Frieden zu verhandeln, nicht aber mit so einer Gelegenheitsregierung wie die vom 4. September, welche — die Ereignisse haben es bewiesen — immer in Gefahr schwebte, von heute auf morgen durch die Pöbelrotten der Hauptstadt weggefegt zu werden. Was für Bürgschaften für die Einhaltung ihrer Abmachungen mit dieser Regierung hätten denn die Deutschen gehabt? Gar keine. Daß aber die Deutschen dazumal, im September von 1870, den Frieden gar nicht gewollt hätten, ist nur eine Behauptung ins Blaue hinein. Wer die amtlichen deutschen Aktenstücke, wer die Aeußerungen der deutschen Presse aus jener Zeit einer unbefangenen Prüfung unterzieht, wird anerkennen müssen, daß nicht allein das deutsche Volk, sondern auch das deutsche Heer, und zwar bis zu dessen obersten Spitzen hinauf, nach dem Tage von Sedan ernst und heiß den Frieden wollten und wünschten. Aber der sofortige Abschluß war ja eine reine Unmöglichkeit, wenn nicht etwa der Bundesfeldherr und sein Kanzler nach dem Wunsche der begeisterten Franzosenfreunde Jakobi und Simon thun und von Sedan aus mit leeren Händen heimziehen wollten, um sich für eine solche verrückte Großmuth hinterher von der ganzen Welt auslachen zu lassen, von den Franzosen selbst sicherlich am lautesten. Es ist geradezu märchenhaft, was dazumal kosmopolitische Träumeriche von Juden und Christen und Heiden den Deutschen zumutheten. Alle Völker — nicht etwa nur die großen, sondern auch die kleinen, z. B. die Holländer — bekennen sich zu dem Rechte der Eroberung und übten und üben dasselbe unausgesetzt nach Kräften. Nur die Deutschen sollten großmüthige Narren sein und rein umsonst gestritten

und gesiegt haben. So wollten es die Deutschenfresser draußen und die Judasse drinnen. Favre selbst hatte es in Haute-Maison nicht gewagt, zu leugnen, daß seine Landsleute, so sie siegreich gewesen, das linke Rheinufer von Deutschland abgerissen haben würden. Jetzt aber, als die siegreichen Deutschen ihr altes Eigenthum, das Elsaß, wo mit Ausnahme der römischen Bonzen, der Baumwollebarone und der Juden alles grunddeutsch geblieben war, zurückzunehmen begehrten, jetzt schrieen alle Feinde unseres Landes das Eroberungsrecht plötzlich als „barbarisch“ aus. Glücklicherweise ließen sich die deutschen Männer, bei welchen die Entscheidung war, durch all das Augenverdrehen, Kreuzschlagen und Wehschreien des Unverstandes, der Heuchelei und des Neides nicht irremachen.

Was das Ergebniß der Verhandlungen von Ferrières angeht, so würde dasselbe wohl ein anderes gewesen sein, als es war, falls die pariser Regierung aus Männern von kalter Besonnenheit und höchster Entschlossenheit zusammengesetzt gewesen wäre. Dann hätte sie, und zwar auf jede Gefahr hin, den Waffenstillstand unter den von deutscher Seite aufgestellten Bedingungen angenommen, um zur Berufung einer Nationalvertretung zu gelangen. Daß sie es nicht that — öffentlich aus Besorgniß für die Ehre Frankreichs, geheim aber sicherlich aus der allerdings begründeten Besorgniß, durch einen Pöbelzornausbruch vernichtet zu werden — das haben ihr später ihre Landsleute zu schwerem Vorwurf gemacht. Sehr begreiflich, weil die Ablehnung des Waffenstillstandes vonseiten der Machthaber vom 4. September nothwendig das Aussehen haben mußte, als wollten sie um keinen Preis eine Nationalversammlung, deren erstes Geschäft, wie ja die Folgezeit erwies, freilich gewesen sein würde, sie ihrer angemaßten oder, milder zu reden, sie der ihnen von den Umständen aufgedrungenen Macht zu entkleiden.

Nach Mittag am 20. September stieg Favre, wie er er-

zählt, „die große Schloßtreppe von Ferrières hinab, das Herz von Schmerz und Zorn geschwellt“, und um 2 Uhr wurde er durch einen deutschen Stabsoffizier bis zu den äußersten deutschen Feldwachen geleitet. In Paris hatte inzwischen etwas von seiner Reise nach Ferrières verlautet und hatte der gallische Größenwahn über diese „Schmach“ entrüstet aufgemurrt. Zur Beschwichtigung ließ sofort die Regierung diese Proklamation vom Stadthause ausgehen: „Man hat das Gerücht verbreitet, daß die Regierung der nationalen Vertheidigung daran denke, die Politik aufzugeben, kraft welcher sie auf den Posten der Ehre und der Gefahr gestellt wurde. Diese Politik ist die, welche lautet: Weder einen Zoll unseres Gebietes, noch einen Stein unserer Festungen! Die Regierung wird dieselbe bis zum Ende aufrechthalten.“ Der heimgekehrte Favre erstattete seinen Amtsgenossen Bericht und unterstellte ihrer Berathung die deutschen Waffenstillstandsbedingungen. Die Regierung verwarf dieselben einmüthig, Favre setzte am folgenden Tage den deutschen Kanzler schriftlich davon in Kenntniß, veröffentlichte den ausführlichen Bericht an seine Kollegen, erntete dafür geräuschvolle Zustimmungen und die Pariser und Pariserinnen gingen scharenweise zum Concordeplatze, um, wie zur Antwort auf die bismarck'sche Forderung des „Schlüssels zum deutschen Hause“, die mit andern Städtesandsteinstatuen daselbst stehende Statue von Straßburg mit Blumen zu bekränzen. Die Wogen der Begeisterung, Bramarbaserei und Lügnerei gingen überhaupt wieder einmal sehr hoch. Am 24. September ließen die drei Mitglieder der Regierungsdelegation zu Tours ein Proklam „An Frankreich“ ergehen, welches als eine schöne Leistung im Lügen und Pralen anerkannt werden muß: — „Vor der Einschließung von Paris hat Herr Favre den Grafen Bismarck besuchen wollen, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Der Feind erklärte: Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich auf

den Stand einer Macht zweiten Ranges herabdrücken, Preußen will Elsaß und Lothringen bis Metz kraft des Eroberungsrechtes. Für die Gewährung eines Waffenstillstandes wagt Preußen die Uebergabe von Straßburg, Toul und des Mont Valerien zu fordern. Das erbitterte Paris würde sich lieber unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur mit dem Kampf bis auf's äußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder."

Bismarck hinwiederum stellte mittels Rundschreibens vom 27. September die in Favre's Bericht enthaltenen Angaben richtig, wies im Verlaufe dieser Richtigstellung nach, „daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei als diejenige aller andern Länder", und fertigte in einem weiteren, vom 1. Oktober datirten Rundschreiben die Aufschneidereien und Pralereien des lügnerischen Kleeblattes Cremieux, Glais-Bizoin und Fourichon mittels der „Logik der Thatsachen" gebührend ab.

So endete die Episode von Ferrières.

5.

Die Generale des siebenjährigen Krieges, sogar Friedrich den Großen selber nicht ausgenommen, würden die Köpfe bedenklich geschüttelt haben über die deutsche Kriegsführung im großen Jahre. Das war ja ein ganz anderer strategischer Stil, und eine ganz andere taktische Methode als die von dazumal, — ein Stil und eine Methode, welche so recht deutlich zeigten, was für eine kolossale Umwälzung in der Kriegskunst, wie noch in vielem anderem, binnen hundert Jahren sich vollzogen hatte. Ein Schwerin, ein Winterfeldt,

ja sogar ein Seydlitz oder ein Ziethen würde vor Verwunderung die Hände über dem Dreimaster zusammengeschlagen haben, so er hätte mitansehen können, wie die Deutschen mitten in das feindliche Land hineinmarschirt und zur Einschließung von Paris verschritten waren, während noch verschiedene Festungen und darunter welche vom ersten Rang unbezwungen in ihrem Rücken lagen. Aber die oberste deutsche Heerleitung, durchweg auf vernunftmäßig-wissenschaftlicher Basis handelnd, kümmerte sich wenig oder gar nicht um veraltete Kriegsregeln. Es ist von ihr treffend gesagt worden, sie hätte „stets nur den Kern der Sache vor Augen gehabt und alles Nebensächliche durchweg nur als solches behandelt“. Früher hatte man es für undenkbar oder wenigstens für tollkühn gehalten, mit einer Armee in Frankreich einzudringen, ohne sich vorher in den Besitz von Straßburg gesetzt zu haben. Jetzt ließ man einstweilen diese Festung ruhig links liegen, weil man der richtigen Ansicht war, das Hauptziel aller Thätigkeit wäre und müßte sein das feindliche Heer. Auf Festungen sollte sich diese Thätigkeit erst in zweiter Linie richten, weil ja dieselben, so erst die Feldarmee des Feindes geschlagen wäre, doch nur noch einen hoffnungslosen Widerstand zu leisten vermöchten. An der Hand solcher Grundsätze waren Moltke und seine strategischen Mitarbeiter bislang vorgegangen und der beispiellose Erfolg hatte ihr Verfahren glänzend gerechtfertigt. Dazu ist jedoch anzumerken, daß eine solche genialische Kühnheit der Heerleitung nur zulässig und erfolgreich ist und sein kann, so man sich auf die Heermaschine vollkommen verlassen kann, d. h. so die physische und moralische Tüchtigkeit der Armee jeder Probe, auch der schwersten, zuversichtlich ausgesetzt werden darf [1]).

Indessen ist nicht zu übersehen, daß bei allem kühnen,

---

1) Die Wahrheit dieses Satzes wird eindringlich bewiesen durch die Geschichte von Bourbaki's Unternehmen im Januar von 1871: Der Ent-

sogar scheinbar überkühnen Vorwärtsdrängen die deutsche Führung es doch keineswegs an der gebotenen Vorsicht fehlen ließ. Denn sie hielt ja die Sicherung ihrer Rückzugslinien und ihrer Operationsbasis allzeit im Auge. Die Gewalthaufen der Deutschen marschirten allerdings an den französischen Festungen vorbei oder zwischen denselben hindurch und nach Frankreich hinein; aber zugleich wurde alle nöthige Vorsorge getroffen, mittels unzögerlicher Beobachtung oder Umschließung diese Festungen unschädlich zu machen, d. h. die Besatzungen derselben zu verhindern, im Rücken der deutschen Streitkräfte Bedrohliches zu versuchen oder wenigstens missliche Störungen herbeizuführen. Es liegt außerhalb der Absicht und des Rahmens dieses Buches, von den Berennungen, Belagerungen, Beschießungen und Einnahmen aller der französischen Festungen zu handeln, welche die Deutschen in diesem Kriege erobert haben. Wie Pfalzburg, Marsal, Schlettstadt, Neubreisach, Verdun, Soissons, Longwy, Mezières, Diedenhofen, Peronne und andere genommen wurden, mag und muß die Specialkriegsgeschichte berichten [1]). Wir unsererseits dürfen uns darauf beschränken, von solchen Festungen zu reden, deren Fall entweder auf den Verlauf des Krieges bedeutsam einwirkte oder welche durch ihren Werth an sich für so wichtig galten, daß den Deutschen sehr daran gelegen sein mußte, dieselben beim Friedensschluß als Pfänder in ihrer Gewalt zu haben. Zu diesen beiden Arten von Festungen gehörten Toul, Straßburg, Belfort und Metz.

---

wurf dazu war ja zweifelsohne kühn und vielversprechend, aber die Mittel zur Ausführung standen — nicht ihrer Zahl, sondern ihrer Tüchtigkeit nach — zu dieser Kühnheit in einem kläglichen Missverhältniß und darum nahm das Unternehmen ein so tragisches Ende.

1) Sie hat das lehrreich gethan in dem Werke „Der Festungskrieg in dem Feldzuge gegen Frankreich 1870—71“ von dem Oberst von Tiedemann.

Toul liegt westlich von Nancy an der Mosel und an der großen Eisenbahnlinie, welche von Straßburg nach Paris läuft. Dieser ganze Schienenweg hatte vonseiten der Franzosen auf ihrem Rückzuge vom Rhein nach Chalons schwere Beschädigungen und theilweise Zerstörungen zu befahren gehabt. Dann wurden die Strecken derselben zwischen Hagenau und Nancy und die zwischen Commercy und Meaux durch deutsche Feldeisenbahntruppen wieder hergestellt und fahrbar gemacht. Mitteninne jedoch zwischen Nancy und Commercy lag noch unbezwungen die Festungsstadt Toul. Dadurch war die Nahrungsmittelzufuhr für die deutsche Einschließungsarmee vor Paris, sowie die Herbeischaffung des schweren Belagerungsgeschützes sammt dem dazu gehörigen Schießbedarf aus den deutschen Zeughäusern sehr schwierig, zum Theil sogar unmöglich gemacht. Begreiflich darum, daß, kaum vor der französischen Hauptstadt angelangt, das deutsche Hauptquartier den Befehl ergehen ließ, Toul so rasch als möglich zu nehmen. Die Festung war schon im August zweimal berannt und aus Feldgeschützen beschossen worden. Am 16. August durch die Brigade Zychlinski vom 4. deutschen Armeekorps, am 23. August durch preußische Bataillone vom 6. Korps und die baierische Brigade Thiereck unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Generals Gordon. Allein diese Angriffe hatten nicht zum Ziele geführt, obzwar namentlich die Granaten, welche zwei auf der Spitze des Mont Saint-Michel aufgestellte baierische Feldbatterieen in die Stadt warfen, große Verheerungen anrichteten. Denn Toul besaß keine vorgeschobenen Forts. Die Stärke der Festung bestand demnach bloß auf ihren allerdings sehr massiven Wällen und Bastionen, sowie auf dem breiten und tiefen Wassergraben davor. Nachdem nun die beiden ersten Angriffe der Deutschen aus Mangel an schwerem Geschütze gescheitert waren, machte die Unbezwingbarkeit von Toul für etliche Wochen einen Hauptartikel in der Litanei der franzö-

sischen Illusionen aus. Allein diese Unbezwingbarkeit bekam ein großes Loch, nachdem am 13. September die 17. (mecklenburgisch-hanseatische) Division unter dem General Schimmelmann vor Toul angelangt und schwere Belagerungsgeschütze, gezogene Vierundzwanzigpfünder, von Köln her eingetroffen waren. Nun konnte ernstlich an's Breschesschießen gegangen werden und diese Arbeit wurde so rüstig gefördert, daß der Kommandant der Festung, der Major Huck, es mit seinen 2300 Mann, zum weitaus größten Theil Mobilgarden, auf keinen Sturm ankommen lassen durfte und am 23. September um 3½ Uhr Nachmittags auf einem der beiden stumpfen Thürme der Kathedrale von Toul die weiße Fahne aufhissen ließ. Auf Grund der bei Sedan maßgebend gewesenen Bestimmungen wurde eine Kapitulation abgeschlossen, welche die Festung sammt ihren 71 Geschützen, 30,000 Gewehren, großen Schieß- und Mundvorräthen in die Gewalt der Deutschen brachte. Am folgenden Morgen zog der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, welcher zum Führer des 13. deutschen Armeekorps ernannt worden, an der Spitze der Belagerungstruppen in Toul ein. Die ganze Schienenwegstrecke von Straßburg bis in die Umgebung von Paris war jetzt den Deutschen zur Verfügung. In Toul blieb ein Bataillon als Besatzung, die sämmtlichen übrigen Truppentheile des 13. Korps setzten sich zwei Tage später in der Richtung auf Chalons in Vormarsch.

Die Wegnahme von Toul wurde nur wegen der Lage dieser Festungsstadt an der bezeichneten Bahnlinie von den Deutschen als ein wichtiger Erfolg angesehen. Ganz anders verhielt es sich mit Straßburg, dessen Belagerung und Eroberung nicht allein von großer kriegerischer Bedeutung war, sondern auch von noch größerer politischer. Bismarck hatte dem deutschen Volke aus der Seele herausgesprochen, als er im Schlößchen Haute-Maison zum Favre sagte, Straßburg

wäre der Schlüssel zum deutschen Hause und Deutschland wollte und müßte diesen Schlüssel haben. Es ist ja bekannt und auch seines Ortes in diesem Buche erwähnt worden, daß unmittelbar nach den Siegen von Weißenburg und Wörth, noch entschiedener aber nach der Schlachtentrilogie von Metz die Volksstimme in Deutschland, vorab in Süddeutschland, nicht nur die Eroberung, sondern auch die bleibende Behauptung Straßburgs forderte. Daß die schöne und feste Moselstadt Metz im 16. Jahrhundert durch die Franzosen in betrügerischer Weise — nicht ohne mittelbare Mitschuld deutscher protestantischer Fürsten — dem deutschen Reiche geraubt worden war, hätte allenfalls in Deutschland als verschmerzt gelten können. Niemals aber war es verschmerzt worden, daß und wie Straßburg durch Ludwig den Vierzehnten mit Aufwendung aller Mittel der Lüge, der Tücke und der Gewaltsamkeit — unter unmittelbarer Beihilfe eines verrätherischen Pfaffen, des Bischofs Fürstenberg — im Jahre 1681 von Deutschland weggestohlen worden war. Straßburg war eine der deutschesten Städte unseres alten Reiches gewesen, nicht allein durch seine Lage von hohem Werth, sondern auch durch seine höchst lebhafte Mitbetheiligung an der deutschen Kulturarbeit. Wie schon im Mittelalter, so auch im Reformationszeitalter. Der größte deutsche Baukünstler des Mittelalters, Erwin von Steinbach, hatte hier eins der riesigsten Wunderwerke germanischer Architektur geschaffen, den Münsterbau. Ein hochgenialer Dichter, Gottfried von Straßburg, hat in dieser seiner Vaterstadt im Anfang des 13. Jahrhunderts sein farbenglühendes und melodisches Gedicht von Tristan und Isolde geschrieben, die anmuthvollste Hervorbringung deutschmittelalterlicher Romantik. Zur Zeit der Reformation predigte und schrieb im Sinne derselben der geistvolle Geiler von Kaisersberg in Straßburg und gleichzeitig wirkte von dort aus der Stadtschreiber Sebastian Brant mittels seiner satirisch-reformistischen

Schriften, namentlich mittels seiner großen Zeitsatire „Das Narrenschiff", mächtig auf die Entwickelung des geistigen Lebens in Deutschland. Eine ununterbrochene Reihe von Zeugnissen geht sodann von 1681 bis auf unsere Tage herab, daß Deutschland den Verlust Straßburgs und des Elsaßes — die letzten noch deutschgebliebenen Theile des Landes wurden erst durch die französische Revolution dem deutschen Reiche geraubt — niemals vergeben, niemals vergessen hat, und mehr als ein schwermüthiges deutsches Volkslied hat die Erinnerung an diesen Verlust und den Stachel desselben in der Brust unseres Volkes stets wach und scharf erhalten [1]. Ganz natürlich daher, daß nach der Zurück-

---

1) Bekannt ist, daß sich, die weiter oben erwähnten drei Abarten von Elsässern ausgenommen, nicht nur die Masse des Volkes im Elsaß, sondern auch die wirklich und wahrhaft Gebildeten von jeher aus ihrem deutschen Rassegefühl heraus gegen die Verfranzosung gesträubt haben. Wie im vorigen Jahrhundert ein Oberlin und Pfeffel, so haben in dem jetzigen die August und Adolf Stöber, die Hirtz, Weyermüller, Zetter, Otte, Baum und andere das Banner deutscher Nationalität dichterisch, publicistisch und wissenschaftlich im Elsaß aufrecht erhalten. Wer das Elsaß durchwanderte, konnte, mußte sehen, daß die Bevölkerung überall, wo sie nicht mit verwelschtem vornehmem oder geringem Fabrikpöbel vermischt war, wie in Gestalt und Sprache, so auch in Sage und Sitte die deutschen Ueberlieferungen fest bewahrte. Sogar innerhalb der elsässischen Kreise, welche sich mit Leib und Leben der Franzoserei ergeben hatten, gab es da und dort einen Mann, welcher den Hochmuth, womit das Franzosenthum auf die Elsässer herabsah, bitter empfand. Noch mehr, es gab auch Elsässer, welche die Wiedervereinigung ihres Heimatlandes mit Deutschland ersehnten und erhofften und dieser Sehnsucht und Hoffnung unverholenen Ausdruck verliehen, einen Ausdruck, welchen die späteren Ereignisse zu einem prophetischen stämpelten. So, wenn der Elsässer Karl Hackenschmidt, als im Sommer 1859 der straßburger Münster zu Ehren der Schlacht von Solferino mit französischen Fahnen geschmückt wurde, die Strophe niederschrieb:

„Ei, so weht nur, welsche Fahnen!
Aus der Nacht entspringt der Tag,

eroberung des Elsaßes durch die Deutschen im August und September von 1870 auf dem rechten Ufer des Rheins der allgemeine Ruf sich erhob: „Straßburg muß wieder unser werden! Jetzt oder nie!"

Wäre die französische Staats- und Kriegsleitung auch nur einigermaßen auf der Höhe der Aufgabe gewesen, welche sie so leichtsinnig und leichtfertig übernommen hatte, hätte sie sich klargemacht, was denn eigentlich ein Krieg mit Deutschland zu bedeuten hätte, so würde sie von vornherein die Möglichkeit einer Belagerung Straßburgs durch die Deutschen ins Auge gefasst und das Nöthige vorbereitet haben. Aber davon war keine Rede gewesen. Die Unwissenheit und der Dünkel der Bonapartistenbande hatten ihr nicht gestattet, an solche Möglichkeiten zu denken und sich darauf einzurichten. So traf denn das harte Schicksal, belagert und beschossen zu werden — worauf übrigens in Kriegszeiten Festungen immer gefasst sein müssen — Straßburg ziemlich unvorbereitet und darum gehört die Vertheidigung des Platzes durch den General Uhrich um so mehr zu dem Besten, was Franzosen in diesem Kriege vollbracht haben. Der General hielt die Festung, bis eine längere Behauptung derselben, da ja die französische Kriegsleitung gar nichts that, Entsatz zu bringen, zu einer baren Unmöglichkeit geworden war [1]).

Die Entwickelung Straßburgs als Festung war hinter der Zeit zurückgeblieben, insofern ihm die vorgeschobenen Forts

---

Wo empor der deutsche Adler
  Sich erhebt mit mächt'gem Schlag,
Wo er schlägt die starken Krallen
  In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
  Deutschlands neue Herrlichkeit!"

1) Die Prüfung der „Documents relatifs au siége de Strasbourg", publiés par le général Uhrich (Paris 1872) muß hiervon jeden Verständigen und Unbefangenen überzeugen.

fehlten. Nur solche vermögen beim heutigen Stande der artilleristischen Kunst eine Beschießung des Platzes selbst schon in der ersten Zeit einer Belagerung zu verwehren. Ueberhaupt ist ohne derartige vorgeschobene Citadellen eine Festung jetzo für die Dauer nicht widerstandsfähig. Das wurde hier bald offenkundig. Denn gerade da, wo schützend und abwehrend Außenforts hätten stehen sollen — und wo sie jetzt, von den Deutschen erbaut, stehen — d. h. auf dem Straßburg nord-, west- und südwärts in einiger Entfernung umgebenden Hügelgelände konnten die Belagerer ihre Batterieen erbauen und, so ziemlich vor dem Feuer der Festung geschützt, mit Bomben und Granaten verheerend auf die Stadt selber wirken. Abgesehen jedoch von dem Mangel an vorgeschobenen Forts war Straßburg sehr fest. Ludwig der Vierzehnte hatte die alte Reichsstadt kaum gestohlen, als er sie mit allem Fleiß so recht zu einem Pfahl im Gränzfleische Deutschlands, zu einer wohl ausgerüsteten beständigen Drohung zu machen suchte und wußte. Er ließ von dem ersten Kriegsbaukünstler von damals, Vauban, an der Ostfronte der Stadtumwallung die Citadelle erbauen, welche mit ihren Vorwerken bis an den „kleinen" Rhein hinanreichte, und die Hauptumwallung mit ihren 17 Bastionsfronten höchstmöglich verstärken. Alle nachfolgenden französischen Regierungen haben darauf gesehen, Straßburg im Stand eines Waffenplatzes ersten Ranges zu erhalten; denn allen ohne Ausnahme war daran gelegen, die Besorgniß der Deutschen vor der „beständigen Drohung" nie einschlafen zu lassen. So wurde denn von allen Regierungen, nur die maßlos leichtsinnige des 2. Empire ausgenommen, für die Erhöhung der Festigkeit Straßburgs gesorgt, insbesondere durch die Erweiterung der Citadelle, die Verstärkung der großen Umwallung mit ihren Bastionen, Hornwerken und Lünetten, durch Anhäufung eines ungeheuren Geschützevorraths im Arsenal, durch Anlegung und Verbesserung der berühmten

Schleusenwerke, welche die Wasser des „kleinen“ Rheins, der Ill und der Brüsch in die Festungsgräben leiteten und mittels der Unterwassersetzung des vor der Süd- und Nordseite der Festungswerke gelegenen Grund und Bodens die Annäherung des Belagerers hier außerordentlich schwierig, ja fast unmöglich machte. Die Ostseite wurde durch die Citadelle vollständig gedeckt und so war Straßburgs schwächster Punkt die schmale Nordwestfront, weil das vorliegende Land derselben nicht unter Wasser gesetzt werden konnte. Beim Beginn der Belagerung des Platzes, wovon früher Meldung geschehen[1]), war derselbe viel weniger widerstandsfähig, als die Belagerer meinten. Da waren die Schleusen nur nothdürftig dienstfähig, dort waren keine Palisaden eingerammt; hier fehlten noch die Geschütze auf den Wällen, weiterhin war das Glacis noch nicht schußfrei gemacht. Es ist bewundernswerth, daß und wie Uhrich dieser Mängel und der ebenso großen der Besatzung Meister zu werden wußte. Bei weitem kein solches, ja gar kein Lob gebührt den Spitzen der Civilverwaltung, dem Präfekten Pron und seinen Untergebenen. Dem Leichtsinn und der Lässigkeit dieser Beamten ist die höchst beklagenswerthe Einbuße so vieler Kunst- und Bücherschätze, welche durch die Beschießung Straßburgs zu Grunde gingen, auf Rechnung zu setzen. Denn sie hätten die Pflicht und auch die Zeit gehabt, wenigstens die kostbarsten dieser Schätze — z. B. die Gemälde von Hemling, Correggio, Guido Reni, Paolo Veronese, Ostade, Claude Lorrain, sowie das unschätzbare

---

1) Band I, S. 358 fg. Dort sind auch die Truppenkörper bezeichnet, aus welchen das Belagerungsheer zusammengesetzt war. Es zählte, alles in allem, 55 bis 60,000 Mann. Die Mehrzahl bestand aus Preußen (Gardelandwehr-Division unter dem General Loën und 1. Reserve-Division unter dem General Treskow) und Badensern (Felddivision unter General Beyer), doch waren unter den technischen Truppen solche aus allen Gegenden Deutschlands, auch aus Baiern und Wirtemberg.

Die angerichtete Zerstörung war schrecklich. Das Museum mit der nicht großen, aber gehaltvollen Gemäldesammlung, die Stadtbibliothek mit nicht mehr als 200,000 Bänden, das Stadthaus, die Neukirche, das Gymnasium, das Theater und andere öffentliche Gebäude, sowie 440 Privathäuser wurden durch „das große Bombardement" oder durch die nachfolgenden Beschießungen der Citadelle und der Umwallung zu ausgebrannten Trümmerstätten oder dem Erdboden gleichgemacht. Auch Erwins Wunderbau ist mehrfach von Kugeln beschädigt worden, Granaten zündeten im Dache desselben und der Dachstuhl brannte großentheils nieder. Auch viele Menschenleben gingen zu Grunde. Eine Anzahl von Stadtbewohnern wurde durch die Geschosse der Belagerer sofort getödtet oder mehr oder weniger schwer verletzt. Von einer Hungersnoth zwar ist in dem belagerten Straßburg keine Rede gewesen; denn obzwar alle Luxusspeisen nach und nach sehr knapp wurden und zuletzt wohl ganz ausgingen, so hat es doch an Fleisch, Brot, Mehl, Kartoffeln bis zum Ende nicht gefehlt und auch Wein war in Fülle vorhanden. Aber die Obdachlosigkeit von mehreren Tausenden, sowie das Zusammengedrängtsein der Familien in den Kellern, mußten Krankheiten herbeiführen, welche viele wegrafften, namentlich greise Leute und Kinder[1]).

Die Straßburger sind später, wie jedermann weiß, für ihre materiellen Einbußen, soweit sich dieselben nach Geldwerth abschätzen ließen, vollauf entschädigt worden und konnten ihre zerschossenen, zusammengeschossenen und abgebrannten Häuser stattlich wieder herstellen oder neu aufbauen. Trotzdem bleibt

1) Die Besatzung hat während der ganzen Dauer der Belagerung an Todten und Verwundeten 2500 Mann verloren. Zählt man die getödteten und verwundeten Einwohner der Stadt hinzu, so ergibt sich die Gesammtsumme 4300. Den Belagerern wurden 12 Offiziere und 165 Soldaten getödtet und 27 Offiziere und 685 Soldaten verwundet. Generalstabswerk, II, 142 und Anl. Nr. 70.

die Beschießung der Stadt um so bedauerlicher, als mittels dieser Handlung, welche man denn doch nur sehr gezwungen für eine „dira necessitas belli“ ausgeben kann, nicht einmal der gehoffte Erfolg, ja im Grunde gar nichts erreicht wurde als die sehr begreifliche und verzeihliche tiefe Erbitterung der bombardirten Straßburger. Man mußte nun doch, so man die Festung haben und nicht die ganze Stadt in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandeln wollte — was man allerdings gekonnt hätte — zu einer regelmäßigen Belagerung schreiten. Hätte man sich dazu von vornherein entschlossen, würden die Deutschen wahrscheinlich einen halben Monat früher in Straßburg eingezogen sein. Freilich konnte Werder sagen, dazumal, d. h. in der Mitte des August, wären die zu einer regelrechten Belagerung nöthigen Kräfte und Mittel an Truppen und Feldzeug noch nicht zur Stelle gewesen.

Beide waren es jetzt, und nachdem aus dem oben berührten Grunde die Nordwestseite der Festung zum Angriff ersehen worden, verschritt man in der Nacht vom 29. zum 30. August dazu, gegenüber den Bastionen 11 und 12, welche das „Steinthor“ flankirten und die Lünetten 52 und 53 zu Vorwerken hatten, die erste Laufgrabenlinie („Parallele“) auszuheben. Da während der Nacht auch eine Anzahl schwerer Batterieen erbaut und feuerfertig gemacht worden waren, so konnte am Morgen die ernstliche Beschießung der Festungswerke angehoben werden. Die Belagerten wehrten sich wacker und es spielten sich der Pickel- und Spatenkampf, der Ausfälle- und Rückschlägestreit, der Minen- und Gegenminenkrieg mit allen ihren Wechselfällen ab. In der Nacht vom 5. zum 6. September wurde der zweite Laufgrabenzickzack fertiggehöhlt, in der Nacht vom 9. zum 10. der dritte, in der Nacht vom 13. zum 14. ward die 4. Parallele ausgehoben und die „Krönung des Glacis“ zustandegebracht, also, daß die Belagerer jetzo den beiden erwähnten Lünetten bis auf 100 Schritte

nahegerückt waren, — das Ergebniß großer Arbeit und Mühsal, von der Gefährlichkeit gar nicht zu reden. Es blieben jetzt von dem Trauerspiel einer regelrechten Belagerung noch zwei Akte in Scene zu setzen: die Peripetie, d. h. das Bresche-schießen, und die Katastrophe, d. h. der Sturm. Zum Glück ist dem schwer heimgesuchten Straßburg wenigstens dieser Schlußakt erspart worden.

Bevor die höchste Noth der Belagerten begann, erlebten sie die Freude, zu erfahren, daß sie draußen in der Welt noch treue Freunde hätten. Die Schweiz, eingedenk der alten Freundschaftsbande, welche sie und die hartbedrängte Rheinstadt vordem verknüpft hatten, entsandte eine dreimännische Abordnung[1]) an den General Werder, um bei diesem die Erlaubniß nachzusuchen, die belagerte Stadt betreten und aus derselben eine Anzahl hilfloser Bewohner und Bewohnerinnen herausholen zu dürfen, um dieselben nach der Schweiz zu geleiten. Am 10. September erschien die Abordnung im Hauptquartier zu Mundolsheim und der General Werder, welcher natürlich keinen Augenblick zweifelhaft sein konnte, daß die Erfüllung des humanen Wunsches der Schweizer die Uebergabe des belagerten Platzes hinausschieben müßte, verhehlte zwar seine militärischen Bedenken nicht, erklärte jedoch, über dieselben hinwegsehen und das menschenfreundliche Werk soviel an ihm läge, fördern zu wollen. Demzufolge betraten die Schweizer unter von beiden feindlichen Seiten gewährtem Parlamentärflaggenschutz und während nach Verabredung das Feuer hüben und drüben schwieg, am folgenden Tage die belagerte Stadt, wohin sie die erste bestimmte und wahrhaftige

1) Stadtschreiber Bischoff von Basel, Oberst Büren von Bern, Stadtpräsident Römer von Zürich. Den „Rechenschaftsbericht", welchen die Herren nach Erfüllung ihrer Sendung erstatteten, brachten alle größeren Schweizerzeitungen. Auszugsweise steht derselbe auch bei Hirth und Gosen, II, 2102 fg.

Kunde von alledem brachten, was am 1. und 2. September bei Sedan und am 4. in Paris geschehen war. Am 12. September gelangte von Schlettstadt her eine amtliche Bestätigung dieser großen Neuigkeiten nach Straßburg, worauf daselbst am 13. die Republik ausgerufen wurde, der General Uhrich seine Zustimmung zu derselben erklärte und der kaiserliche Präfekt zurücktrat. An diesem Tage kamen die Schweizer zum zweitenmal in die Stadt, um wegen der Herausholung von mehreren hundert Personen (Greise, Frauen und Kinder) mit dem Festungskommandanten die nöthigen Verabredungen zu treffen. Der General verhehlte nicht, daß er die Sachlage für eine hoffnungslose ansähe. „Das kann unmöglich mehr lange währen, das Ende muß bald da sein", sagte er zu den Schweizern. Abends erhielten diese zu Mundolsheim die Zusage, daß ihnen 50 Wagen zur Wegführung der Herauszuholenden gestellt werden sollten, und während der Nacht konnten sie das „schauerlich schöne" Schauspiel mit ansehen, welches die emsig arbeitende Belagerungsartillerie aufführte. Am Morgen vom 15. September begann die Herausholung. Sie wurde an den beiden folgenden Tagen fortgesetzt und vollendet, so daß etwas mehr als 1400 Hilfebedürftige ihre Erlösung aus der „città dolente" einem Unternehmen verdankten, welches in dem düsteren Gemälde der Belagerung von Straßburg einen hellen Lichtpunkt ausmacht. Oder auch könnte man sagen, diese That der Menschlichkeit sei gewesen wie ein himmlischer Harfenton, welcher in einer Pause des höllischen Donnergetöses, von welchem mitunter die Erde im Umkreise der belagerten Stadt meilenweit bebte, unerwartet und tröstlich erklungen.

Unterdessen hatte das Werk der deutschen Ingenieure, Minirer und Kanonire nicht gerastet und von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde minderte sich demzufolge die Möglichkeit weiteren Widerstandes. Jede Hoffnung auf Entsatz hatte

aufgegeben werden müssen. Die Vorschritte der Belagerer waren unhemmbar. Sie bemächtigten sich der Lünetten 52 und 53, gingen von da gegen den Hauptwall vor und schossen Breschen in die Bastionen 11 und 12. Ein Sturm mußte als unmittelbar bevorstehend erwartet werden und nur ein ganz gewissenloser Thor hätte die schlechthin unhaltbar gewordene Stadt allen Zufälligkeiten und Schrecken, welche eine Erstürmung unfehlbar mit sich bringt, bloßstellen können. Glücklicherweise war Uhrich kein solcher Thor, überhaupt kein Thor. Er hatte die Festung bis zur äußersten Möglichkeit gehalten; jetzt galt es nur noch, auf die Rettung der Stadt bedacht zu sein. Am 27. September mußte der Entschluß hierzu gefasst werden.

Es war dies der 46. Tag der Einschließung. Wie es da in Straßburg aussah, hat uns ein Bewohner der Stadt (Gustav Fischbach) in seinen Aufzeichnungen gesagt: „In jeder Familie ein Verwandter, ein Freund, den man beweint. In den Kellern bleiche Frauen und Kinder, geschwächt von Angst, Sorgen und Thränen. Kranke, welche keinen Schlaf mehr finden; andere, deren Verstand der Schrecken verwirrt. Todte, die in die Grube geworfen werden, ohne daß ein Freund sie begleitet. In der Luft ein furchtbares und endloses Tosen und Krachen, Angst- und Schmerzengeschrei, dann Tod und Verwüstung. Dazu die Mauern der Festung zerschossen, die Wälle durchfurcht, die Geschütze zertrümmert, die Bresche klaffend und draußen 50,000 Soldaten, zum Sturme bereit.“

Da, um 5 Uhr Abends, erscheint auf dem Münsterthurme die weiße Fahne, und sobald sie im Umkreise der deutschen Batterien erblickt worden, verstummt das schreckliche Gedonner [1]).

1) Während der ganzen Belagerung waren 241 Geschütze (Feldkanonen, Belagerungskanonen und Mörser) in Thätigkeit gekommen. In

General Uhrich hatte Vormittags vonseiten seiner Offiziere die Meldung empfangen, daß die von dem Feinde in den Hauptwall gelegte Bresche „gangbar“ wäre und daß allem nach die Deutschen noch am Abend desselben Tages zum Sturme schreiten würden. Der sofort von dem Kommandanten zusammenberufene Vertheidigungsrath erklärte sich einmüthig dahin, daß es unmöglich, die Erstürmung der Stadt zu verhindern. Auf das hin ließ Uhrich die weiße Fahne auf den Münsterthurm pflanzen und sandte einen Boten mit dem Anerbieten der Uebergabe nach Mundolsheim.

Die Belagerer waren durch das unerwartete Erscheinen der weißen Signale auf dem Münsterthurme und auf der in unförmliche Klumpen verwandelten nordwestlichen Walllinie um so angenehmer überrascht, als der hartnäckige und langwierige Widerstand, welcher ihnen entgegengesetzt worden war, sie mit der Besorgniß erfüllt hatte, sie würden ihre furchtbare Arbeit mit Gewaltsamkeit krönen müssen. Nachmals, als sie der Augenschein von der ungeheuren Zerstörungskraft ihrer Geschütze überzeugt hatte, konnten sie es freilich nicht verwunderlich finden, daß die Belagerten am 27. September es sich hatten gestehen müssen, weiterer Widerstand wäre widersinnig. Aber froh, Straßburg nicht stürmen zu müssen, begrüßten die deutschen Soldaten, auf die Böschungen ihrer Laufgräben und die Bettungen ihrer Batterieen gestiegen, die Erscheinung der weißen Fahne mit freudigem Hurrah.

In der Nacht wurde im Dorfe Königshofen, wohin General Werder seinen Generalstabschef Leszczynski entsandt hatte, mit den Bevollmächtigten Uhrichs die Kapitulation vereinbart. Um 2 Uhr Morgens am 28. September erfolgte

---

den 21 Tagen des eigentlichen artilleristischen Angriffs auf die Festung kamen durchschnittlich auf jede Minute 4 bis 5, auf jede Stunde 269, auf jeden Tag 6249 Schüsse oder Würfe. Zusammen haben die 241 Geschütze 193,722 Schüsse und Würfe gethan.

der Abschluß. Die Besatzung der bezwungenen Festungsstadt, ungefähr 500 Offiziere und Militärbeamte, mehr als 17,000 Unteroffiziere und Soldaten sollten kriegsgefangen, jedoch die Offiziere der bekannten ihren Waffengefährten durch die Kapitulation von Sedan gewährten Begünstigungen theilhaft sein. Die kriegsgefangenen Soldaten würden nach Deutschland gebracht, die Nationalgarden und Freischützen nach Abgabe ihrer Waffen und des Versprechens, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, freigelassen werden. Die Kriegsbeute, welche der Sieger in der eroberten Stadt harrte, war sehr beträchtlich: — die Baarschaft der Staatsbank, an 1200 Geschützrohre, 800 Laffetten, mehr als 200,000 Stücke Gewehre und Pistolen, große Massen von Schießbedarf, 50 Lokomotive.

Im Laufe des Vormittags kamen die Bestimmungen der Kapitulation zur Ausführung. Um 8 Uhr besetzten deutsche Truppen die Thore der Stadt, sowie die Citadelle, welche nur noch ein Trümmerchaos war. Um 11 Uhr sodann stellten sich Abtheilungen von sämmtlichen bei dieser denkwürdigen, mit äußerster Thatkraft betriebenen Belagerung thätig gewesenen Truppenkorps im Paradehalbkreis auf dem Glacis vor dem Zabern- und dem Nationalthor auf. Der Großherzog von Baden und der General Werder hielten mit den Generalen und den Stabsoffizieren in der Mitte des Halbkreises. Die Franzosen kamen heraus, der General Uhrich, welcher die würdige Haltung eines tapfern, aber unglücklichen Führers hatte, der Admiral Exelmans und der General Barral, welcher nachmals sein verpfändetes Ehrenwort schmachvoll brach, mit etlichen 50 Stabsoffizieren an der Spitze. Der Großherzog und Werder stiegen von den Pferden, um die Besiegten zu begrüßen. Hierauf begann der Vorbeimarsch der kriegsgefangenen Besatzung, anfänglich in ziemlicher Ordnung, dann immer verworrener, zuchtloser, widerlicher. Eine Menge von

Betrunkenen taumelte in den Reihen einher, fluchend, schimpfend, schreiend: „Wir sind verkauft! Uhrich ist ein Schuft!“ Zwei deutsche Bataillone und 1 Schwadron nahmen die entwaffneten Haufen in Empfang und führten dieselben ab, erst nach Herrlisheim und von da in die Kasematten von Rastatt. Während aber die Franzosen durch die beiden genannten Thore auszogen, zogen die Deutschen durch das Fischer- und das austerlitzer Thor in Straßburg ein und der zum Kommandanten bestellte General Mertens ging ungesäumt daran, Ordnung in der Stadt zu schaffen, deren Bewohnerschaft sich durchaus friedlich verhielt. Zwei Tage später hielt Werder seinen feierlichen Einzug in das furchtbar mitgenommene und nur erst nothdürftig aufgeräumte Straßburg. Am Portal der gänzlich unbeschädigt gebliebenen Thomaskirche empfing ihn die protestantische Geistlichkeit, welcher sich auch der Maire Küß mit dem Gemeinderath angeschlossen hatte, und der Theologieprofessor Baum hielt eine Anrede an den General, worin er die Stadt dem Schutze des deutschen Bundesfeldherrn empfahl. Werder gab zur Antwort, daß alles gethan werden würde, was die Wunden, welche die grausame Kriegsnothwendigkeit der Stadt hätte schlagen müssen, heilen könnte. Die Predigt in der gedrängt vollen Kirche hielt der Feldgeistliche von der Gardelandwehr-Division, Frommel, und er fand ergreifende, versöhnende und erhebende Worte.

An demselben Tage wurde den Streitkräften, welche Straßburg belagert und erobert hatten, vom großen deutschen Hauptquartier zu Ferrières aus ihre weitere Bestimmung angewiesen. Die 1. Reservedivision (2 pommer'sche Landwehr-Brigaden, 1 Ulanenregiment und 3 Batterieen) sollte als Besatzung in Straßburg bleiben und die Gardelandwehr-Division auf der Eisenbahn zur Einschließungsarmee vor Paris geführt werden. Die übrigen Theile des Belagerungsheeres (die

badische Feld-Division, 2 preußische Infanterieregimenter, 2 preußische Reiterregimenter und 3 Batterieen) sollten zu einem Armeekorps, dem 14., vereinigt werden, um, der Führung des Generals Werder unterstellt, gegen die obere Seine hin, in der Richtung von Chatillon und Troyes zu marschiren. Da etwas später auch die 4. Reservedivision, welche unter dem General Schmeling bei Freiburg im Breisgau gesammelt worden war und vom 1. bis 3. Oktober bei Neuenburg den Rhein überschritt, um sich der Festungen des oberen Elsaßes zu bemächtigen, sowie noch etliche weitere Truppentheile dem 14. Korps zugetheilt wurden, so zählte dasselbe zur Zeit, wo es seine höchste Stärke erreichte, aber auch bedurfte, also im Januar von 1871, alles in allem 50,800 Mann Fußvolk, 4727 Reiter und 150 Geschütze [1]).

An einem bedeutungsvollen Tage waren die Deutschen in Straßburg eingezogen. Denn auch an einem 30. September, dem vom Jahre 1681, hatten die Franzosen mitten im Frieden die alte Reichsstadt überfallen und gestohlen [2]). Dazumal hatte das altersschwache, in allen Fugen morsche Reich gegen diese schnöde Raubthat weiter nichts aufzubringen vermocht als einen machtlosen Protest. Aber aufgeschoben war nicht aufgehoben. Gerade nach 189 Jahren, genau auf den Tag hin, ist der Protest eingelös't worden und die alten

1) Die Aufzählung der einzelnen Beträge s. bei Junck, II, 137 fg.

2) Am 23. Oktober 1681 hielt sodann Ludwig der Vierzehnte einen Triumphalpompeinzug in Straßburg und am folgenden Morgen begrüßte ihn am Portal des von den Franzosen sofort den Protestanten entrissenen Münsters — Straßburg war dazumal eine wesentlich protestantische Stadt — der Bischof Egon von Fürstenberg mit den Worten Simeons: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen". Ein nettes Exemplar von einem deutschen Bischof! Dieser Bonze und Junker gibt ein recht zeitwahres Beispiel ab, daß in der zweiten Hälfte des wüsten 17. Jahrhunderts in gewissen Kreisen das deutsche National-, Ehr- und Rechtsgefühl spurlos erloschen war.

straßburger Reichsbürger, von denen am 30. September von 1681 wohl mancher sein „Exoriare aliquis!“ gebetet haben mag, sie hätten, so sie aus ihren Gräbern zu erstehen vermochten, am 30. September von 1870 ihren triumphirend in Straßburg einziehenden Landsleuten zurufen können: „Spät kommt ihr, doch ihr kommt!“

6.

Die Pariser hatten sich die zweimalige Einnahme ihrer Stadt in den Jahren 1814 und 1815 bald so ganz aus dem Sinne geschlagen, daß, als die Regierung von Louis Philipp den Gedanken einer Befestigung derselben fasste und verwirklichte, der souveräne Unverstand, die öffentliche Meinung in den Befestigungswerken, womit Paris umgürtet werden sollte und umgürtet wurde, schlechterdings nichts anderes sehen wollte als „gegen das Volk errichtete neue Bastillen“. Die urtheilslose Menge, bei dieser Gelegenheit wie bei sehr vielen anderen weit, sehr weit hinaufreichend, hielt es in ihrem Chauvinismus und Größenwahn geradezu für undenkbar, daß jemals ein Feind auf den „verrückten“ Einfall kommen könnte, die „heilige Stadt“, das „Mekka der abendländischen Civilisation“ belagern zu wollen, oder daß vollends gar ein Feind der „Barbarei“, ja der „Blasphemie“ sich sollte erfrechen können, das „Centrum der Welt“ für eine geeignete Zielscheibe zu halten.

Urtheilsfähige Franzosen hatten freilich die Sache anders angesehen, und zwar lange vor Adolphe Thiers. So hatte z. B. schon Ludwigs des Vierzehnten großer Kriegsbaumeister Vauban die Befestigung von Paris für nöthig erachtet und dringend angerathen. Später bekannte Napoleon i. J. 1814

mit Reue, daß er unrecht gethan, den schon zur Austerlitz-Zeit von ihm gehegten Gedanken, Paris mit Festungswerken zu umgeben, nicht zur Ausführung gebracht zu haben. Möglich, ja gewiß, daß Thiers durch seinen vergötterten Helden zu dem Werke sich begeistern ließ, welches er als Minister des Bürgerkönigs (1840) dem hartnäckigen Sträuben des Liberalismus zum Trotz unternahm und durchsetzte. Er glaubte damit seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen und er hat ihm auch wirklich einen solchen erwiesen, insofern der lange Widerstand, welchen das befestigte Paris den Deutschen 1870—71 leistete, die früher von so vielen bezweifelte Annahme, daß die Riesenstadt eines solchen Widerstandes fähig wäre, glänzend rechtfertigte. Aber freilich, eine andere Voraussetzung, von welcher sich Thiers, der Befestiger von Paris, hatte leiten lassen, die Voraussetzung, eine hartnäckige Gegenwehr der Hauptstadt müßte und würde dem Laude Zeit und Mittel verschaffen, Paris Entsatz zu bringen und damit einen Umschwung der ganzen kriegerischen Sachlage herbeizuführen, diese Voraussetzung, welche ja auch die Grundlage von Gambetta's Kriegsleitung abgab, sollte nicht in Erfüllung gehen. Das deutsche Heer erwies sich als ein Fels, an welchem alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, welche für wohlbegründete gelten durften, zerschmetterten.

Nachdem Thiers die Befestigung der Hauptstadt im Princip zur Annahme gebracht hatte, war unter den Fachmännern ein Streit ausgebrochen über die Frage, welchem System der Befestigung der Vorzug gegeben werden sollte. Umwallung oder vorgeschobene Forts? Thiers setzte es durch, daß diese beiden Systeme mitsammen verbunden wurden und Paris demnach eine riesige Ringmauer („enceinte“) mit davor liegendem Wallgraben, mit vorspringenden Bastionen und stark befestigten Thoren erhielt, aber zugleich eine weiter hinausgelegte Umgürtelung von 16 Citadellen (das Fort von

Vincennes inbegriffen), welche theilweise, wo es die Bodenverhältnisse räthlich erscheinen ließen, durch verschanzte Linien miteinander verbunden waren. Die Nordseite von Paris deckt die wohlbefestigte Vorstadt St. Denis mit ihren drei nach Westen, Norden und Osten vorgeschobenen Forts, Couronne de la Briche, Double Couronne und Fort de l'Est. Südöstlich davon reiht sich an den Citadellengurt das Fort d'Aubervilliers, dann folgen der Ostseite der Hauptstadt entlang die Forts de Romainville, de Noisy, de Rosny (mit dem Mont Avron davor), Vincennes, de Nogent und de Charenton. Linker Hand vom letztgenannten beginnt mit dem Fort d'Ivry die Reihe der die Südseite der Hauptstadt schützenden Forts, de Bicêtre, de Montrouge, de Vanvres (oder Vanves) und d'Issy. Die verhältnißmäßige Schwäche der Südfront, welche von den Deutschen später zum Hauptangriffsziel auserseheN wurde, war noch vor der Einschließung auch in Paris erkannt worden und man hatte daher beabsichtigt, dem Uebelstande mittels Anlegung von Befestigungen auf den Höhen von Bagneux, Chatillon und Meudon abzuhelfen; aber weil die pariser Arbeiter in den ersten 8 Tagen der „Republik" in ihrem Festjubel schlechterdings nicht zum arbeiten zu bringen waren, so hatte man sich mit der Aufwerfung flüchtiger Feldschanzen begnügen müssen. Die Westseite der Stadt, jenseits des Bois de Boulogne, Neuilly, Clichy und St. Ouen, ist schon von naturwegen sehr gesichert durch die doppelte Wasserlinie der Seine, welche bei Sèvres scharf nach Norden sich wendet, um dann oberhalb von St. Denis wieder nach Südwesten umzubiegen. Die Natur hatte hier auch noch für einen Platz gesorgt, worauf eine Citadelle ersten Ranges stehen könnte, und auf einem mitten zwischen Puteaux, Suresne, Rueil und Nanterre gelegenen, 415 Fuß über das Seineufer aufsteigenden Hügel wurde die Fortereſſe du Mont Valerien erbaut, ein wahrhaft riesiges Bollwerk. Obzwar

nun auch auf dieser Seite die Befestigungen noch einiger Verstärkung bedurft hätten, welche nur angefangen, aber nicht mehr vollendet werden konnten, so durfte, alles zusammengehalten, Paris im Schutze seiner Umwallung und seiner Außenforts sich kecklich für die kolossalste Festung des Erdballs, ja wohl schlechtweg für unbezwinglich halten. Die Unbezwinglichkeit hatte auch dem Parisbefestiger Thiers i. J. 1840 vorgeschwebt, als er behauptete, der Umkreis des Befestigungsgürtels von Paris wäre ein so gewaltiger (nahezu 20 Lieues) und diese Linie wäre noch dazu durch Wälder, Anhöhen, Thälereinschnitte und Wasserläufe dermaßen durchrissen, daß „keine Armee der Welt diesen Kreis umschließen und blockiren könnte, ohne sich also zu zersplittern, daß sie überall, wo sie angegriffen würde, geschlagen werden müßte". Und ferner hatte er behauptet, es wäre eine bare Unmöglichkeit, daß ein allfälliger Belagerer über die Linie der Außenforts hinweg mit seinen Geschossen die Stadt zu erreichen vermöchte. Mensch sein heißt irren, milde gesagt. Schärfer gefasst, könnte es auch lauten: Mensch sein heißt sich selbst oder andere belügen. Zudem hat ja Thiers i. J. 1840 nicht voraussehen können, welche ungemeine Vervollkommnung die Lieblingskunst des 19. Jahrhunderts, die Mordkunst, mittels der Erfindung und Verbesserung der gezogenen Kanonen erreichen würde.

Der General Trochu hatte bei der Kunde vom Herannahen der deutschen Heersäulen gen Paris eine ebenso phantastische als barbarische Maßregel angeordnet, deren Folgen man nachmals den „deutschen Barbarenhorden" auf Rechnung setzte, bis sich ehrliche Franzosen fanden, welche der Wahrheit die Ehre gaben und die Thatsachen richtigstellten[1]. Der

1) So that vor allen der berühmte Architekt Viollet-Leduc, während der Belagerung von Paris Oberstlieutenant in der Hilfelegion des Geniekorps, und zwar in seinem gehaltvollen „Mémoire sur la défense de

Oberbefehlshaber aller in der französischen Hauptstadt versammelten Streitkräfte hatte Befehle ausgehen lassen, einen Wüstengürtel um Paris herzulegen, in dem Wahnglauben, dadurch den Deutschen die Einschließung und Belagerung vom „Gehirn des Universums" sehr zu erschweren oder auch ganz zu verunmöglichen. Jedem, der in Paris gewesen und die landschaftlich so anmuthige Umgegend der schönen Hauptstadt Frankreichs durchstreift hat, steht in freundlicher Erinnerung, daß in der Breite von mehreren Stunden außerhalb der Linien der Umwallung und der Außenforts ein ununter-

---

Paris" (1872), welches zu seinem Motto den in der Einleitung von dem Verfasser ausgesprochenen Satz haben könnte: — „Les destinées d'une nation ne sont que la conséquence logique, inflexible de ce qu'elle vaut." Dem Narrengeschrei seiner Landsleute über „die deutschen Barbaren" stellte Viollet-Leduc, obgleich selbstverständlich ein abgesagter Feind der Deutschen, die Eindrücke entgegen, welche er zur Zeit, wo der Kommunegräuel in Paris spektakelte und wüthete, in den deutschen Lagern empfangen. „In unseren Städten, sagt er, gibt es Banden von Barbaren, welche aller Civilisation und Kultur den Tod geschworen haben und mit denen keinerlei Vereinbarung möglich ist. Von nationalen, politischen und religiösen Interessen und Motiven ist bei ihnen keine Rede mehr. Es handelt sich da einfach um die Frage: Seid ihr für oder wider das Raubgesindel? Wer zur Kommunezeit, den Fäusten dieser bewaffneten und besoffenen Banden von Paris entronnen, sich unter den mannszüchtigen, meist sanften und höflichen deutschen Soldaten befand, glaubte aus einem schweren Traume zu erwachen und fand, daß er die fremden Kriegsleute nicht mit zornigem Auge betrachten könnte. Der Wahnwitz, die Missethaten von Paris milderten den Haß gegen den äußeren Feind. Wie hätte man diese schmierigen pariser Nationalgarden vergessen können, mit ihrem vom Branntwein irren Blick, ihrem frechen Gebaren, den Flüchen auf den Lippen, diese Gesellen, welche auf ihre Offiziere schimpften und ebenso misstrauisch als abergläubisch waren? Wie hätte man sie nicht unwillkürlich mit den deutschen Soldaten vergleichen sollen, die ihren Vorgesetzten Achtung bezeigten, sauber gekleidet waren, still in den Häusern lebten, schweigsam und ernst in ihrem Betragen und immer bereit, empfangene Befehle zur Ausführung zu bringen?"

brochener Gürtel von hübschen Städtchen, behäbigen Dörfern, prächtigen Schlössern, reizenden Villen, schattigen Parken und wohlgepflegten Blumen-, Obst- und Weingärten sich herzieht. Etwas weiter hinaus liegen große Waldungen, welche zu den schönsten Forsten Frankreichs gehören. Alle diese Pracht und Anmuth, alle diese Reichthümer sollten nun einem im Grunde ganz kindischen Wahn geopfert werden, dem Wahn, die Deutschen würden sich durch die Verheerung und Zerstörung von alledem und alledieser aufhalten und in ihrer Absicht, Paris zu belagern, irren lassen. Die Wälder sollten in Brand gesteckt, die Bewohner der Städtchen, Dörfer und Weiler mit ihrer Fahrhabe nach Paris hereingebracht, alle Lebensmittel, alle Viehwaare weggeschafft, die Bäume gefällt, die Landhäuser und Gärten verwüstet werden. Die Zerstörungsbefehle ergingen und wurden, bevor auch nur ein einziger deutscher Soldat seinen Fuß auf den Boden der Umgebung von Paris setzte, von den Franzosen in brutalster Weise zur Ausführung gebracht. „Da hob — erzählt Viollet-Leduc — jene geduldete Plünderung an, welche soviel dazu beitrug, unsere Armee zu demoralisiren, diese wüste, nutzlose, gehässige Plünderung, ein Schandfleck auf dem Bild einer großen Tragödie voll von Beispielen der Entsagung, des Heldenmuthes und der Hingebung. Der erbosteste Feind hätte es nicht schlimmer machen können. Die Bataillone der Linie und der Mobilgarde, die Nationalgarde und die Freischützen zertrümmerten alles, Thüren, Fenster, Hausgeräthe; sie durchwühlten die Gärten, um nach versteckten Kostbarkeiten zu suchen, sie plünderten die Keller. Wie viele dieser Häuser hab' ich gesehen, die sonst die Freude ihrer Besitzer waren, vom Feuer geschwärzt, mit eingestürzten Dächern, angefüllt mit Unrath" [1]).

1) Den französischen Zeugen mag ein deutscher ergänzen. Wachenhusen schrieb am 17. September 1870 in sein Kriegstagebuch (I, 181 fg.): „So eben kehre ich von einer Exkursion gegen Sivry in der Richtung auf

Wie es scheint, mußten sich Trochu und seine Generale von der Nutzlosigkeit der angeordneten Barbarei bald selber

---

St. Denis nach Meaux zurück. Todesstille auf dem ganzen Wege. Eine Feldwache der sächsischen Ulanen, kurz vor der Stadt, war alles, was die Friedhofsruhe unterbrach. Die Gehöfte am Wege verlassen, gähnende Thüren und Fenster, kein lebendes Wesen außer der Hauskatze, der treuen Hüterin, welche nicht den Herd verlässt und mir auf diesen einsamen Wanderungen bereits eine gewohnte Begegnung geworden ist. In dem ersten etwa 2$^1/_2$ Meile vorwärts gegen Paris gelegenen Flecken Claye war alles Verwüstung und Zerstörung von den Dächern bis zu den Kellern hinab. Die Locken und Chignons, die Krinolinen und Jupons, die Hemden und die geheimsten Gegenstände der Toilette lagen in den Korridoren umher, die Schüsseln und die Teller, die Kasserollen und Bratpfannen, die ganze Wirthschaft pêle-mêle durcheinander, alles zerbrochen, zerrissen, zerfetzt, mit der scheußlichsten Brutalität vernichtet. Rechts und links lagen am Eingange des Städtchens die schönsten Landhäuser; in den Gärten die schönsten Blumenbeete, die herrlichsten Boskets. Ich trat durch die eisernen Gitterthore und schlenderte durch die Parkwege, schritt die kleinen Freitreppen hinauf in die Villen, die sich der Reichthum des von den Geschäften zurückgezogenen Parisers mit allem Komfort und Luxus ausgestattet hatte. In dem Salon gedeckte Tische, schmutzig bis zum Ekel, mit Champagner- und Rothweinflaschen, zerbrochenen Gläsern, zerschlagenen Assietten beladen, die durch einander geworfen, von den wildesten Gelagen zeugten. Die Reste der Braten, der Omeletten, der Desserts, zerquetschte Früchte, zertretene Pasteten, Scherben und Brocken lagen auf dem Boden umhergestreut; die Vorhänge waren von den Fenstern gerissen, die Spiegel über den Kaminen durch hinein geschleuderte Flaschen zertrümmert; widerliche Zoten mit Kohle auf die kostbarsten Tapeten gezeichnet, allerlei hinterlassener Unflath, zerbrochene Stutzuhren, zerrissene Oelgemälde und Kupferstiche, — das war der Anblick, der sich mir in zwei, drei dieser reizenden Landhäuser in den unteren Räumen bot. Ich rede nicht von dem scheußlichen Zustande der oberen Gemächer, der Schlafgemächer der Hausfrau, der Boudoirs. Kein Schrank, keine Schublade war verschont, alle Schlösser waren erbrochen, der Inhalt über den Boden hingeworfen, bis in die Mansarden hinauf dieselbe Zerstörung! Wohl eine Stunde währte meine Promenade durch die todte Stadt, niemand zu sehen. Endlich fand sich ein Mann, der mir mit einem Buche in der Hand entgegenkam und sich mir als als den einzig

überzeugt haben; denn das Zerstörungswerk wurde keineswegs folgerichtig durchgeführt, sondern der Willkür einzelner Truppenführer und Truppentheile überlassen. Selbstverständlich ließen sich die Deutschen durch den ihnen theilweise entgegengestellten „Wüsteneikreis“ nicht aufhalten. Auch durch angelegte Verhaue und gesprengte Brücken nicht. So wurde z. B. der Marsch der 3. deutschen Armee durch die Sprengung der schönen und kostspieligen Seinebrücke bei Corbeil nur eine Stunde lang gehemmt: so rasch wußten deutsche Feldtechniker und Pionire den hemmenden Schaden auszubessern. Der Gouverneur von Paris und sein Generalstabschef Schmitz trafen übrigens auch ernsthaftere und zweckdienlichere Anstalten als die so eben berührte phantastische und vandalische, um die Widerstandsfähigkeit der Hauptstadt zu erhöhen. Der ganze Umwallungskreis wurde in 9 Abschnitte getheilt, deren jeder einen eigenen Oberbefehlshaber erhielt, dem ein Kommandant der Artillerie und ein Leiter des Geniewesens zur Seite standen. Die oberste Leitung des gesammten Geniewesens hatte der General Chabaud la Tour, die Centralleitung der Artillerie der General Guiod. Der Nationalgarde, welche im

---

zurückgebliebenen Bewohner des Städtchens, als Verwalter der pariser Omnibus-Gesellschaft, präsentirte. „All' diese Verwüstung,“ klagte er mir, „haben wir unseren eigenen Leuten zu danken! So haben vor einigen Tagen gerade diejenigen bei uns gehaust, von denen wir unsere Rettung erwarten sollten! Sie haben die letzten Bewohner der Stadt, die noch den Muth hatten, ihre Wohnungen zu hüten, durch die schändlichsten Rohheiten vertrieben, die Frauen beleidigt, die Männer mit ihren Säbeln und Bayonnetten gemißhandelt und sind erst abgezogen, als nichts mehr übrig war, was ihre Habsucht hätte versuchen können!“ Und ähnlich ist es in allen verlassenen Ortschaften im Umkreise des Weichbildes von Paris. Noch ist kein deutscher Solbat in diese Ortschaften zwischen Meaux und Paris gedrungen; die sächsische Feldwache lag nur eine Meile vor Meaux und der mir begegnende Leutnant derselben warnte mich sogar, weiter zu gehen, da draußen keine Vorposten mehr stehen.“

Oktober in dem General Clément Thomas, mit dessen von ruchlosen Mörderhänden am 18. März von 1871 vergossenem Blut die Kommune sich taufte, einen tüchtigen Oberkommandanten fand, war die Vertheidigung der großen Ringmauer übertragen. Hinter ihr standen die Mobilgarden und die Linientruppen in Reserve[1]). Von den Außenforts hatten Montrouge, Bicêtre, Jvry, Rosny, Noisy und Romainville, theilweise auch Mont Valerien und Nogent vorzügliche Besatzungen, nämlich Marinetruppen, während die übrigen Citadellen zum größeren Theil mit Mobilgarden des Seine-Departement besetzt waren. Daß die Südseite der Riesenstadtfestung ihre schwächste wäre, hatten die deutschen Heerführer zum voraus erkannt und diese Schwäche konnte natürlich auch den Vertheidigern nicht verborgen bleiben. Man hatte Grund, zu befürchten, die Deutschen würden im Besitze der Höhen von Bagneux, Chatillon, Clamart und Meudon, sich versucht fühlen,

1) Später, im November, wurden die Gesammtstreitkräfte innerhalb der Hauptstadt, die angeblich 500,000 Mann zählten, einer neuen Organisation unterzogen und zerfielen derselben zufolge in 3 Armeen: — 1. Armee unter Clément Thomas, 266 Marschbataillone der Nationalgarde, in Summa etwa 133,000 Mann Infanterie mit Hinzufügung einer Kavallerie-, Artillerie- und Genie-Legion; 2. Armee unter Ducrot, 3 Armeekorps (Vinoy, Renault und D'Exea), mit einer Gesammtstärke von 102,130 Mann und 2840 Offizieren; 3. Armee unmittelbar unter Trochu, 70,468 Mann und 1867 Offiziere. Die weitaus am besten organisirte und handlungsfähigste dieser Armeen war die von Ducrot befehligte. Nicht in diesen drei Heeren inbegriffen war das in St. Denis von dem Admiral De la Roncière le Noury kommandirte Korps mit 565 Offizieren und 27,000 Mann, sowie die Marinesoldaten, die Artilleristen und Genietruppen in den Forts und endlich ein etwa 10,000 starkes Korps, welches dem auf der Ostfront kommandirenden Admiral Saisset unterstellt und insbesondere mit der Ueberwachung der Ebene von Vincennes betraut war. Genaue Auskunft über diese Organisationen findet sich bei Heyde und Fröse, Geschichte der Belagerung von Paris, I, 232—39.

von dort aus einen Handstreich gegen eins oder mehrere der Südforts zu unternehmen, und darum beschloß Trochu, diesen Höhenhang nicht ohne Kampf dem Feinde zu überlassen, sondern das 14. Armeekorps unter General Ducrot dorthin vorzuschieben, was am Morgen des 17. Septembers geschah. Für die Anhäufung von Lebensmitteln aller Art, für die Herbeischaffung und die Unterbringung von riesigen Viehheerden, für die Einrichtung von Fabriken, welche Waffen und Schießbedarf lieferten, war alles mögliche gethan worden und zwar mit Erfolg. Man traf auch Einrichtungen, welche nach erfolgter Einschließung der Stadt die Verbindung mit der Außenwelt ermöglichen sollten. Man senkte unterirdische Telegraphendrähte in das Seinebett, welche freilich von den deutschen Belagerern entdeckt und zerstört wurden, man richtete eine regelrechte Taubenpost ein und zog die Luftschifffahrt zum öffentlichen Dienste herbei.

Im Besitze solcher Vertheidigungsmittel, sahen die Pariser der Belagerung ihrer Stadt mehr mit Neugierde als mit Besorgniß entgegen. Eine Belagerung? Das hatte man noch nicht erlebt, das war einmal etwas neues, das versprach „piquant“ zu werden! Sonntags den 18. September schrieb ein pariser Bürger in das „Journal de siége“, welches er sich angelegt hatte: — „Wenn man sich heute Paris im ganzen und großen ansah, so konnte man nichts weniger glauben, als daß die Stadt von einem furchtbaren Unheil bedroht wäre. Man mußte sich in der That fragen, ob man wirklich in Paris. An der innern Daseinsweise hat sich gar nichts geändert. Theater und Koncertsäle stehen wie gewöhnlich offen und lachend drängt sich die Menge in diese Vergnügungsorte hinein. Die Frauen sind in großem Putz, die Kaffeehäuser strotzen von Gästen. Man singt, man lacht. Die Spaziergänge wimmeln von Menschen wie an den friedlichsten und heitersten Tagen. Man ißt, trinkt, tanzt. Die Tingeltangel-Therese

gluckst so lustig wie immer das Entenlied, obzwar die Schildwachen von den Wällen aus die feindlichen Beiwachtfeuer erblicken" [1]).

Am folgenden Tage nahmen die Sachen freilich ein Aussehen an, dessen Ernst sogar dem gallischen Leichtsinn für eine Weile die Lachlust vertrieb. Man sah Truppen vom 13. und 14. Korps, welche die auf Versailles marschirenden Deutschen hätten aufhalten sollen, in schmählicher Flucht vor dem Schrecken der deutschen Waffen von den Höhen von Chatillon und Clamart in die Stadt hereinrasen und eine ungeheure Angst bis auf die Boulevards tragen, wo das Geschrei umging: „Wir sind verloren! Die Preußen haben gesiegt! Sie dringen in Paris ein!" Auch in Regierungskreisen glaubte man das zur Stunde. Der Minister des Innern, Gambetta, rief auf der Straße Bekannten, welche ihn mit der Frage antraten: „Was gibt es denn?" in äußerster Bestürzung zu: „Was es gibt? Was es gibt? Das, daß die Feinde — (der Citoyen Minister gebrauchte dafür ein garstiges Schimpfwort) — wahrscheinlich schon an der Porte Maillot sind" [2]).

Damit jedoch hatte es gute Weile. Die deutsche Heerleitung, welche doch unter Umständen vor kühnem Wagen keineswegs zurückschrack, war und blieb allem Abenteuern, allem Irrlichteliren abgeneigt. Inbetreff des kolossalen Unternehmens gegen Paris insbesondere befolgte sie, zum nicht geringen Verdruß von Bismarck und vielen anderen Leuten, den italischen Weisheitsspruch: „Chi va piano, va sano." Sie fühlte ganz richtig, daß sie sich gerade hier schlechterdings keinem Fehlschlag aussetzen dürfte. Auch sie hatte die Möglichkeit und Räthlichkeit eines gewaltsamen Angriffs aus freier Hand, eines rücksichtslosen

1) Un bourgeois de Paris, Journal du siége, 14.

2) Sarcey, 82.

Hindurchdrückens zwischen diesen und jenen zwei Außenforts, eines Sturms auf Paris reiflich erwogen, allein das Ergebniß ihrer Erwägung war ein Nein gewesen[1]). Mußte sie doch, abgesehen von allem anderen, zu einem vorsichtigen Vorgehen schon dadurch sich bestimmt fühlen, daß sie, als die Deutschen in der Mitte vom September sich Paris näherten, über nicht mehr als ungefähr 150,000 Mann mit 620 Feldgeschützen zu verfügen hatte. Eine Verstärkung der gegen die französische Hauptstadt verfügbaren Truppen war allerdings zu erwarten durch das Eintreffen der beiden von Sedan her nachrückenden Korps, hing aber weiterhin von den Ereignissen vor Straßburg und Metz ab. Man begnügte sich demnach vorerst mit der Einschließung von Paris, d. h. man vollbrachte mit verhältnißmäßig geringen Mitteln etwas in seiner Art so Großes,

1) „Ein gewaltsamer Angriff auf die Hauptstadt, welche zwar größtentheils ungeschulte Truppen enthielt, aber von sturmfreien Wällen und zahlreichen Außenwerken umgeben war, hatte wenig Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich und ein abgeschlagener Sturm konnte unter den obwaltenden Verhältnissen von besonders nachtheiligem Einfluß auf die gesammte Kriegslage werden." Generalstabswerk II, 49. Ich will schon hier anmerken, daß ich für meine Darstellung der Belagerung und Vertheidigung von Paris geschöpft habe aus dem Generalstabswerk, den mehrcitirten deutschen und französischen Büchern von Hahn, Blume, Hirth und Gosen, Fontane, Junck, Hassel, Busch, Duret, de Mazade, Favre und Trochu. Sodann benützte ich: Heyde und Fröse, Geschichte der Belagerung von Paris — Schneider, Pariser Briefe, III. — Robolsky, Paris während der Belagerung — Enquête parlementaire — Ducrot, La défense de Paris — Général Vinoy, Le siége de Paris — Sarcey, Siége de Paris — Gautier, Tableaux de siége — Wey, Chronique de siége — Mde. Quinet, Paris, journal du siége — Un bourgeois de Paris, Journal du siége — Labouchère, Diary of an beset (deutsche autorisirte Ausgabe unter dem Titel: Tagebuch während der Belagerung von Paris) — Forbes, My experiences of the war, II. — Russel, My diary during the last great war — Washburne, Correspondence. Endlich noch deutsche, französische und englische Zeitungen.

wie es Menschenaugen bislang noch nicht geschaut hatten. Die Ausführung des deutschen Heerbefehls welcher am 15. September zu Chateau-Thierry ausgegeben worden, vollzog sich mit der Regelmäßigkeit eines guten Uhrwerkes. Der 3. Armee war die Aufgabe zugewiesen, die Südostseite, die Südseite und Südwestseite von Paris zu umschließen, während der 4. Armee die Umschließung der Nordostseite, der Nordseite und der Nordwestseite aufgegeben wurde. Nur die 3. Armee hatte, um ihre Arbeit thun, d. h. die sämmtlichen ihr angewiesenen Stellungen einnehmen zu können, statt bloß zu scharmutziren wirklich zu fechten. Es war vor der Südfronte von Paris, um welche die Deutschen herummarschiren mußten, um nach Versailles zu gelangen. Auf diesem Marsche wurde eine Division vom 5. Korps, die 9. (Sandrart), durch die Franzosen unter Ducrot, welcher mit 4 Divisionen auf den Höhen von Chatillon stand, angegriffen, wies aber unterstützt von einer Brigade des 2. bairischen Korps, welches dem 5. preußischen folgte, den Angriff zurück und setzte seinen Marsch fort. Nun fiel Ducrot mit seiner ganzen Macht auf der Hochebene von Villacoublay auf die Baiern, allein diese standen unter ihrem General Hartmann nicht nur wacker dem Anfall, sondern gingen ihrerseits zum Angriff über und trieben nach heißem Gefecht den Feind in regelloser Flucht hinter die Linie der Außenforts zurück. Ein Zuavenregiment war ausgerissen, sowie die erste deutsche Granate in seine Reihen schlug und verbreitete jene Panik in Paris, von welcher vorhin die Rede gewesen. Am Abend dieses 19. Septembers war die Einschließung der Riesenstadt, die vollständige Einschließung eine vollendete Thatsache. Am folgenden Tage schlug der Kronprinz von Sachsen sein Hauptquartier in Grand-Tremplay auf, der Kronprinz von Preußen das seinige zu Versailles in der Villa Les Ombrages[1]). Die sonst so stille alte König-

1) Zum Kommandanten von Versailles wurde der Generalmajor

stadt mit ihrem Riesenschloß, in welchem vordem der Hoch- und Uebermuth des französischen Sultanismus seine rauschendsten Orgien gefeiert hatte und welches jetzt zu einem Lazareth hergerichtet wurde, wimmelte plötzlich von deutschen Soldaten. Mit unbeschreiblicher Verwunderung erblickten die Einwohner von Versailles die preußischen Pickelhauben in den steifgezirkelten Alleen des von Le Notre angelegten Parkes und sie glaubten zu träumen, als sie auf dem Platze Ludwigs des Vierzehnten deutsche Regimentsmusikbanden zum erstenmal die Weise der „Wacht am Rhein“ anstimmen hörten. Unmittelbar nach der Besetzung von Versailles wurden Streifwachen gen St. Cloud vorgeschickt und am 21. September wurden Schloß und Park besetzt. Auf einem Tische der „Salle de conseil“, wo Napoleon der Dritte mit seinen Ministern den Kriegsbeschluß gefasst hatte, fand der deutsche Hauptmann Wernicke noch die bei der verhängnißvollen Berathung gebrauchten Karten und das „Militäralbum des preußischen Heeres“ vor[1]).

Voigts-Rhetz ernannt, dessen mit großer Bestimmtheit und Festigkeit verbundenen angenehmen Manieren es gelang, ein erträglich gutes Verhältniß zwischen den Deutschen und dem versailler Magistrat herzustellen.

1) Hassel, 333. Die Franzosen suchten vom Mont Valerien aus die Festsetzung der Deutschen in St. Cloud zu verhindern. Am 11. Okt. wurde das Schloß vom Mont Valerien her mit Granaten beworfen. Eine zündete, aber die Deutschen löschten den Brand. An den zwei folgenden Tagen wiederholte sich die Beschießung des Schlosses vom Mont Valerien und von einer im Bois de Boulogne aufgestellten Batterie her mit größter Heftigkeit. Die Granaten, die französischen Granaten regneten förmlich auf das Schloß und steckten dasselbe an verschiedenen Stellen in Brand. Der Dachstuhl brannte theilweise schon am 12. Oktober nieder. Doch gelang es den Anstrengungen der deutschen Soldaten an diesem Tage noch, des Feuers Meister zu werden. Am 13. aber fruchteten alle Bemühungen nichts mehr. Das Schloß brannte aus. So die Thatsache der Zerstörung von St. Cloud. Natürlich mußten nachher „die deutschen Barbaren“ das Schloß verbrannt haben.

Am 20. September hatten die Deutschen ihren um die Außenwerke von Paris hergelegten Ring geschlossen und hatten demnach die 6 Armeekorps, welche vorhanden, diese Stellungen eingenommen: — Südlich von der Marne, auf der Bodenfläche zwischen diesem Strom und der Seine, lagerte die wirtembergische Division, so, daß sie links mit dem 6., rechts mit dem 12. Korps Fühlung hatte. Das 12. Korps dehnte sich nördlich der Marne von Chelles bis Sevran aus und berührte mit seiner rechten Flügelspitze das Gardekorps, welches von Aulnay bis Arnouville reichte. Dort schloß sich das 4. Korps an, welches sich von Sarcelles bis Argenteuil ausbreitete. Rechts davon, von Bougival bis zum Parke von Meudon, hatte das 5. Korps seine Lager, an welche sich rechter Hand die vom 2. baierischen Korps anschlossen, das von Meudon bis gen L'Hay stand und hier Handreichung hatte mit dem 6. Korps, welches seinerseits bei Choisy le Roi die Wirtemberger zu Nachbarn hatte. In den Raum zwischen dem 4. und dem 5. Korps auf der Nordwestseite des Ringes rückte die, wie wir gesehen, durch den Fall von Straßburg verfügbar gewordene Gardelandwehr-Division ein und so war um die Mitte des Oktobers die beschriebene Aufstellung vollendet. Mancherlei einzelne Truppenverschiebungen haben im Verlaufe der Belagerung stattgefunden, der Hauptsache nach sind jedoch die Stellungen der Deutschen um Paris dieselben geblieben bis zum Ende.

Nach vollendeter Einschließung der französischen Hauptstadt übersiedelte das große deutsche Hauptquartier am 5. Oktober von Ferrières nach Versailles. Um 6 Uhr Abends traf der Bundesfeldherr, von seinem Sohne, dem Kronprinzen, eingeholt und geleitet, ein und nahm, begrüßt von soldatischen Hurrahs, welche die Stadt erdröhnen machten, sein Quartier in dem Präfekturgebäude. Bismarck fand mit seinem Kanzleipersonal Unterkunft in dem Hause der Witwe Jessé in der Rue de

Provence. Am folgenden Abend brachten die Regimenter, welche in Versailles standen, dem Könige eine Nachtmusik. Als der letzte Zapfenstreichswirbel verhallt war, nahmen die Soldaten ihre Helme ab. „Was ist das?“ fragten die massenhaft herumstehenden Franzosen. „Das ist das Nachtgebet,“ sagte man ihnen. „O, wie fromm sie sind!“ meinten Französinnen. „Ja, das ist eine Armee!“ bemerkten die Männer, rückten die Hüte ins Gesicht und gingen nachdenklich davon.

Zwei Tage später fand drüben in Paris — allwo man am 2. Oktober den Fall von Toul und von Straßburg von regierungswegen bekannt gegeben und Victor Hugo eins seiner verrücktesten „Manifeste“ als Pflaster auf diese Wunde geklebt hatte [1]) — ein Auftritt statt, welcher so recht einleuchtend machte, daß man in einer Zeit des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen, ja Wundersamen lebte. Ein durch die Lüfte fliegender Volkstribun, der auf den Boden Frankreichs herabfällt, um als Diktator wieder aufzustehen, das ist doch wohl auch wieder etwas neues unter der Sonne gewesen.

Den Herren von der Regierung der nationalen Vertheidigung hatte sich die Misslichkeit, ja Unmöglichkeit, von der eingeschlossenen Hauptstadt aus Frankreich zu regieren, doch bald recht merk- und spürbar gemacht, um so mehr, als es mit der Regierungsfähigkeit der in Tours sitzenden Delegation augenscheinlich nicht zum besten bestellt war. Sie erließen daher ein Dekret, kraft dessen Herr Gambetta zur Verstärkung besagter Delegation abgeordnet wurde. Aber wie hinkommen?

---

1) In dieser Auslassung kam die Phrase vor: „Ich vergesse meinen Namen, ich heiße jetzt Vaterland (j'oublie mon nom, je m'appelle Patrie)!“ Die Franzosen fanden diesen Blödsinn bewundernswerth, erhaben. Frau Quinet nennt in ihrem Journal (p. 99) den hugo'schen Bombast „une vraie perle“. Etliche Seiten später (103) setzt sich die gute Dame großartig auf den Dreifuß und orakelt: „Paris accepte la mort plutôt que de capituler.“

Nur auf dem Luftwege, obzwar dieser, wie leicht begreiflich, Herrn Gambetta keineswegs gefiel[1]). An demselben Tag also, Freitags den 7. Oktober, Morgens 11 Uhr, stieg der Minister des Innern mit seinem Sekretair Spuller und dem Luftschiffer Trichet auf der Place St. Pierre auf dem Montmartre in die Gondel des Luftballon „Armand Barbès“ und aufwärts ging es, in eine Nordweſtſtrömung hinein, welche den Ballon binnen einer Stunde über die deutschen Linien hinwegführte. Die Kugeln der deutschen Feldwachen sollen den Luftfahrern um die Ohren gepfiffen haben. Gegen Abend zu blieb der „Armand Barbès“ in dem Wipfel einer alten Eiche unweit von Montdidier hängen. Die Insassen kletterten herab und wurden von herbeigeeilten Bauern nach Tricault und von da nach Montdidier geführt. Gambetta übernachtete in Amiens, von wo er am folgenden Tage nach Rouen ging. Hier hielt er eine seiner mit wirklich künstlerischer Sicherheit auf seine Landsleute berechneten Reden und brachte namentlich mittels des Schlusses derselben: „Wenn wir keinen Pakt mit dem Siege machen können, so machen wir einen Pakt mit dem Tode!“ eine zündende Wirkung hervor. Das war ja wieder einmal ein Heldenphrasengriff so recht im Sinn und Geiste des Galliertthums. Das Paktschließen mit dem Tode ward auch sofort förmlich Mode. In Paris wurden täglich tausende solcher Pakte geschlossen, namentlich von solchen, welche der Ueberzeugung lebten, daß versprechen und halten zweierlei Dinge wären. Am 9. Oktober langte Gambetta über Le Mans in Tours an. Auch Garibaldi traf an diesem Tage mit seinem rothhemdigen Schweif in Tours ein und ebenso der Spanier Castelar, eine der rasselndsten Maultrommeln des Jahrhunderts. Es gab also einen großen Schwatz vom Balkon der Präfektur herab zu Ehren der in

1) Un bourgeois de Paris, 105. Labouchère (Deutsche Ausgabe), 85.

Brüderlichkeit zu vereinigenden „lateinischen Republiken“ Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, item zu Ehren der künftigen Universalrepublik und zu Ehren von dergleichen schönen Raritäten mehr.

Aber Gambetta's Ankunft in Tours hatte auch eine ganz andere, eine weit ernsthaftere Bedeutung. Unmittelbar nach seinem Eintreffen that er sich als Diktator auf, was sich jedermann stillschweigend gefallen ließ, und damit begann der Krieg „à outrance“ 1). Daß der Mann mit Führung desselben seinem Lande zu dienen glaubte, untersteht gar keinem Zweifel. Sein Patriotismus kann nicht in Frage kommen. Ueberhaupt ist Vaterlandsliebe bei Franzosen selbstverständlich. Wie sollten sie auch wohl anders können als ihr schönes, fruchtbares, reiches, hochangesehenes Land lieben? Bei uns Deutschen ist im Hinblick auf unser Land und dessen Geschichte, sowie auf die Art unserer mehr oder weniger lieben Landsleute, der Patriotismus schon eine schwerere Kunst. Wir müssen uns erst so zu sagen wissenschaftlich aneignen,

---

1) Als ein furchtbares Vorspiel zu demselben konnte der Ueberfall zu Ablis (südwestlich von Versailles) und die Rachenahme dafür gelten. In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober überfiel, im Einvernehmen mit Bewohnern von Ablis, eine von dem polnischen Grafen Lipowski befehligte Freischar die daselbst allzu sorglos nächtigende 4. Schwadron vom 16. deutschen Husarenregiment (Schleswig-Holsteiner) und vernichtete, fing und versprengte dieselbe bis auf 48 Mann, welche sich zu retten vermochten. „Zum warnenden Exempel“ wurde Ablis durch die Deutschen, nachdem den Greisen, den Frauen und Kindern eine halbstündige Frist zur Entfernung gegeben worden, noch an demselben 8. Oktober bis auf den Grund niedergebrannt und wurden die männlichen Ortsbewohner, soweit man deren habhaft werden konnte, niedergeschossen. Am grimmigsten hatte die Rächer der Umstand gereizt, daß die in den Betten überraschten und gefangenen Husaren von den Freischärlern an die Häuserwände gestellt und erbarmungslos erschossen worden waren. Ueber die Einzelheiten s. die Zeugnisse eines deutschen und eines französischen Mithandelnden bei Hirth und Gosen, II, 2633 fg.

was der Franzos von Naturgnaden besitzt. Daß Gambetta so recht die Seele des immerhin großartigen Widerstandes war, welchen Frankreich nach der ungeheuren Katastrophe von Sedan leistete, steht fest. Er war zur Entfachung und Schürung des Feuers dieses Widerstandes wie gemacht. Nicht allein durch seine guten Gaben, sondern auch, und zwar nicht weniger, durch seine schlimmen. Man kann wohl sagen: Gerade so, wie Gambetta war, mußte der Diktator sein, dessen Machtgebot sich die Franzosen gutwillig unterwarfen [1]). Er wußte wohl, daß er der tödtlich verletzten Nationaleitelkeit jedes Opfer zumuthen dürfte, und er nützte diese Opferwilligkeit bis zur äußersten Möglichkeit aus. Er war groß im organisiren, größer im haranguiren, am größten im phantasiren. Dieses letzte Wort darf man unbedenklich mit lügen verdeutschen. Denn Gambetta machte die Lügnerei förmlich zu einem Hebel seiner Politik [2]). Eine recht hübsche Probe, was

1) Immer ausgenommen die weiter oben schon signalisirte Bande von Narren und Gaunern, welche später die Kommune gemacht haben. In den Augen von Gesellen wie Blanqui, Flourens und Pyat waren die Regenten vom 4. September Verräther. Gambetta galt ihnen im besten Falle für einen jämmerlichen „Bourgeois-Republikaner". Gleich nach der Einschließung von Paris begannen drinnen die sogenannten Rothen ihre Machenschaften, welche bezweckten, die Regierung zu stürzen und die „Kommune" herzustellen, d. h. die Gewalt in die Hände der Narren und Gauner zu bringen. Schon am 8. Oktober wurde in diesem Sinne auf dem Stadthausplatz ein Pütschlein in Scene gesetzt, das aber kläglich vergeckte. Ein heiteres Seitenstück dazu spielte am folgenden Tage drüben in der Schweiz in der Nähe der französischen Gränze. Da entfaltete nämlich „Henri" (der Graf von Chambord) das bourbonische Lilienbanner und proklamirte: „Ich zaudere nicht, meinem Lande zu sagen, daß ich bereit bin, mich ganz seinem Glücke zu opfern." Allein selbst in der Wolle gefärbte Legitimisten fanden es nicht gerathen, dieses Anklopfen des Prätendenten mit einem „Herein!" zu beantworten und das dicke „Opfer" anzunehmen.

2) Filialen des Lügengeschäftes waren auch im Ausland errichtet. Einer sehr thätigen in Basel stand der dortige französische Konsul vor,

er im falstaff'schen Fache zu leisten vermöchte, gab er sofort nach seiner Ankunft in Tours, indem er sich hinsetzte, um, wie er sich ausdrückte, „avec une indicible joie“ der Nation bülletinisch zu verkünden, daß die deutsche Einschließungsarmee vor Paris durch einen siegreichen Ausfall der heroischen Pariser aus allen ihren Stellungen vertrieben worden wäre, — ein während der Luftfahrt des Mannes buchstäblich aus der Luft gegriffenes Luftgebilde. Wie dieser Siegeslüge, so ist auch vielen ähnlichen ganz gewiß nicht nur naive Lügensucht und Pralwuth zu Grunde gelegen, sondern auch und noch weit mehr wohlbedachte Berechnung, — die Berechnung, mittels erfundener Siegesbotschaften die Zuversicht der Franzosen wieder zu steifen, sowie die Aufmerksamkeit des Volkes von der naheliegenden und allgemein geltend gemachten Forderung einer Nationalversammlung abzulenken und die Berufung einer solchen hintanzuhalten.

Das haben dem Diktator seine eigenen Landsleute, wenigstens die royalistisch gesinnten, zum schweren Vorwurf gemacht und es mag ja wohl auch etwas daran gewesen sein. Denn von der Parteibefangenheit kann selbst ein unbefangenster Urtheiler Gambetta nicht freisprechen. Aber daß er sein System, wozu allerdings auch das Lügen und Schwindeln unzertrennlich gehörten, bloß aufgethan und aufrechtgehalten habe, um das Zusammentreten einer Nationalversammlung zu hintertreiben, d. h. um ungestört diktatorisch wirthschaften zu können, das ist selber eine Lüge. Wahr ist, diese diktatorische Wirthschaft ging mitunter so toll ins Zeug, daß es verständlich, wenn der alte Thiers den jungen Diktator zorn-

welcher einen vollen Tag nach der Uebergabe Straßburgs an die Delegation in Tours telegraphirte, Straßburg wäre noch immer unbezwungen. Eine ebenso belehrende als ergötzliche Ausstellung der französischen Lügenfabrikate von 1870—71 veranstaltete L. Bamberger in der Allgemeinen Zeitung (1870, Nr. 305 fg. 1871, Nr. 24 fg.).

voll einen „fou furieux“ schalt. Aber wahr ist auch, daß Gambetta durchweg in gutem Glauben handelte, d. h. in dem Glauben, zur Rettung des Vaterlandes dürften, müßten alle, im verwegensten Wortsinn alle Mittel in Anspruch genommen werden, und daß er mittels seines Systems immerhin erstaunliches, in dieser Art auch noch nie dagewesenes geleistet hat [1]).

1) Wir dürfen mit Genugthuung auf die Thatsache hinweisen, daß ein deutscher Kriegsmann es war, welcher dem „Advokaten-Kriegsminister“, unserem Todfeinde Gambetta, am entschiedensten Gerechtigkeit widerfahren ließ, der Hauptmann Kolmar von der Goltz in seinem Buch „Léon Gambetta und seine Armeen“ (1877). Da steht S. 1 zu lesen: „Die Rolle, die er gespielt, ist großartig genug, um seinen Namen für alle Zeiten der Geschichte einzuverleiben. Hat er sein Ziel auch nicht erreicht, ist sein Traum, der Befreier seines Vaterlandes zu werden, auch nicht in Erfüllung gegangen, so verdienen die Versuche, welche er für die Rettung Frankreichs unternahm, dennoch unsere Bewunderung. Ihm ist es gelungen, durch seinen Willen ein waffenloses Land, das schon im Widerstand erlahmte, zu einem Kampfe zu entflammen, der die deutschen Heere noch Monate hindurch in Anspruch nahm und der uns Kräfte hat erkennen lassen, welche wir ohne diese Erfahrung auch heute noch unterschätzen würden. Gambetta zeigte der Welt, daß das Problem, Armeen aus der Erde zu stampfen, auch in unserer Zeit noch gelöst werden könne, wo der rasche Verlauf der Kämpfe, der Aufwand, dessen ein Heer bedarf, solche Improvisationen weit schwieriger machen als ehedem. Ihm genügten wenige Wochen, um aus dem Chaos von Bewaffneten, das er vorfand, ein wohlausgerüstetes Heer zu bilden, welches nach hunderttausenden zählte.“

II.

Metz.

1.

In einem Buche, welches sich die Aufgabe stellte, die Unbeständigkeit des Glückes und den raschen Wechsel menschlicher Geschicke an geschichtlichen Figuren des 19. Jahrhunderts nachzuweisen, dürfte der Marschall Bazaine wohl einen Platz ansprechen. Dieser Mann, dessen Charakter niemals über die Fläche der Korporalschaft sich erhoben hat, war eins der vorragendsten Werkzeuge des zweiten Empire gewesen. An seinen Namen vorzugsweise war die Erinnerung an das ganze Unheil geknüpft, welches den Raubzug nach Mexiko begleitet hatte, und darum konnte der Name Bazaine zur Zeit, als Frankreich den Krieg an Deutschland erklärte, wohl für den unpopulärsten zwischen dem Golf von San Juan und dem Aermelmeer gelten. Allein das änderte sich nach ausgebrochenem Kriege und es gereicht wahrlich den Franzosen keineswegs zur Unehre, daß sie sofort bereit waren, dem Manne seine ganze Vergangenheit zu vergeben und zu vergessen, als es den Anschein gewann, Bazaine würde, nach den Niederlagen von Weißenburg, Wörth und Spicheren zum Oberbefehlshaber der „Rheinarmee“ ernannt, Talent und Thatkraft genug besitzen und entwickeln, um die Deutschen auf ihrer Siegesbahn auf-

zuhalten. Was dagegen den Franzosen nicht zur Ehre gereichte — obzwar es der menschlichen Gemeinheit ganz entsprach — das ist, daß sie ihre Meinung über Bazaine sofort abermals änderten, als er nicht so vom Glücke begünstigt wurde, wie sie erwartet hatten. Die öffentliche Meinung war ganz bereit gewesen, die zweideutigen Berichte des Marschalls über die Augustschlachten für Siegesbotschaften zu nehmen. Auch wurde er, so lange er sich in Metz zu halten vermochte, sogar von den Republikanern in allen Tonarten gepriesen. Wer die öffentlichen Akten der französischen Regierung, die Reden, Erlasse, Depeschen, und ebenso die französischen Zeitungen vom September und Oktober 1870 durchsehen mag, wird darin überall einem unbedingten Vertrauen auf „le glorieux soldat de Metz“ begegnen. Der 27. Oktober jedoch warf den Marschall von dem hohen Ehrengestell, auf welches ihn der Aberglaube seiner Landsleute zwei Monate zuvor erhoben hatte, jählings herab und machte seinen Namen zu einem leidenschaftlich verfluchten. Die Franzosen, welche Bazaine nicht für einen Verräther hielten und halten, dürften sich an den 10 Fingern einer Menschenhand abzählen lassen. Und doch war er kein Verräther. Für jeden, welcher überhaupt Augen hat zum sehen und Ohren zum hören, ist das bis in alle Einzelheiten hinein aktenmäßig erwiesen. Der Schuldigspruch, welchen nachmals das versailler Kriegsgericht gegen den Marschall ergehen ließ, ändert hieran gar nichts. Denn dieser Schuldigspruch traf unter dem Namen eines Verräthers, was Bazaine nicht war, nur den Sündenbock, welchen die racheburstige, französische Nationaleitelkeit haben wollte, haben mußte und den sie, beladen mit all der Einbuße, Angst, Noth und Schmach der „année terrible“, in die Wüste der allgemeinen Verabscheuung verstieß [1]).

1) Es sind dies fast genau dieselben Worte, deren sich Bazaine nach seiner Verurtheilung und Rettung selber bediente. In seinem am

Der Wahrspruch der Geschichte über Bazaine lautet: Er war ein tapferer, anschlägiger, skrupelloser Soldat, aber kein großer General, kein Feldherr, wie einen solchen Frankreich im August und September von 1870 nöthiggehabt hätte. Die Bürde, so auf seine Schultern gelegt war, ist für ihn zu schwer, viel zu schwer gewesen und er ist darunter zusammengebrochen.

Daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen, das hatten ja schon die Schlachten vom 14., 16. und 18. August dargethan. Weiterhin wurde erwiesen, daß der Marschall seine wirkliche Lage nicht kannte, nicht erkennen wollte oder konnte. Denn er trug sich ja noch eine geraume Weile nach seiner Niederlage bei Gravelotte-St. Privat mit der Täuschung, er wäre noch immer seiner Entschlüsse Herr. Am 19. August hatte er seine gesammten Streitkräfte hinter die Linie der gewaltigen Forts zurückgenommen, welche schon dazumal Metz zu einer Festung machten, wie es deren auf Erden nur wenige gibt. Die also vor weiteren Angriffen vonseiten der Deutschen gesicherte Armee bestand aus der kaiserlichen Garde und aus dem 2., 3., 4. und 6. Korps. Sie mochte im ganzen noch an 150,000 Streitbare zählen. Unter den Korpsführern befanden sich auch die Marschälle Canrobert und Leboeuf. Der achtzigjährige General Changarnier, zu einem Dreißigjährigen herunter wattirt, gemalt und frisirt, suchte sich als freiwilliger Rathgeber nützlich oder wenigstens wichtig zu machen. Bazaine hielt dafür, das Nächste und Nöthigste wäre, die arg mitgenommenen, stark erschütterten und bunt durcheinandergewürfelten Truppen wieder zu ordnen und gehörig ausruhen

---

6. September aus Lüttich an den Eigenthümer des „New-York Herald“ gerichteten Schreiben sagte er ja: „Man glaubte, es wäre eine gute Politik, mich zum Sühnopfer der Armee und der Nation zu machen. So hat man mir alle Fehler, Schwächen und Sünden von Israel aufgebürdet und mich in die Wüste gejagt“.

zu lassen. Jenes war allerdings nothwendig, aber dieses vom Uebel, weil damit eine kostbare Zeit vertrödelt wurde. Die Franzosen hätten ihren Feind zum Muster nehmen sollen: die Deutschen gönnten sich ja nach dem furchtbaren Schlachtendreispiel auch keine Ruhe [1]). Wann seine Streitkräfte neugeordnet und ausgeruht wären, dann wollte der Marschall das deutsche Blokadeheer durchbrechen, um die Verbindung mit der übrigen Waffenmacht seines Landes herzustellen. Der Gedanke, daß er mit 150,000 Mann der besten Truppen Frankreichs innerhalb der Forts und Wälle von Metz endgiltig eingeschlossen wäre, kam ihm vorerst gar nicht und er wähnte, es würde nur von ihm abhängen, die Zeit seines Abmarsches zu bestimmen. Das freilich verbarg er sich nicht und konnte er sich nicht verbergen, daß innerhalb einer bestimmten Frist der Abmarsch eine Nothwendigkeit sein werde, weil die Magazine

---

1) Vgl. Band I, S. 354. Am Abend vom 3. September kam der Hauptmann Zingler von Sedan her als Siegesbote in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. „Die Aufregung, die Begeisterung, der Jubel waren ungeheuer“ (Horn, I, 158). Am folgenden Tage, Sonntags den 4. September, hatten bei sämmtlichen um Metz gelagerten Armeekorps feierliche Dankfeldgottesdienste stattgefunden. Das 3. hatte den seinigen am Waldsaume bei Verneville, allwo am 18. August ein so heißes Fechten gewesen. Nach Beendigung der gottesdienstlichen Handlung ließ der Prinz die Truppen einen Kreis bilden und theilte ihnen in gehobener Erzählung mit, was ihre Waffenbrüder bei Sedan vollbracht hatten. Dann vertheilte er die ersten eisernen Kreuze, welche vom Bundesfeldherrn gesandt worden: „Die zu dieser Auszeichnung Erwählten standen in einer Reihe aufgestellt, je nach dem Truppentheile geordnet, ohne Rücksicht auf den militärischen Rang, der „General neben dem Unteroffizier, der Offizier neben dem Soldaten seiner Kompagnie“. (Horn.) Ergreifend war es, wenn, was häufig vorkam, statt des „Hier!“ eines Aufgerufenen aus dem Mund eines Nebenmannes das „Gefallen!“ ertönte. Am 7. September verlegte der Prinz sein Hauptquartier in das Schloß Corny beim gleichnamigen Dorfe im Moselthale zwischen Pont-à-Mousson und Metz.

von Metz keineswegs die Fülle von Vorräthen enthielten, welche erforderlich gewesen wären, eine so große Truppenzahl lange zu ernähren. Die Kriegsverwaltung Napoleons des Dritten hatte sich gar nicht mit der Möglichkeit befasst, daß Metz belagert, geschweige daß eine ganze Armee darin eingeschlossen und blokirt werden könnte. Daher waren in der Festung verhältnißmäßig nur geringe, auf eine Besatzung von etwa 20,000 Mann berechnete Lebensmittelvorräthe angesammelt worden und einem bloßen Zufall war es zuzuschreiben, daß diese Vorräthe eine beträchtliche Vermehrung erfahren hatten durch den Inhalt verschiedener Proviantbahnzüge, welche, ursprünglich für die „Rheinarmee" bestimmt, am 12. und 13. August noch nach Metz hineingelangt waren. Und aber dieser Glückszufall hatte hinwieder eine Schmälerung erfahren dadurch, daß die ländliche Bevölkerung der Umgegend beim Herannahen der Deutschen massenhaft in die Stadt geflohen und die Einwohnerschaft derselben um 40,000 bedürftige Magen oder, kriegswissenschaftlich zu sprechen, „unnütze Mäuler" vermehrt hatte. Summa von alledem: Bazaine mußte sich sobald als möglich von Metz wegmachen, so er seine Armee retten wollte. Daß er so lange zögerte, bis zum Ende des Monats August, das war ein großer, gar nicht wieder gut zu machender Fehler und dieser Fehler wurde ihm zur Hauptverschuldung [1]).

Derweil hatte die „Armee von Chalons" jenen Marsch

1) Für meine Darstellung der Geschehnisse in und vor Metz habe ich von französischen Quellen zu Rathe gezogen: Bazaine, L'armée du Rhin; — Procès Bazaine, rapport du général de Rivière; — Affaire Bazaine, plaidoirie de Lachaud; — Fay, Journal d'un officier de l'armée du Rhin; — (D'Andlau), Metz, campagnes et négociations; — Du Pin-Chambly, L'armée française à Metz; — Général Grenier, Mes souvenirs de l'armée du Rhin. Von deutschen fachmännischen Büchern steht hier neben dem Generalstabswerk in erster Linie die Schrift des Generalstabshauptmanns von der Goltz „Die Operationen der 2. Armee vom Beginne des Krieges bis zur Kapitulation von Metz".

begonnen, welcher sie nach Metz führen sollte, aber sie nach Sedan führte. Von dieser Bewegung und von der Absicht Mac Mahons, eine Vereinigung mit ihm, Bazaine, aufzusuchen, in Kenntniß gesetzt, machte der Marschall Anstalten, zu versuchen, ob es möglich wäre, der Armee von Chalons halbwegs entgegenzukommen. Seiner eigenen Erklärung zufolge war es sein Plan, den Thalweg der Mosel entlang sich zu öffnen und demnach in der Richtung auf Diedenhofen die deutschen Linien zu durchbrechen. Am achten Tage nach dem von Gravelotte glaubte er hierzu in der nöthigen Verfassung zu sein. Er ließ daher seine Truppen, mit Ausnahme des Gardekorps, auf das rechte Moselufer hinübergehen und dieselben hinter dem Fort St. Julien zu weiterem Vormarsch bereitstellen. Diese ganze Bewegung vom 26. August hatte aber kaum recht angehoben, als sie schon wieder ins Stocken gerieth. Das Einfallen eines heftigen Sturmwetters mit kalten Regengüssen, welchem der Marschall selbst und andere französische Offiziere (z. B. der General Grenier) in erster Linie die Stockung schuldgegeben haben, mag allerdings unangenehm genug gewesen sein. Allein das Unwetter eines Augusttages vermag denn doch eine große Armee nicht aufzuhalten, falls diese entschlossen vorwärts geführt wird. Gerade dieses, die entschlossene Vorwärtsführung, fehlte jedoch. Allem nach ist es Bazaine mit der ganzen Sache von Anfang an nicht recht ernst gewesen, worauf ja schon der Umstand hindeutet, daß er, als er um 11 Uhr Vormittags in Ban-Saint-Martin zu Pferde stieg, sein Hauptquartier nicht aufbrechen hieß, sondern ruhig an diesem Orte beließ. Beim Fort St. Julien angelangt, hielt er an und berief seine Generale zu einem Kriegsrath in das Schloß von Grimont.

Nun ist aber ein Kriegsrath, wie die Welt weiß, in 99 Fällen von 100 nichts anderes als ein Auskunftsmittel für Feldherrn, welche eben keine rechten sind, so zu sagen

eine Eselsbrücke, welche sie über ihre Unzulänglichkeit und Verlegenheit hinwegführen soll. Dazu kam hier allerdings noch, wie übrigens abermals in 99 von 100 ähnlichen Fällen, daß der Marschall die auf ihm lastende Verantwortlichkeitsbürde mindern wollte, indem er selbige theilweise auf die Schultern seiner Generale hinüberwälzte. Nach Eröffnung der Sitzung durch Bazaine nahm zuvörderst der Artilleriegeneral Soleille das Wort, um auseinanderzusetzen, daß es eine militärische und politische Nothwendigkeit wäre, in Metz zu bleiben, wo man ja 200,000 Deutsche zurückhielte; das Verharren der Armee unter den Wällen von Metz störte und gefährdete die Verbindungen des gen Paris vordringenden Feindes; sodann könnte das Festhalten von Metz von großer Wichtigkeit werden, falls die Regierung sich zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen genöthigt sehen würde; außerdem hätte die Armee nur für eine einzige Schlacht ausreichenden Schießbedarf [1]). Der General Coffinières seinerseits, der Gouverneur von Metz, erklärte, die Armee müßte schon um der Festung willen da bleiben; denn marschirte sie ab, so würde sich Metz, weil die Außenforts noch nicht ganz vollendet wären, nicht lange halten können. Ob diese zwei Generale den geheimen Gedanken des Oberbefehlshabers, bleiben zu wollen, kannten? Vielleicht. Der General Bourbaki sagte: „Wenn wir keine Munition haben, so können wir nichts thun, das ist klar.“ Der Marschall Canrobert, sowie die Generale Frossard und L'Admirault pflichteten ihm bei. Der Marschall Leboeuf meinte, der beste Dienst, welchen man dem Lande erweisen könnte, wäre die Erhaltung der Armee. Bazaine verhielt sich schweigend und das hat ihm später sein

1) Dies war ganz entschieden unwahr. Hatte man doch, wie derselbe General Soleille wissen mußte und wirklich wußte, am 22. August in einem Bahnhofgebäude 4 Millionen „verlorene“ Patronen wiedergefunden „par un hasard aussi opportun que singulier“.

Mitmarschall Canrobert zu einem schweren Vorwurf gemacht, indem er vor Bazaine's Richtern in Versailles erklärte: „Wenn Bazaine uns gesagt hätte: Mac Mahon marschirt auf uns zu — so würden wir geantwortet haben: Vorwärts, ihm entgegen, koste es, was es wolle!" Um 4 Uhr Abends gab nach dem Schlusse der Kriegsrathsverhandlung der Marschall den Befehl, daß die Truppen nach ihren bisherigen Lagerplätzen zurückkehren sollten. Das 2. Korps jedoch sollte beim 3. auf dem rechten Moselufer bleiben, um gemeinsam mit diesem den Raum südostwärts der Festung bis zum Seilleufer besetzt zu halten.

So endete dieser schwachmattische Halbversuch vom 26. August. Bemerkenswerth war dabei, daß die im Schlosse Grimont versammelten Generale sich so gar leicht mittels Gründen abfinden ließen, deren Dünnheit und Scheinhaftigkeit unschwer zu erkennen. Die Herren wollten nicht scharf zusehen, wie sich eben die Franzosen während dieses ganzen Krieges immer nur in alleräußersten Nothfällen dazu verstanden haben, die Dinge zu sehen, wie sie waren, und sich in die wirkliche Sachlage zu finden. Das Ende des Kriegsrathsliedes von Grimont kann für jeden Unbefangenen kein anderes als dieses sein, daß derselbe aus mittelmäßigen Köpfen und schwachen Charakteren zusammengesetzt war, welche alle mitsammen nicht entfernt auf der Höhe ihrer Aufgabe standen.

2.

Angenommen, alle die Gründe für das Verbleiben der französischen Armee innerhalb der Festungswerke von Metz, welche die Rathschläger von Grimont sich selber und anderen vormachten, seien nur Spiegelfechtereien gewesen, maßen die

Herren im Geheimen sehr wohl gewußt hätten, das Weggehen hinge keineswegs von ihrem Belieben ab, sondern von dem der Deutschen — oder auch angenommen, Bazaine sei vom Anfang an gewillt gewesen, seine Truppen in Metz zurückzuhalten, um als der Führer der zahlreichsten und besten Streitmacht Frankreichs in einem gegebenen Falle die entscheidende Rolle spielen zu können: beiderlei Annahmen müssen zu der Frage führen, ob das Stärkeverhältniß des in Metz eingeschlossenen Heeres zu dem des einschließenden ein solches war, daß der Marschall und seine Generale schon jetzt auf die Hoffnung, ein Durchbruch könnte gelingen, verzichten mußten. Nach den furchtbaren Verlusten in der Schlachtentrilogie vom 14., 16. und 18. August und nach der Abtrennung der „Maas"-Armee von der 1. und 2. hatte der Prinz Friedrich Karl, weil das Eintreffen von Ersatztruppen aus Deutschland erst in der Mitte des Septembers zu erwarten war, in der ersten Zeit der Einschließung höchstens 200,000 Mann unter seinem Befehl. Davon sind obendrein noch in Abzug zu bringen die vielen, sehr vielen Kranken, die sich gar bald in den deutschen Lagern um Metz vorfanden. Trotzdem war die eingeschlossene französische Armee bedeutend schwächer. Denn die zuverlässigsten Angaben beziffern ihre Stärke, die Verwundeten und Kranken abgezogen, auf 135 bis 140,000 Streitbare[1]). Der Nachtheil dieses geringern Stärkebetrags wurde jedoch vollständig aufgewogen durch die Vortheile der französischen Stellung. Waren doch die Deutschen gezwungen, auf beide Moselufer sich zu vertheilen und rings um die äußeren Festungswerke von Metz eine Kreislinie zu ziehen, welche kaum weniger als 7 Meilen Umfang hatte.

1) Diese Stärkebestimmung wird nicht lügengestraft durch die Thatsache, daß die Kapitulation von Metz 173,000 Franzosen in deutsche Kriegsgefangenschaft brachte. Hier zählten eben die Verwundeten und die Kranken mit.

Die Franzosen dagegen konnten im Schutze ihrer Riesenforts sich zu einer Masse zusammenordnen, und wo immer der Durchbruchsstoß dieser Masse die Einschließungslinie traf, mußte sie aller Trefflichkeit der deutschen Verbindungsanstalten zum Trotz stundenlang dem angegriffenen Feinde höchst beträchtlich, ja ganz unverhältnißmäßig überlegen sein. Bei auch nur einigermaßen geschickter Ausnützung dieses Umstandes, bei entschlossener Führung, bei raschem Nachrücken und festem Drauflosdrücken der Reserven war alledem zufolge die vollständige Durchbrechung, ja die Aufrollung der deutschen Blokadelinie eine zweifellose Möglichkeit — wenn Bazaine nicht Bazaine war.

Die Verhältnisse führten nun aber doch dazu, den schon allzu lange verschobenen Durchbruchsversuch zu unternehmen. Der große Plan einer Handreichung zwischen Mac Mahon und Bazaine schien ja in den letzten Tagen des Augustmonds seiner Erfüllung nahe. Am 30. August gelang es einem der Geheimboten, welche zwischen den beiden Marschällen hin- und hergingen, durch die deutschen Linien und nach Metz hinein zu kommen und an Bazaine jene Depesche zu bestellen, in welcher Mac Mahon meldete, daß er von Reims über Montmédy an die Aisne marschiren und demnach auf der nördlichen Straße zum Entsatz der in der Moselfestung blokirten Armee heranrücken werde. „Daraufhin — berichtet Bazaine — entschloß ich mich, eine große Anstrengung zu machen, um dem zu unserem Entsatz herankommenden Heere die Hand bieten zu können, und bezeichnete die Hochebene von Sainte-Barbe als den Punkt, dessen Gewinnung der nächste Zweck des Kampfes sein sollte. Denn ich hatte die Absicht, im Falle des Erfolges mit dem 3., 4. und 6. Korps über Bettelainville und Redange nach Thionville zu gelangen, während ich das 2. Korps und die Garde die Richtung auf Malroy nehmen lassen wollte.“ Die Hochebene von Sainte-Barbe

sollte also erobert werden, um der französischen Armee zum Stützpunkt für ihren weiteren Abmarsch auf Diedenhofen zu dienen. Der Plan war zweifelsohne gut, es kam nur auf die Ausführung an, für welche der Marschall den 31. August bestimmte. Sie konnte um so mehr gelingen, als das ohnehin so weithin gedehnte deutsche Einschließungsheer dazumal um 2 volle Korps geschwächt war[1]). Den französischen Feldherrn leitete noch dazu der richtigste Instinkt, als er seinen Angriffsstoß gegen die schwächste Seite der deutschen Einschließungslinie zu richten beschloß, auf die Stellungen der Deutschen zwischen Flanville und Malroy, eine Linie, welche sich über 1 Meile weit erstreckte und nur von 3 Divisionen, d. h. von kaum 30,000 Mann gehalten wurde. Hätte man im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl die Absicht des Marschalls nicht noch rechtzeitig erkannt, so mußte die Gefahr für die Einschließungsarmee sehr groß werden und konnte die Schlacht, welche am 31. August begonnen, am 1. September beschlossen und nach dem Dorfe Noisseville benannt wurde, leicht eine für die Deutschen verlorene werden. Daß sie statt dessen zu einem Siege geworden, hatten die Deutschen ihrer ebenso geschickten als thatkräftigen Oberleitung, der umsichtigen und standhaften Führung der einzelnen betheiligten Truppenkörper und der auch hier wieder glänzend bewährten Ausdauer und Todesverachtung der Truppen selber zu danken, aber ebenso der nach mit feurigem „Elan“ geführtem Angriffsstoß rasch wieder eingetretenen Erschlaffung des Feindes, dessen

---

1) Vgl. Bd. I, S. 387. Diese 2 Korps waren nach Etain gezogen worden, damit sie nöthigenfalls die Maasarmee gegenüber der Armee Mac Mahons verstärken könnten. Allerdings erhielten sie am 30. August den Befehl, wieder in die Einschließungslinie von Metz zurückzumarschiren, allein sie hatten dieselbe noch nicht erreicht, als der Kampf vom 31. losbrach. Das ganze deutsche Einschließungsheer zählte daher an diesem Tage nur wenige tausend Mann mehr als die Streitmacht Bazaine's.

Leitung im ganzen wie im einzelnen auch in dieser Schlacht wieder als eine durchaus unzulängliche sich herausstellte. Der Bazaine vom 31. August und vom 1. September blieb noch weit unter dem Bazaine vom 14., 16. und 18. August. Die ganze Handlung der beiden Schlachttage konnte, mußte in französischen Augen das Aussehen gewinnen, als hätte der Marschall durchbrechen können, aber nicht durchbrechen wollen.

Ein grober Fehler war es schon, daß Bazaine seine Truppen erst am Morgen des 31. August auf dem rechten Moselufer in einem großen, von Chieulles links bis Colombey rechts reichenden Halbbogen aufmarschiren ließ. Denn das nahm nicht allein den ganzen Vormittag, sondern auch den größeren Theil des Nachmittags in Anspruch und gab folglich, bevor die Franzosen in ihrer Angriffsaufstellung massirt standen, den aufmerksamen und rasch handelnden deutschen Führern Zeit, die nöthigen Anstalten zur Vereitelung der feindlichen, augenscheinlich auf die Gewinnung der Hochebene von Sainte-Barbe gerichteten Absicht zu treffen. Mit fliegender Eile ergingen die bezüglichen Befehle aus dem damaligen Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu Malancourt. Später an diesem Tage, wie dann auch am folgenden, hat der deutsche Feldherr die Schlacht von einem nördlich von Fèves gelegenen Hügel — genannt Le Horimont — herab geleitet. Der französische traf am 31. August gegen 1 Uhr Nachmittags bei Grimont ein und berief in ein kleines Haus, das hinter der Aufstellung des 6. Korps lag, seine Generale, welchen er erst hier von der Depesche Mac Mahons, sowie von dem Zweck des bevorstehenden Kampfes Mittheilung machte. Dann ordnete er an, daß Leboeuf mit dem 3. Korps am rechten Flügel der Schlachtordnung den Angriff beginnen, hierauf L'Admirault mit dem 4. Korps im Centrum und sodann Canrobert mit dem 6. Korps am linken Flügel in den Kampf eintreten sollte. Frossard mit dem 2. Korps und Bourbaki mit der Garde sollten vor-

derhand in Reserve bleiben. Ein Kanonenschuß von den Wällen des Forts St. Julien sollte das Zeichen zum Beginne der Schlacht geben. Warum ließ sich nun aber der Signalschuß so lange nicht hören? Der Marschall, welcher nach Entlassung seiner Generale mit der Errichtung von Batterieen an dem Wege nach Sainte-Barbe sich beschäftigte, hatte in der Zerstreuung („par une distraction singulière") vergessen, den nöthigen Befehl nach dem Fort gelangen zu lassen.

So kam es, daß der ernstere Kampf erst um 4 Uhr Abends begann, und auch dann verzettelten die Franzosen etliche Stunden mit einem Geschützfeuer, welches gar nichts ausrichtete. Es fing schon zu dunkeln an, als das 3. französische Korps, unterstützt von dem 4., zu einem kräftigen Vorstoß auf das von dem preußischen Grenadierregiment Kronprinz besetzte Dorf Noisseville sich aufraffte. Die Franzosen, Dank ihrer ungeheuren Uebermacht, nehmen das Dorf, nehmen die bei Villers-L'Orme angelegten deutschen Verschanzungen mit 18 schweren Geschützen, nehmen auch nach einem mörderischen Fechten Servigny und durchbrechen also hier die deutsche Linie, welche sich aber bei Poix sofort wieder zusammenschließt und, ihrerseits zum Angriff schreitend, dem Feinde in heißen Kämpfen die eingebüßten Schanzen mit den 18 Kanonen und das Dorf Servigny wieder entreißt.

Die am Morgen erneute Schlacht hat sich vorzugsweise auf dem Raume zwischen Failly und Noisseville abgespielt. Die Absicht der Franzosen ging noch immer auf einen Durchbruch in der Richtung auf Sainte-Barbe. Die Deutschen aber waren jetzt, wo auch die 2 gen Etain verschickten Korps wieder in der Nähe von Metz eingetroffen, in der Verfassung, diese Absicht zu vereiteln und den Feind hinter die Forts der Moselfestung zurückzuwerfen. Sie konnten jetzt, am 1. September, den 120,000 Mann, womit Bazaine zum Angriff

ausgerückt war, ihrerseits 74,000 Mann entgegenstellen [1]). Auch gingen sie auf Anordnung des Generals Manteuffel, dessen Korps heute die Hauptarbeit that, sofort angriffsweise vor und zwar auf das ihnen am Tage zuvor entrissene Dorf Noisseville, welches sie zu wiederholtenmalen mit stürmender Hand nahmen und wieder verloren, bis sie schließlich diesen „Schlüssel der französischen Stellung“ mit dem Feuer aus 78 Geschützen überschütteten und gegen 11 Uhr Vormittags den vielbestrittenen Ort, der jetzt nur noch ein rauchender Trümmerhaufen war, endgiltig besetzten. Während dieses zähen Ringens im Centrum hatten auch am linken Flügel der deutschen Schlachtlinie, bei Mercy-le-Haut, und am rechten, bei Failly und Charly, Zusammenstöße stattgefunden. Jene waren mehr demonstrativ, diese dagegen sehr ernst gemeint. Zweimal stießen die Franzosen äußerst hitzig auf die zuletzt genannten beiden Orte vor, zweimal wurden sie durch die Deutschen blutig zurückgewiesen. Die im Centrum gefallene Entscheidung machte auch den Flügelgefechten ein Ende [2]). Bazaine und seine Generale merkten wohl, daß der endgiltige Verlust von Noisseville die Scheiterung des ganzen auf die Erringung der Hochebene von Sainte-Barbe gerichteten Planes bedeutete. Merkwürdigerweise scheint nun aber weder die Fortführung des Kampfes noch der Rückzug angeordnet worden zu sein. Dieser erfolgte, so wunderlich das klingt, so zu sagen von selbst. Um 11 Uhr ging der linke, bald nach 12 Uhr der rechte Flügel der Franzosen zurück. Einer ihrer Generale,

---

1) „Gegen das Ende der Schlacht verfügte man auf deutscher Seite im ganzen über etwa 69,000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 290 Geschütze“. Generalstabswerk, I, 1483.

2) Den Deutschen wurden am 31. August und am 1. September mitsammen 32 Offiziere und 646 Soldaten getödtet, 126 Offiziere und 2850 Soldaten verwundet. Die Franzosen gaben als ihren Gesammtverlust von Todten und Verwundeten 146 Offiziere und 3401 Soldaten an.

Deligny, dessen Aussage später zu einem schweren Belastungszeugniß für Bazaine wurde, hat angegeben, daß die rückwärtsige Bewegung zuerst männiglich in Verwunderung versetzt hätte. Einer habe den andern gefragt: „Was bedeutet denn das? Was ist geschehen?“ Deligny fügt hinzu: „In Wahrheit hat, so scheint es, niemand den Befehl zum Rückzug gegeben. Derselbe ging vor sich, weil die Truppen erkannten, daß man nichts rechtes that oder thun wollte und daß man sich nicht um sie kümmerte. So zogen sie sich ruhig zurück wie auf allgemeine Verabredung. Alle befragten Generale und Offiziere erklärten einstimmig: Wir haben uns zurückgezogen, weil wir sahen, daß alles zurückging.“ Damit will freilich nicht recht stimmen, daß derselbe Zeuge und Mithandelnde weiterhin bemerkt, der Marschall sei mit dem Rückzug nicht nur nicht einverstanden gewesen, sondern habe sogar die Innehaltung desselben befohlen. Verhält es sich so, so muß die bazaine'sche Heermaschine dazumal doch schon sehr aus Rand und Band gewesen sein.

Gewiß aber ist, daß die zweitägige Schlacht von Noisseville das Schicksal der französischen „Rheinarmee“ und damit auch das von Metz entschieden hat. Am 2. September ließ der Marschall seine sämmtlichen Truppen ihre zuvor innegehabten Stellungen hinter den Wällen der Außenforts wieder beziehen, während am Abend dieses Tages, nachdem die erste Kunde von der Sedanschlacht in die deutschen Lager gelangt war, daselbst mit dem eigenen Sieg ein noch glänzenderer der Waffenbrüder gefeiert wurde. Mitten in dieser Freude wurde jedoch nichts versäumt, was dazu beitragen konnte, die deutschen Stellungen rings um Metz, auf deren Schwächen man jetzt aufmerksam gemacht worden war, zu verbessern und zu verstärken, und in Folge dieser Veranstaltungen durften die Deutschen, so sie auch noch die niederdrückende Wirkung hinzurechneten, welche der Ausgang der Schlacht von Noisse-

ville nothwendig auf ihre Gegner üben mußte, wohl die Ueberzeugung sich bilden, „daß die in Metz eingeschlossene Armee, wenn ihr nicht von außen Hilfe käme, ihrem Schicksal erliegen würde, sobald die letzten Lebensmittel verzehrt wären; denn aus eigener Kraft vermöchte sich dieselbe nicht mehr zu befreien“ [1]).

Dies nun bestimmte auch das weitere Verhalten der deutschen Einschließungsarmee. Der „Jungfer Metz“ sollte nicht mit Gewalt zugesetzt werden. Diese Jungfrau war vor einer Belagerungs-Werbung mittels Laufgräben, Minen, Bomben und Granaten allzu wohlbehütet durch ihre 5 Wächterriesen: — Fort St. Julien im Nordosten, Fort Queuleu im Südosten, Fort St. Privat im Süden, Fort St. Quentin im Westen und Fort Plappeville im Nordwesten. Die Werbung um die unnahbare Schöne mußte demnach so zu sagen eine Werbung auf Distanz sein. Prosaisch zu reden: nicht belagern wollten die Deutschen Metz, sondern nur blokiren; aber mit solcher Strenge und Wachsamkeit blokiren, daß die Festung und die innerhalb ihrer Werke eingeschlossene Armee bald alle Hoffnung fahren lassen müßten.

Es ist nicht ganz klar, wann Bazaine die erste Nachricht von der Sedan-Katastrophe erhalten habe und auf welchem Wege [2]). Schon am 5. oder 6. September jedoch kannte er das Hauptsächliche dieser Katastrophe. Am 10. September

---

1) General Hanneken, Marschall Bazaine und die Kapitulation von Metz, 47.

2) Einer Zeugenaussage (der des Kommandanten Samuel) im Processe Bazaine's zufolge hat der Marschall die Geschehnisse von Sedan schon am 4. September erfahren und zwar bei Gelegenheit einer Auswechselung von Verwundeten. Der Verfasser von „Metz, campagne et négociations“ dagegen wollte wissen, in Metz wären jene Geschehnisse zuerst durch deutsche Zeitungen bekannt geworden, welche man bei gefangen eingebrachten deutschen Soldaten gefunden hätte.

erfuhr er die in Paris geschehene Umwälzung. Am 12. rief er seine Generale zusammen und theilte ihnen mit, was er wußte. Zwei Tage darauf suchte er eine erste Anknüpfung mit dem Prinzen Friedrich Karl, wenn man die Sache so nennen will. Er sandte nämlich seinen ersten Adjutanten, Oberst Boyer, mit einem Schreiben an den deutschen Feldherrn. Der Oberst wurde bei den deutschen Vorposten zurückgehalten, das Schreiben aber, worin sich der Marschall genaue Auskunft erbat, wie es denn eigentlich in und mit Frankreich stände, gelangte an den Prinzen, welcher nicht zögerte, dem Befrager die volle Wahrheit zurückzuschreiben und seine Angaben durch beigelegte französische und belgische Zeitungen zu bekräftigen [1]). Also vergewissert, gab Bazaine am 16. September von seinem Hauptquartier Ban-St.-Martin aus mittels Tagesbefehls seiner Armee kund, was bei Sedan und in Paris geschehen war. Er schloß mit den Worten: „Generale, Offiziere und Soldaten der Rheinarmee! Unsere kriegerischen Pflichten gegen das gefährdete Vaterland bleiben dieselben. Fahren wir also fort, ihm mit derselben Hingebung und Energie zu dienen, indem wir seinen Boden gegen die Fremden und die sociale Ordnung gegen die bösen Leidenschaften vertheidigen. Ich bin überzeugt, daß eure Moral, von der ihr so viele Proben gegeben, auf der Höhe aller Ereignisse bleiben wird und daß ihr euren bisherigen Ansprüchen auf die Dankbarkeit und Bewunderung vonseiten Frankreichs neue hinzufügen werdet." Von der Regierung der nationalen Vertheidigung ist in diesem Aktenstücke nur ganz nebenbei die Rede und zwischen den Zeilen desselben steht deutlich genug zu lesen, daß der Marschall sich nach wie vor als Diener des Kaiserreiches fühlte und als solcher auch handeln wollte [2]). Damit

1) Horn, I, 180 fg.

2) Das schon oben erwähnte Sendschreiben Bazaine's vom 6. September 1874 an den „New-York Herald" gibt eine denkwürdige Erläu-

hob jene politische Rolle Bazaine's an, vor welcher seine militärische mehr und mehr in den Hintergrund trat, jene politische Rolle, welche den Mann so rechnen machte: Ich bin der Führer des einzigen Heeres, welches nach dem Tage von Sedan Frankreich noch besitzt. Dieses Heer muß möglichst unversehrt erhalten werden, um bei dem allgemeinen Zusammenbruch ringsher für Frankreich einen letzten Rückhalt abzugeben. Ein Friedensschluß ist zweifelsohne unumgänglich; ob mit Wiederherstellung des Kaisers, ist zweifelhaft. Aber die Friedensunterhandlungen werden sich fraglos um Metz als um ihren Mittelpunkt drehen müssen, und maßen ich der Mittelpunkt von Metz bin, um mich .... Wie hoch hierbei die persönliche Rechnung des Marschalls sich verstiegen haben mag, steht dahin. Allein davon abgesehen, wird man doch kaum behaupten können, daß der allgemeine Kalkul des Mannes, vom französisch-patriotischen Standpunkt oder gar vollends vom französisch-patriotischen Standpunkt eines napoleonischen Landsknechtes aus bemessen, der Berechtigung gänzlich entbehrt hätte.

Es war freilich dafür gesorgt, daß Bazaine's ganze Berechnung zu einer furchtbaren Verrechnung werden mußte.

3.

In der zweiten Hälfte vom September und im Oktober waren der Sorgen und Arbeiten im deutschen Generalhaupt-

terung, was der Marschall mit der von ihm betonten „Vertheidigung der socialen Ordnung gegen böse Leidenschaften" gemeint habe. Er behauptet nämlich in diesem Sendschreiben, in den pariser Ereignissen vom 4. September sogleich das Vorspiel der Kommune gesehen zu haben

quartier gar viele und große und diese Arbeiten und Sorgen drehten sich um zwei Hauptpunkte: um das von dem einen deutschen Heere blokirte Metz, um das von dem andern eingeschlossene Paris. Der Widerstand dieser beiden riesigen Festungen hielt 400,000 Deutsche, also den bei weitem größten Theil der deutschen Streitkräfte fest und dadurch gewannen Gambetta und seine Mitarbeiter Zeit und Raum, die Mittel zur Fortführung des Krieges zu schaffen.

Das war eine ungeheure Aufgabe und man muß es Gambetta lassen, daß er dieselbe nicht nur entschlossen angriff, sondern auch mit höchster Thatkraft und Beharrlichkeit durchführte [1]). Noch am Tage seiner Ankunft in Tours nahm er neben dem Ministerium des Innern auch das Kriegsministerium an sich, und wenn während der ersten Rathssitzungen seine Herren Kollegen Miene machten, gegen die gebieterisch auftretende Diktatur des jungen Tribuns sich aufzulehnen, so duckten sie sich doch sehr bald vor diesem energischen Willen [2]). Gambetta fühlte sich als eine Verkörperung der republikanischen Idee und wußte den Glauben an die Unbesiegbarkeit der Republik auch der Mehrzahl seiner Landsleute

---

1) Hinsichtlich der Einzelheiten muß ich verweisen auf das bereits angezogene Buch des Hauptmanns Kolmar von der Goltz und auf De Freycinet, La guerre en province. Diese Schrift von Gambetta's Haupthelfer ist freilich überall unzuverlässig, wo sie von deutschen Verhältnissen handelt. Da spricht ein Blinder und noch dazu ein wüthender Blinder von der Farbe.

2) In der Regierungsdelegation von Tours stieß anfangs namentlich das von Gambetta aus Paris mitgebrachte Dekret, die Berufung einer Nationalversammlung zu verschieben, auf Widerspruch. Auch wollte der alte Crémieux das Kriegsministerium nicht an Gambetta abtreten. Glais-Bizoin versuchte ebenfalls dem Diktator zu widersprechen, ebenso Fourichon. Gambetta trat alle diese Widerstandsversuche rasch unter seine Füße. Ueber diese Vorgänge s. Enquête parlementaire, I, 555; IV, 422—25. Damit vgl. Glais-Bizoin, Dictature de cinq mois, 86.

einzuhauchen. Er verstand es, den empfindlichsten Nerv des französischen Nationalstolzes zu treffen und den Gedanken einer Demüthigung und Verkleinerung Frankreichs allen Franzosen ohne Unterschied des Standes und der Partei als einen schlechthin unerträglichen fühlbar zu machen. Daraus erklären sich die Wunder, welche er wirkte und welche zu wirken einem sogenannten „Realpolitiker" niemals hätte gelingen können, ja welche auch nur zu denken ein Realpolitiker niemals gewagt haben würde. Noch am Tage seiner Ankunft in Tours ließ der Diktator eine flammensprühende Proklamation ausgehen, in welcher er den Franzosen sagte, daß es für sie nur eine Pflicht, nur eine Arbeit gäbe, „den Krieg, den nationalen Krieg, den Krieg bis auf's Messer!" Das ganze Volk, alle Hilfsmittel des Landes rief er zu diesem Zweck auf und er fand Worte und Akcente, welche in jedem französischen Herzen Widerhall finden mußten. „Nein, es ist nicht möglich, daß der Genius Frankreichs für immer sich verschleiert habe; es ist nicht möglich, daß die große Nation ihren Platz in der Welt durch einen Einbruch von 500,000 Mann sich entreißen lasse. Erheben wir uns in Masse und sterben wir lieber, als daß wir die Schmach einer Zerstückelung unseres Landes ertrügen. Inmitten von allen unseren Niederlagen und unter allen den Schicksalsschlägen, die uns getroffen, lebt in uns das Gefühl der französischen Einheit und der Untheilbarkeit der Republik."

Die deutsche Heerleitung sollte bald erfahren, daß hinter den großen Worten diesmal große Thaten standen. Denn der Proklamation vom 9. Oktober folgten auf dem Fuße eine Reihe von Organisationsdekreten, deren Ausführung mit der ganzen Rücksichtslosigkeit einer über alle Gesetze hinweggreifenden, einer wahrhaft eisernen Energie ins Werk gesetzt und durchgeführt wurde. Die Resultate waren sehr bedeutend [1]).

1) „Er (Gambetta) hat die kühnste Voraussicht übertroffen. Für jeden

Die Loirearmee, die Nordarmee wurden geschaffen, im Südosten und im Südwesten Streitkräfte aufgestellt und Waffen beschafft. Ganz Frankreich verwandelte sich unter dem Feuerhauch von Gambetta's patriotischer Begeisterung und patriotischem Ingrimm in ein Feldlager und neben der Fortführung des Soldatenkrieges wußte die herrische Thatkraft des Diktators auch den Volkskrieg in allen seinen Formen in Gang zu bringen. Die Folgen dieses Volkskrieges, so hinderlich und beschwerlich derselbe für die Deutschen sein mochte und wirklich war, fielen freilich, maßen die wilde Feindseligkeit, welche alle Franzosen und Französinnen gegen die Feinde hegten und nach Vermögen auch bethätigten, nothwendigerweise harte und härteste Wiedervergeltungen herbeirief, schließlich am schwersten auf das Land selber zurück. Aber alle Ehre dem französischen Nationalstolz, welcher sich so allgemein gegen den eingedrungenen Landesfeind aufbäumte, daß die Frauen an Haß und Groll die Männer sogar noch überboten [1]). Die

---

Tag der 4 Monate, wo er das Kriegsministerium verwaltete, stellte er 5000 Mann auf; er bewaffnete sie, organisirte sie und sandte sie gegen den Feind. In kaum 6 Wochen schuf er allein auf dem Kriegsschauplatz an der mittleren Loire eine mit allem Nöthigen versehene Feldarmee von 180,000 Mann mit zahlreicher guter Artillerie und einer fast über Gebühr starken Kavallerie". Von der Goltz, 9.

1) „Die Französin hat uns im Durchschnitt viel glühender gehaßt und war viel weniger zu gewinnen durch freundliches Entgegenkommen als die Männer." Ludwig Capitano (?) in seinen geistvollen, auf dem Hintergrunde von Werders Zug durch die Vogesen und auf Dijon entworfenen Skizzen „Aus dem inneren Leben der Armee" (Deutsche Warte 1874, Heft 1, 2, 4). Die gegenseitige Erbitterung und Wuth, welche die Entfesselung des Volkskrieges zur nothwendigen Folge hatte, unterscheidet den späteren Gang des Krieges sehr unvortheilhaft von dem früheren. Was die von den Franzosen den Deutschen so heftig vorgeworfenen Plünderungen angeht, so waren diese Vorwürfe nach Abzug der Verallgemeinerung und Uebertreibung nicht ohne Grund. Während des höchst beschwerlichen Herbst- und Winterfeldzuges war ja der Soldat

deutschen Krieger brachten 1871 aus Frankreich keineswegs so angenehme Erinnerungen heim, wie sie — leider! leider! — die französischen von 1793—1812 mit aus Deutschland heimgebracht hatten. Ganz anders als dazumal so viele Deutschinnen haben 1870—71 die Französinnen die Ehre und den Stolz ihrer Nation und ihres Geschlechtes zu wahren gewußt. Mag sein, daß den französischen Mädchen und Frauen das erleichtert worden ist durch die deutsche Viereckigkeit im allgemeinen und durch die preußische Ladstocksteifheit im besonderen. Aber gewiß ist, daß die Sieger von Wörth, Gravelotte, Sedan, Orléans, St. Quentin und Belfort, die Bezwinger von Metz und Paris hinlängliche Gelegenheit hatten, in Frankreich zu erfahren, wie wahr der alte Euripides gesprochen, als er sagte:

„Von allem das Unbezwinglichste ist das Weib.“

Nach entbranntem Krieg „à outrance“ haben, wie das ja die Sachlage forderte, alle französischen Veranstaltungen, Maßnahmen und Unternehmungen zu ihrem Hauptziel die Befreiung von Paris genommen. Diese Befreiung zu verhindern, mußte demzufolge eine Hauptsorge der deutschen Heerleitung sein. Aber darauf sich beschränken durfte sie nicht. Es galt ja, die um Paris sowohl als um Metz ge-

---

gezwungen, zu nehmen was man ihm nicht geben wollte. „D'abord il faut vivre“, sagt ein französisches Sprichwort. Die ewig wiederkehrenden französischen Pendulen-Räubergeschichten sind einfach lächerlich. Ein deutscher Publicist machte mit dem ihm befreundeten französischen, Herrn C., welcher während des Krieges in der Nationalgarde gedient hatte, am 16. März 1871 einen Ausflug von Paris nach St. Cloud und Montretout. Da brachte der Deutsche den Franzosen auf das damalige französische Lieblingskapitel von den deutschen Plünderungen und fragte ihn um seine aufrichtige Meinung. „C. gab dieselbe mit den Worten, man hätte nur im ganzen den Eindruck bekommen, „„que c'était un pays pauvre qui a fait la guerre à un pays riche.““ W. Lauser, Unter der pariser Kommune, 41.

lagerten deutschen Heerscharen vor Angriffen vonseiten der in den Provinzen Frankreichs neugeschaffenen Streitkräfte zu behüten; es galt, nach allen Seiten hin sich den Rücken zu decken; es galt auch, die Eisenbahnlinie Straßburg-Nancy-Chalons-Paris gegen alle Gefährdungen zu sichern, und endlich, auf den sämmtlichen Operationslinien alle wichtigen Straßen und Orte in Besitz zu nehmen und zu behaupten. Bei alledem wurde stets der Grundsatz festgehalten und befolgt, daß die Vertheidigung unter Umständen am besten angriffsweise geführt werde, und daher die beiden deutschen Vorstöße, deren einer, im Zusammenhange mit der vollständigen Bewältigung des Elsaßes, über die Vogesen hinüber in die oberen Stromgebiete der Marne und Seine sich richtete, während der andere von der Umgebung von Paris aus bis zur Loire ging.

Die völlige Unterwerfung des Elsaßes sollte der, wie wir sahen, am 1. und 2. Oktober mit der 4. Reservedivision bei Neuenburg über den Rhein gegangene General Schmeling zuwegebringen. Der wandte sich zuerst gen Neu-Breisach, welche Festung seiner Aufforderung zur Uebergabe nicht entsprach. Weil er die Einnahme von Schlettstadt vonwegen der Herstellung einer Verbindung mit Straßburg für wichtiger ansah, beschränkte sich Schmeling auf eine vorderhandige Umschließung von Neu-Breisach, rückte auf Schlettstadt, fing dieser Festung am 20. Oktober mit schwerem Geschütze zuzusprechen an und zwang sie schon am 3. Tage darauf zur Ergebung, wobei die Besatzung (100 Offiziere und 2000 Mann) kriegsgefangen wurde. Sofort kehrte sich der General wieder Neu-Breisach zu, war am 2. November in der Verfassung, die Beschießung anzuheben, und machte am 7. November das vorgeschobene Fort Mortier, am 10. die Festung selber kapituliren, kraft welcher Kapitulationen ungefähr 5000 Mann Franzosen in deutsche Kriegsgefangenschaft kamen. Nachdem

diese Festungen genommen, sowie Kolmar, Mülhausen und andere oberelsaßische Ortschaften bleibend besetzt waren, wurde tüchtig gegen die Franctireursbanden vorgegangen und wurden selbige aus dem Flachlande weggefegt. In Folge dieser kriegerischen Thätigkeit war, als man zur Mitte des November gelangte, das ganze Elsaß bis vor die Felsenwälle von Belfort in den Händen der Deutschen, welche sich unverweilt zu dauerndem Aufenthalte im Lande einzurichten suchten und zu diesem Ende allenthalben deutsche Civil- und Militärbehörden einsetzten, damit die Hilfequellen dieses ganzen Gebietes fürderhin zu ihrem eigenen Vortheil statt zu dem des Feindes sprudelten.

Lange nicht so leicht und so rasch ging es mit Belfort, diesem gewaltigen Schlußstein des Elsaßes südwärts gegen die Flußgebiete des Doubs und der Saône. Vielmehr war zur Bezwingung dieser schon durch ihre Lage sehr starken, mit allem Aufwand der Ingenieur- und Artilleriekunst gebauten und bewehrten, mit einer ausreichenden Besatzung, mit großen Vorräthen von Mund- und Schießbedarf versehenen Festung, welche in der Person des Oberst Denfert einen tüchtigen Kommandanten besaß, ja zur Bezwingung dieser „Schönburg“ war eine langwierige und schwierige Arbeit in Aussicht zu nehmen. Oberst Denfert, obzwar später verleumderischem Pöbelgeschrei auch nicht entgangen, ist fraglos einer von jenen französischen Offizieren gewesen, welche in diesem Kriege am meisten Ehre und Ruf sich erworben haben. Dem Vertheidiger von Belfort aber stand ein jedenfalls ebenbürtiger Angreifer gegenüber, der General Treskow, Führer der 1. Reservedivision (15 Bataillone, 4 Schwadronen, 24 Geschütze), zu welcher noch weitere 12 Landwehrbataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterieen als Verstärkung rheinherüber kamen. Als dies geschehen, trat Treskow von Kolmar aus am 1. November seinen Marsch gen Belfort an und

zwei Tage darauf verschritt er zur Umzingelung der Festung. Vom Beginn der wirklichen Belagerung derselben, worauf später zurückzukommen sein wird, konnte erst dann die Rede sein, d. h. vom 10. November an, als der Fall von Schlettstadt und Neubreisach den dort gebrauchten Belagerungspark zur Verfügung von Treskow gestellt hatte. Die Lücke, welche die Entsendung der 1. Reservedivision in den Streitkräften Werders verursachte, füllte der General Schmeling mit der 4. Reservedivision aus.

4.

Es war hohe Zeit, daß an die Lösung der verwickelten und gefahrvollen Aufgabe gegangen wurde, welche nach dem Falle von Straßburg dem General Werder zugewiesen worden. Denn südlich und westlich vom Elsaß begann es sich überall bedenklich-feindlich gegen die Deutschen zu rühren und zu regen und es kam sehr viel darauf an, den Krieg à outrance in jenen Gegenden nicht so viel Athem und Kraft gewinnen zu lassen, daß er zu einem großen Schlag auf die Verbindungslinien vom Rhein bis Paris hätte ausholen können. Später allerdings kam er doch dazu, das zu versuchen, aber dieser Versuch hatte auch sein Ausathmen zur Folge.

Werders Aufgabe war diese. Er sollte zuvörderst den östlichen Abhang der Vogesen entlang, beziehungsweise durch die Vogesen marschiren, um die in den Dörfern, Bergwäldern und Schluchten des Gebirges eingenisteten Freischärlerbanden, deren Hervorbrechen in die Ebene lästig werden konnte, ein für allemal zu vertreiben. Dies gethan, sollte er seine Truppen so stellen und handhaben, daß er in der Verfassung

wäre, 1) die im Elsaß noch mit Belagerungen von festen Plätzen beschäftigten Truppenkörper gegen allfällig von französischer Seite versuchte Behelligungen zu decken, 2) die Verbindungen der deutschen Streitkräfte von Osten gen Westen zu sichern, 3) Ansammlungen französischer Truppen südlich und südwestlich von den Vogesen zu verhindern oder, so das nicht möglich, angesammelte anzugreifen. Das alles hieß, in Anbetracht des weitgedehnten Raumes und seiner Bodengestaltung, auf welchem der General handeln und zwar mit nicht mehr als 35,000 Mann handeln sollte, dem Führer und den Geführten viel zumuthen. Beide haben aber ruhmreich bewiesen, daß man es durfte. Werder ließ seine Vorhut, 1 Brigade Badenser unter dem Befehle des Generals Degenfeld schon am 1. Oktober von Straßburg aufbrechen und 4 Tage später trat er mit seinem Gewalthaufen den Marsch durch die Vogesen in der Richtung auf Epinal an.

Also hoben die Deutschen ihre Unternehmungen auf der östlichen Scene des Kriegstheaters genau zur selben Zeit an, wo auf der westlichen Scene gleichfalls eine Bewegung eingeleitet wurde, welche einer ganzen Reihenfolge neuer und schwerer Kämpfe zur Eröffnung diente.

Man hatte nämlich im großen deutschen Hauptquartier nach bewerkstelligter Umschließung von Paris sofort die Nothwendigkeit erkennen müssen und erkannt, Vorstöße in südlicher Richtung zu unternehmen. Zunächst, um, wenn immer möglich, sich zu vergewissern, was es denn eigentlich mit der Schaffung einer zahlreichen und streitfähigen feindlichen Armee an der Loire, von welcher die pariser Zeitungen, von ihrer bodenlosen Thorheit angeeifert, so viel pralhannseten, für eine Bewandtniß hätte. Dann aber auch, falls eine solche französische Loire-Armee wirklich im Felde stände, das Herandringen derselben auf die deutschen Lager vor Paris zu hintertreiben. Hierbei sollte nun bald klar werden, daß die Flunkereien der

pariser Schmierakel doch nicht ganz ohne waren. In Wahrheit, die deutsche Heerleitung ist hinsichtlich der Zahl und Beschaffenheit der in den Loiregegenden neugeschaffenen französischen Streitkräfte ganz unzulänglich unterrichtet gewesen und es währte auch noch eine Weile, bis sie die Willenskraft, das Talent und die Mittel des Diktators von Tours richtig zu werthen lernte. Daraus erklären sich zu einem Theil die unausgiebigen, weil mit allzu schwachen Kräften unternommenen Versuche, nach jener Richtung hin mit dem Feinde in Fühlung zu treten. Zum andern Theil liegt die Erklärung dieser Unzulänglichkeit darin, daß man, solange Bazaine in Metz aushielt, nur über wenige Truppen zu verfügen hatte, wenn man die Einschließungsarmee vor Paris nicht allzu sehr schwächen wollte, was sich ja von selber verbot. So schickte man denn zuvörderst die 4. Reiterdivision mit Beigabe von etlichen Bataillonen Fußvolk und 2 Batterieen in der Richtung auf Fontainebleau, Pithiviers und Orléans zur Beobachtung des Feindes vor und ließ, die Verbindung mit dieser Kundschaftstruppe zu unterhalten, eine Brigade von der 6. Reiterdivision ebenfalls mit Beigabe von einigem Fußvolk zwischen Versailles und Rambouillet Stellung nehmen. Die Meldungen, welche von diesen vorgeschobenen Harsten einliefen, zeigten der deutschen Heerleitung, daß dort unten an der Loire Dinge sich vorbereiteten, denen man bei Zeiten zu begegnen versuchen müßte. Von dem ganzen Umfange jener Vorbereitungen war man freilich im deutschen Generalhauptquartier zu Versailles mitnichten unterrichtet, als von dort am 6. Oktober an den General Von der Tann der Befehl erging, mit dem 1. baierischen Korps loirewärts zu marschiren. Von der Tann, welcher, wie sein Ranggefährte Hartmann, in diesem ganzen Kriege gezeigt hat, was gute Generale mit baierischen Truppen zu leisten vermögen, erhielt noch die 22. norddeutsche, vom General Wittich geführte Division zugetheilt und sollte in

gewissen Fällen auch über die 4. und die 6. Reiterdivision die oberste Verfügung haben, während die 2. Reiterdivision den Auftrag erhielt, zur Sicherung der linken Flanke der Baiern vorzugehen[1]). Noch an demselben Tage gelangte der Führer dieses ganzen Unternehmens, welches kühner und gefährlicher war, als man in Versailles wußte, bis Arpajon. Dann auf beiden Seiten der großen Straße nach Orléans weiter vorgehend, reichte er mit seiner Vorhutspitze am 8. Oktober bis nach Etampes, am 9. bis nach Angerville. Am folgenden Tage stießen die Baiern auf ihrem weiteren Vormarsch bei Artenay auf den Feind, d. h. auf vorgeschobene Theile der in der Bildung begriffenen Loirearmee, trieben die Franzosen, deren Kavallerie und Artillerie besser fochten als die Infanterie, durch die Stadt hindurch, nahmen dieselbe und führten sich die zurückgelassenen Mundvorräthe ungesäumt, obzwar nicht ungerupft und ungekocht zu Gemüthe[2]). Der Sieg von Artenay brachte 3 französische Geschütze und 1000 Gefangene in die Gewalt der Deutschen. Am 11. Oktober machte sich Von der Tann zur Ausnützung seines gestrigen Erfolges zeitig gen Orléans auf, traf aber südlich von Chevilly im Walde von Orléans und dann mehr noch bei Ormes auf einen wohlvorbereiteten und zähen Widerstand, welcher auch dann noch nicht ganz gebrochen war, als die Deutschen das Dorf und die Verschanzungen bei demselben mit Sturm genommen hatten. An diesem Tage, welcher mehr als

---

1) Von der Tann hatte alles in allem etwa 38,000 Mann, ungefähr 27,000 Mann Fußvolk, 9000 Reiter und 160 Geschütze.

2) „Sehr gemüthlich waren die Baiern. Als die Infanterie bereits in Artenay eingedrungen war und um die letzten jenseitigen Häuser kämpfte, verspeis'ten die in der Stadt stehenden Replis das vom Feinde zurückgelassene Essen und hinter dem Orte waren sie fleißig mit Schlachten und Rupfen des Federviehs beschäftigt." General Wittich, Tagebuch, 70.

2000 Franzosen in die deutsche Kriegsgefangenschaft führte, kam das waffenbrüderlich-wackere Eingreifen der 22. Division den Baiern sehr zu statten[1]. Bis hart vor Orléans wurde den Deutschen ihr Vorschritt streitig gemacht und es war schon dunkel, als die Sieger in die Stadt einzogen, welche der auf La Ferté, Vierzon und Bourges zurückweichende Feind geräumt hatte[2].

Der Vorstoß bis zur Loire war also glücklich gethan. Doch sollte bald klar werden, daß dieser Stoß nicht kräftig genug war, um haften zu können.

Inzwischen war im Osten Werders Vorhutführer Degenfeld mit seinen 6 Bataillonen, $2^1/_2$ Schwadronen und 2 Batterieen durch die Schluchten des Wasgauwaldes gezogen und

1) Charakteristisch gönnt Wittich (Tagebuch, 75) sich und seinen braven Truppen nur dieses lakonische Lob: „Meine Befehle wurden sehr prompt, wie auf dem Exercirplatz ausgeführt.“ Was würde an seiner Stelle ein französischer General für klingelnde und rauschende Phrasen gefunden und angewandt haben!

2) „Um $6^1/_2$ Uhr hielten Von der Tann und Wittich ihren Einzug. Die Stadt lag in tiefem Dunkel, alle Häuser waren geschlossen. Hier und dort fiel noch ein Schuß, aber nirgends zeigte sich auch nur der Versuch eines Widerstandes vonseiten der Einwohner. Auf dem Platze Martroi hielt das 1., auf dem Platze Bannier das 13. Regiment; mit schmetternder Musik rückte 1 Bataillon vom Leibregiment durch die dunkeln, wie ausgestorbenen Straßen der Stadt, um auch die Mairie zu besetzen. Als dieselbe erreicht war, wurden auf dem davor gelegenen Platze Beiwachtfeuer angezündet, die alsbald die Umrisse der kolossalen Reiterstatue der Jungfrau von Orléans erkennen ließen. Mit gesenktem Schwerte stand sie da und blickte auf das siegesfrohe Getriebe der fremden Soldaten.“ Fontane, II, 444. Damit vgl. die pathetische Schilderung, welche ein Bewohner von Orléans, A. Boucher in seinen „Récits de l'invasion“ (19—24) von der Ankunft der Deutschen vor und in der Stadt entworfen hat ..... Der Gegner der Deutschen, welchen das Fechten bei Ormes und von dort bis Orléans an Gefallenen und Verwundeten einen Verlust von 57 Offizieren und 945 Soldaten gebracht hatte, war der General Motterouge mit etwa 40,000 Mann gewesen.

hatte Werder selbst am 5. Oktober zum Marsch durch das Gebirge in der Richtung auf Epinal an der oberen Mosel sich aufgemacht. Degenfeld begegnete bis Raon l'Etape keinem Widerstand. Den genannten Ort aber mußte er französischen Mobilgarden entreißen und zugleich seine Truppen gegen die Freischarenbanden, von welchen die Wälder der Gegend vollsteckten, ausschwärmen lassen. Die Badenser hatten nach fünftägigem beschwerlichem Marschiren gehofft, in Raon l'Etape einen Rasttag zu haben, allein Degenfeld erhielt von Werder den Befehl, am 6. Oktober auf St. Dié vorzugehen, während er, Werder, selber über Schirmeck gen St. Dié und Epinal ziehen würde. Degenfeld erfuhr an diesem Tage, daß der Widerstand doch auch schon hier herum in größerem Maßstab organisirt wäre. Denn er wurde ja, im Meurthethal aufwärts ziehend, in der Nähe von Nompatelize durch eine seiner Schar an Zahl beträchtlich überlegene feindliche in seiner rechten Seite heftig angefallen. Diese mit 18 Geschützen ausgestattete französische Kolonne war von Bruyères und Rambervillers gekommen, von dem in Lyon und Besançon gesammelten Korps des Generals Cambriels entsendet und von dem General Petevin befehligt. Wie etliche Tage später bei Artenay und Ormes gegen Von der Tann, so schlugen sich auch hier die Franzosen muthig und zäh, wurden aber nach siebenstündigem Fechten durch die Badenser zu regellosem Rückzuge gezwungen, ließen 1400 Todte und Verwundete zurück und 589 Gefangene in den Händen der Sieger, deren 382 getödtet oder verwundet waren, darunter 22 Offiziere, eine ganz unverhältnißmäßig große Zahl, welche wiederum deutlich bewies, daß die deutschen Offiziere ihren Leuten immer muthig vorangingen. Am nächsten Tage nahm Degenfeld von St. Dié Besitz, am 8. Oktober trafen Werders Vortruppen daselbst ein und am 12. stand die vereinte deutsche Streitmacht in Epinal, wo sich die Franzosen noch einmal, aber erfolglos zu setzen versucht hatten.

Die bislang gewonnenen Ergebnisse dieses Zuges waren zufriedenstellend, denn die Bedrohung der großen Eisenbahnlinie Straßburg-Nancy-Luneville durch den Feind war vereitelt und das südliche Lothringen von den lästigen Freischützenschwärmen vorderhand so ziemlich gesäubert. Werder konnte demnach an die Weiterführung seines Unternehmens gehen, brach am 18. Oktober gen Vesoul auf, welches an der Eisenbahnlinie Mülhausen-Belfort-Paris gelegen ist, und erreichte die Stadt am folgenden Tage. Die Deutschen waren also nunmehr in das Flußgebiet der Saône vorgedrungen und hatten die Wahl, entweder südwärts gen Besançon oder südwestwärts gen Dijon sich zu wenden. Werder entschied sich zunächst für jene Richtung, weil verlautet hatte, daß die Franzosen bei Besançon unter dem General Cambriels in großer Anzahl sich sammelten und fortwährend von Lyon her sich verstärkten. Dieser Ansammlung mußte, schon in Rücksicht auf die deutschen Belagerungen elsässischer Festungen, ein Ende gemacht werden, und folglich marschirte das 14. Korps an den Oignon hinab, gegen dessen Wasserlauf die Franzosen ihrerseits heraufzogen. In Folge dessen fanden an der Oignonlinie verschiedene mehr oder weniger heftige Zusammenstöße statt, welche mit dem französischen Rückzug auf Besançon endigten. Gegen diesen äußerst starken, durch zwei Divisionen unter Cambriels gedeckten Platz etwas zu unternehmen, sah sich Werder unvermögend. Er ließ also, nachdem er mittels des Vorstoßes an den Oignon seiner linken Flanke einige Sicherheit verschafft hatte, das Korps den Marsch auf die alte Burgunderhauptstadt Dijon antreten. Es fehlte auf dem Wege nicht an blutigen Begegnungen mit Mobilgarden und Freischützen der Côte d'Or, von welchen die Deutschen freilich nicht aufgehalten, aber doch sehr belästigt wurden. Am 28. Oktober hatte Werder sein Hauptquartier in Gray und schon vor seiner Ankunft daselbst war ihm aus Versailles die

Mahnung zugegangen, von weiterem Vordringen abzustehen und auf Vesoul zurückzugehen, weil seine Lage gegenüber den massenhaften feindlichen Erhebungen und Bewegungen so zu sagen ringsher um ihn denn doch eine allzu bloßgestellte wäre. Werder dagegen stellte vor, wie wichtig es sein würde, Dijon zu nehmen, weil er in und von dieser Stadt Hilfemittel aller Art für seine arg mitgenommenen und erschöpften Truppen sich versprechen dürfte, und erhielt nun die Weisung, der Fall von Metz würde mancherlei Veränderungen auch auf dieser Seite des Kriegsschauplatzes herbeiführen. Zunächst sollte der General, „solange der Feind starke Kräfte bei Besançon versammelt hält," mit seinem Gewalthaufen bei Vesoul Stellung nehmen, aber die nöthige Anzahl von Truppen zur Besetzung von Dijon entsenden. Werder kam dieser Weisung nach, indem er den General Beyer mit 2 badischen Fußvolksbrigaden, 2 Dragonerregimentern und 6 Batterieen gen Dijon sandte, eine Besatzung in Gray zurückließ und selber nach Vesoul rückte, wo er am 2. November eintraf. Beyer seinerseits langte am 30. Oktober vor Dijon an, fand aber wider Erwarten die Stadt gut besetzt und sah sich genöthigt, mittels eines hartnäckigen Gefechts, das besonders in den Gassen der Vorstädte St. Nikolas und St. Michel mörderisch wurde, die Kapitulation zu erzwingen. Am folgenden Tage zogen die Deutschen in Dijon ein, und bevor die erste Hälfte vom November zu Ende, kam auch Werder mit seiner Hauptmacht daselbst an, während Schmeling nach Bezwingung von Schlettstadt und Neubreisach mit der 4. Reservedivision nach Vesoul rückte, so daß die Deutschen jetzt die Linie von Belfort, welches Treskow belagerte, über Lure, Vesoul und Gray bis Dijon innehatten und gen Süden und Norden hin schützten.

Derweil war droben an der Mosel wieder ein Hauptakt des großen Kriegsdrama's zu Ende gegangen: — Bazaine hatte kapitulirt und die deutschen Fahnen wehten von den Wällen von Metz.

5.

Am 13. September ging aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu Corny eine Meldung an die oberste deutsche Heerleitung ab, worin mit Scharfsicht die Sachlage in Metz gezeichnet wurde und zwar so: „Die feindliche Armeeleitung hat, die Vergeblichkeit offensiver Versuche und die Unmöglichkeit weiteren Operirens im freien Felde beim Mangel an kräftigen Pferden einsehend, den Beschluß gefasst, die Ereignisse abzuwarten, Metz als die stärkste Festung Frankreichs zu halten und die Armée du Rhin für spätere Eventualitäten in Frankreich zu erhalten.“

In Wahrheit, das war, wie schon weiter oben erörtert worden, Bazaine's Gedanke, der als ein falscher und verderblicher bald sich erweisen sollte. Dieser Gedanke schrieb dem Marschall auch sein Verhalten, d. h. sein Nichtsthun während des Monats September vor. Er wartete und wartete auf Ereignisse, die nicht kamen. Kriegerische Handlungen im größeren oder gar im größten Stil wurden von Metz aus nicht mehr unternommen. Alles, was die Franzosen in Scene setzten, beschränkte sich auf Aufstörungen und Neckereien der deutschen Einschließungsarmee, sowie auf etliche größere Ausfälle, welche aber weit weniger auf einen Durchbruch abzielten als vielmehr nur auf die Beschäftigung oder Kurzweilung der eigenen Truppen, auf kleine Vortheile für die Vorpostenstellung und auf die Erbeutung von Proviant, von Obst und Kartoffeln. Die zwei beträchtlichsten dieser Ausfälle haben nicht mehr im September, sondern am 2. und am 7. Oktober stattgefunden. Beidemale hatte die vielgeprüfte und vielerprobte Division Kummer den Stoß auszuhalten. Das Fechten am 7. Oktober war verbissen und blutig genug. Die Truppen Kummers warfen schließlich, unterstützt durch vom 3. und

vom 10. Korps herbeieilende Verstärkungen den Feind auf der ganzen Angriffsfront siegreich zurück, aber die Deutschen hatten diesen Sieg schwer zu bezahlen, nämlich mit einer Einbuße von 65 Offizieren und 1665 Soldaten an Gefallenen und Verwundeten. Es war die letzte größere Kraftanstrengung der hinter den Citadellen von Metz schon scharf vom Mangel bedrängten französischen „Rheinarmee“. Die Rationen waren zur kleinsten Möglichkeit verringert, der größte Theil der Kavallerie- und Artilleriepferde war geschlachtet oder gefallen, die Mannschaften empfanden bitter und immer bitterer die Folgen der Entbehrungen und der Hoffnungslosigkeit und der Hunger mehrte von Tag zu Tag die Menge der Ueberläufer, welche sich bei den deutschen Vorposten als Gefangene meldeten, weil sie hofften, in deutscher Kriegsgefangenschaft sich wenigstens wieder einmal satt essen zu können.

Wenn es aber drinnen in Metz nachgerade nicht mehr zum aushalten war, so ist es draußen in den Lagern rings um die stolze Jungfrau von Festung her auch nicht sehr behaglich gewesen. Im Gegentheil, sattsam unbequem, ungesund und unbehaglich, obzwar die deutsche Heerführung es sich sehr angelegen sein ließ, wie für die Sicherheit, so auch für die Gesundheit der Truppen alle Vorkehrungen zu treffen, welche sie irgendwie zu treffen vermochte. Die ganze Umgebung von Metz war sorgsam und zweckmäßig so hergerichtet worden, daß jedem Durchbruchsversuch der Franzosen ungemeine Schwierigkeiten entgegengestellt werden konnten. Ganze Linien von Schützengräben waren ausgehoben, die Geschütze hinter Schanzwerken sichergestellt, Kolonnenstraßen und Telegraphenverbindungen zwischen den einzelnen Korps angelegt, auf geeigneten Höhenpunkten Lugausverstecke eingerichtet, von welchen aus man die Stellungen und Bewegungen der Franzosen stets im Auge behalten konnte[1]. Aber die deutschen Truppen

1) Horn gibt (I, 277 fg.) eine Beschreibung von so einem Lugaus.

wäre. Der Kanzler hatte ja gerade auch eine andere Figur — freilich mehr nur ein Figürchen — zur Hand, den Halbnarren Régnier. Den schob er metzwärts. Am 23. September kam Régnier in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, welcher von Ferrières her über den Mann unterrichtet war und ihn zu den französischen Vorposten geleiten ließ. Noch an demselben Tage wurde Régnier von dem Marschall empfangen, bei welchem er sich als einen Sendling der „Kaiserin“ Eugenie einführte und zwar unter Vorweisung des bekannten Beglaubigungszeichens, d. h. einer Photographie von Hastings mit der Namensunterschrift des „kaiserlichen Prinzen“. Erstaunlich ist nun allerdings, daß Bazaine mit einem solchen „Emissär“ sich einlassen mochte. Daß er es that, verräth seine Rathlosigkeit, die Beschränktheit seines Blickes, die Gewöhnlichkeit seines Charakters. Régnier schwatzte dem Marschall vor, dieser möchte im Namen der Kaiserin mit den Preußen einen Vertrag abschließen und die Armee von Metz dazu gebrauchen, die Bestimmungen dieses Vertrags zur Ausführung zu bringen und die Ordnung im Lande aufrecht zu halten. Er fügte hinzu, daß die Deutschen als Pfand die Festung Metz forderten. Bazaine hat später erklärt, er hätte darauf die Antwort gegeben, daß er allerdings gewillt und im Stande wäre, mit der Armee die Ordnung aufrecht zu halten und die Ausführung des Vertrags zu sichern, falls seine Truppen aus der Sackgasse, worin sie sich befänden, mit Waffen und Gepäck herauskommen könnten; von einer Auslieferung der Festung Metz aber könnte keine Rede sein, denn der Gouverneur derselben wäre unmittelbar von dem Kaiser ernannt und hinge gar nicht von ihm, dem Marschall, ab. Damit endete diese erste Zusammenkunft, während welcher Régnier nichts davon verlauten ließ, daß er in Ferrières dem Kanzler vorgeschlagen hatte, Bazaine möchte entweder den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki mit einer Sendung an die Kaiserin

betrauen und der Prinz Friedrich Karl sollte diese Sendung gestatten und erleichtern. Im deutschen Hauptquartier zu Corny erfuhr man von Régnier, was man wissen wollte: in erster Linie, daß Bazaine zu Unterhandlungen willig war; in zweiter, daß es vom 18. September an in Metz keine Pferde zur Bespannung der Geschütze mehr gäbe und daß die Mundvorräthe im äußersten Falle bis zum 25. Oktober reichen würden. Inzwischen war in Corny ein Telegramm von Bismarck eingelaufen, welches den Sieur Régnier ermächtigte, Bazaine zur Sendung eines seiner Generale an die Kaiserin zu vermögen. Régnier begab sich also unter dem Schutze der deutschen Parlamentärflagge am 24. September wiederum nach dem Ban Saint-Martin und entledigte sich seines Auftrags bei dem Marschall. Dieser, welcher sich ja noch immer als kaiserlicher Feldoberst fühlte und betrachtete, erkannte in der Anknüpfung einer Unterhandlung der „Kaiserin-Regentin“ mit den Deutschen einen Ausweg aus der „Sackgasse“. Canrobert wollte aber die Sendung nach Hastings-Chislehurst nicht übernehmen. Bourbaki übernahm sie, kam mit Vorwissen und auf Veranstaltung des deutschen Hauptquartiers in der Verkleidung eines luxemburgischen Arztes aus der Festung heraus und durch die deutschen Linien, ging nach Belgien und fuhr nach England hinüber. Seine Ankunft in Hastings-Chislehurst überraschte die weiland Kaiserin sehr und man muß ihr zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie sich auf dieses ganze Ränkespiel nicht einlassen wollte, welches auch Bourbaki, noch bevor er sie gesehen, als einen Schwindel erkennen mußte. Als er nämlich am Thor von Chislehurst aus dem Wagen stieg, kam ihm aus dem Hause ein Bekannter entgegen mit der Frage: „Woher kommen Sie, General? Metz ist also über?“ Der General erblasste und fragte seinerseits: „Wie, man hat mich hier nicht erwartet?“ — „Nein.“ — „Oh, dann bin ich betrogen!“ Der Windhaspel Régnier hatte sich

für einen Sendling der Madame Eugenie ausgegeben; allein diese erklärte, daß sie ihm niemals einen Auftrag gegeben, ja daß sie sich geweigert hätte, ihn zu empfangen. Bourbaki setzte ihr die verzweifelte Lage der Armee in Metz auseinander. Sie wurde tief bewegt, weigerte sich aber entschieden, ihrerseits eine Dazwischenkunft bei dem Feinde zu versuchen, und zwar, wie sie angab, darum, weil sie nicht Gefahr laufen wollte, mittels einer solchen Dazwischenkunft der Regierung der nationalen Vertheidigung Schaden zuzufügen oder Hindernisse zu bereiten — eine Erklärung, welche unbedingt für das Beste gelten muß, was diese Frau in ihrem ganzen Leben gethan. Der General Bourbaki verließ demnach England unverrichteter Dinge und wollte sich wieder nach Metz begeben. Da aber die Deutschen seine Rückkehr dorthin nicht zuließen, begab er sich nach Tours und stellte sich der Regierungsdelegation zur Verfügung. Unterdessen hatte sich der Sieur Régnier nach Ferrières zurückbegeben, wo er dem Kanzler die Namensunterschrift Bazaine's auf einer Photographie vorwies. Nahm das Bismarck ernstlich für eine vonseiten des Marschalls ausgestellte Beglaubigung oder that er nur so? Genug, er telegraphirte durch Vermittelung von des Prinzen Friedrich Karl Generalstabschef Stiehle an Bazaine die Frage, ob dieser über die Waffenstreckung der Armee von Metz verhandeln wollte auf Grund der Bedingungen, welche er, der Marschall, dem Sieur Régnier mitgetheilt hätte. Bazaine mußte aber unterdessen inbetreff des zweifelhaften Sieur etwas stutzig geworden sein. Er antwortete, wiederum durch Vermittelung des Generals Stiehle, daß er keine bestimmte Antwort zu geben vermöchte. Er wüßte auch gar nicht, was eigentlich an und mit dem Herrn Régnier wäre, dem er bloß gesagt hätte, daß er nur mit vollen Kriegsehren kapituliren könnte [1]).

1) Procès Bazaine, 185, 311, 536, 545, 546, 548, 549. Enquête parlementaire, IV, 279. (Régnier), Quel est votre nom? p. 23, 31, 39, 44.

Daraufhin kam dem Kanzler plötzlich zu Sinne, der Sieur Régnier wäre doch eigentlich ein Abenteurer, Schwindler und Größewahnsinniger, und er sagte nicht, aber dachte sicherlich: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen" — worauf der Mohr von der Bildfläche der Zeitgeschichte verschwand, um erst später, beim Proceß Bazaine, wieder flüchtig auf derselben zu erscheinen.

War aber dieses ganze Zwischenspiel ernsthaft gemeint und geführt? Hat Bismarck geglaubt, mit Beihilfe Bazaine's die Regentschaft der Kaiserin wiederherstellen zu können, um durch die wiederhergestellte Kaiserin-Regentin zu einem Friedensschlusse zu gelangen? Vielleicht; denn es ist erwiesen, daß er sich wiederholt mit der Möglichkeit beschäftigte, mittels Wiederherstellung des Kaiserreiches zu seinem Ziele, d. h. zu einem baldigen und für Deutschland möglichst vortheilhaften Frieden zu gelangen. Die Weigerung von Madame Eugenie, auf die Kombination einzugehen, mußte aber dem Kanzler alsbald die Luftigkeit dieser Kombination deutlich spürbar machen und er ließ sie fallen. Die Beschäftigung damit war jedoch keineswegs ohne Nutzen gewesen. Bazaine war ja dadurch hingehalten worden und mit jedem Tage hatte sich die Streitbarkeit seiner Armee verringert. Die Katastrophe konnte folglich nicht mehr lange ausbleiben.

Bevor sie eintrat, machten sich in der diplomatischen Welt Europa's verschiedene Regungen und Bewegungen bemerkbar, welche mehr oder minder eifrig darauf abzielten, mittels Herstellung eines Waffenstillstandes zwischen Deutschland und Frankreich zu einer Friedensvermittelung zu gelangen. Die Bemühungen von Thiers in den Kabinetten von London, Petersburg, Wien und Florenz, die krampfhaften Anstrengungen, welche Herr von Chaudordy, ein Graf von päpstlicher Mache und jetzo der diplomatische Kommis Gambetta's, von Tours aus machte, um die europäischen Mächte zum einschreiten zu

bestimmen, die zappelnde Geschäftigkeit des Herrn von Beust, — das alles hielt die Diplomatie in Athem. Die Regierung der nationalen Vertheidigung rief mittels eines von Favre nach Tours gesandten Ballonbriefes, dessen Inhalt Chaudordy am 27. September dem englischen Botschafter Lyons mittheilte, förmlich die „aktive Intervention Europa's" an. Die Zeit für eine bloße Vermittelung, meinte Favre, wäre vorüber. Die Mächte müßten jetzt zu Preußen in einem Tone reden, der nicht missverstanden werden könnte, und sie sollten Maßnahmen treffen, welche ihnen Gehör verschafften [1]). Man sieht, sogar als Hilfeflehende vermochte la grande nation den gebieterischen Ton nicht hintanzuhalten. Derselbe verfing aber nicht. Depeschen freilich gingen im Sinne der Wünschbarkeit einer Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten den ganzen Monat Oktober hindurch von einem „europäischen" Kabinett zum andern und von diesem zu jenem. Allein das waren und blieben Worte, mehr oder weniger akademisch stilisirte Anklopfungen, denen nirgends ein Herein! antwortete,

---

1) Zu den europäischen Mächten scheint man dazumal in Frankreich auch Spanien gerechnet zu haben, das man doch etliche Monate zuvor so wegwerfend behandelt hatte. Favre beauftragte den Herrn von Kératry, die kriegerische Hilfe Spaniens zu erlangen. Kératry fuhr im Luftschiff aus Paris, war am 18. Oktober in Madrid und sah am folgenden Tage den Marschall Prim, welcher gerade damit beschäftigt war, den Prinzen Amadeo von Italien zum spanischen König zu machen. Auf die Eröffnungen des französischen Sendlings gab Prim zur Antwort: „Macht, daß Italien marschire, und Spanien wird nachfolgen". Kératry bot dann im Namen Frankreichs dem Marschall die Präsidentschaft der „iberischen Republik" an. „Bah", sagte Prim, „Spanien ist ganz wesentlich monarchisch". Kératry versuchte sein Heil dann auch noch bei den spanischen Republikanern, welche vor allen Dingen 3 Millionen verlangten, „um die Truppen zu bezahlen". Gambetta verweigerte diese Summe und damit verschwand das Traumbild einer Frankreich zur Hilfe eilenden spanischen Armee. Glais-Bizoin, Dictature de cinq mois, 257.

das einer That ähnlich sah. Am meisten betrübte sich darüber der östreichische Staatskanzler. In seiner vielcitirten Depesche vom 12. Oktober an den östreichischen Botschafter Grafen Chotek in Petersburg ließ Beust seine Hoffnungen auf eine Einmischung der neutralen Mächte zu Gunsten Frankreichs hängen wie eine Trauerweide ihre Zweige und sang das Klagelied, daß „er kein Europa mehr sähe". Etliche Wochen später sah er wieder einen Hoffnungsschimmer aufleuchten, von Lord Granville's Kabinett in Downingstreet her [1]). Aber es war nur der Schimmer von einem Pfennigslicht und ging sofort wieder aus. Bismarck zog in seinem am 28. Oktober an den Grafen Bernstorff in London gerichteten Schreiben die Summe der diplomatischen Monatsrechnung, indem er „an den Thatsachen nachwies, daß zu dem Mittel, welches die großbritannische Regierung mit Recht als den Weg zum Frieden empfiehlt, nämlich der Vornahme freier Wahlen zu einer konstituirenden Versammlung nicht die deutsche, sondern die Zustimmung der pariser Machthaber fehlt", und „daß wir von Anfang an dazu bereit gewesen sind und wiederholt die Hand geboten haben, daß aber die Regierung der nationalen Vertheidigung diese Hand jederzeit zurückgewiesen hat".

In dem Hause von Madame Jessé in der Rue de Provence zu Versailles, aus welchem dieses Aktenstück hervorkam, gab es in jenen Oktobertagen viel zu thun. Denn neben den Sorgen der Gegenwart beschäftigten den Kanzler schon die der Zukunft. Daß aus diesem riesigen Kriege, falls er, wie ja mit Bestimmtheit gehofft werden durfte, glücklich zu Ende geführt würde, eine Neugestaltung Deutschlands hervorgehen müßte, war selbstverständlich. Aber wenn die Grundlinien des Neugestaltungsplans zweifelsohne in Bismarcks

1) Beust's Depesche vom 27. Oktober an den Grafen Apponyi in London.

Geist schon fest gezogen waren, so mußten, um auch nur die Ausführung zur Hand nehmen zu können, doch zuvörderst noch eine Menge von Hemmnissen und Hindernissen weggeräumt werden und da verursachte mitunter die Wegräumung von solchen, die recht klein und unbedeutend aussahen, gerade die meiste Mühe. Mit wie vielen kleinen Krähwinkeleien mußte dabei gerechnet werden! Und auch mit großen, größeren, größten! In das schwierige Rechenexempel von der Herstellung der nationalen Einheit und der Schaffung einer deutschen Verfassung wurden vorübergehend Ziffern eingestellt, die rasch wieder daraus verschwanden. So sprach man davon, einen Kongreß der deutschen Fürsten nach Versailles zu berufen, und hoffte, daß auch der König von Baiern kommen würde. Dann wieder erörterte man die Möglichkeit und Räthlichkeit, einen deutschen Reichstag in Versailles abzuhalten, wobei der Kanzler äußerte, es geschähen jetzt so viele sonderbare Dinge, daß man die wunderbarsten für möglich halten könnte [1]. In denselben Oktobertagen, wo die Vorarbeiten zur Lösung der deutschen Zukunftsfrage im Gange waren, wurden auch neue Versuche zur Lösung der französischen Gegenwartsfrage angestrengt. Die bevorstehende Katastrophe von Metz ließ sich ja nach Tagen, nach Stunden berechnen und in bestimmter Erwartung dieses Ereignisses ließ man sich auf deutscher Seite geneigt finden, abermals Unterhandlungen zu pflegen, welche einen Waffenstillstand zum Zwecke der Berufung einer Nationalversammlung und demzufolge einen Friedensschluß herbeiführen könnten. Um so lieber, als der diesmalige französische Unterhändler der bedeutendste und anerkannteste Staatsmann seines Landes sein sollte, Adolphe Thiers, welcher, von seiner erfolglosen Kreuz- und Querfahrt durch Europa heimgekehrt, die Vermittelung von Lord Gran-

1) Busch, I, 251, 293.

ville in Anspruch genommen hatte, um eine Zusammenkunft mit Bismarck zu erlangen und bei dieser Gelegenheit im Auftrage der Delegation von Tours auch mit der Regierung in Paris persönlich zu verhandeln. Am 24. Oktober konnte der englische Staatssekretär des Auswärtigen an Lord Lyons in Tours melden, daß ein Geleitschein für Thiers von Versailles abgegangen und Bismarck bereit wäre, den französischen Staatsmann daselbst zu empfangen.

6.

Noch bevor Thiers von Tours her in Versailles eintraf, hatten die Deutschen das „Pfand“ Metz in Händen.

Nach dem vierstündigen Rathschlag vom 10. Oktober beeilte sich der Marschall Bazaine, zum Abschluß einer „convention militaire“ mit dem Feinde zu kommen. Alle die Herren Generale, welche am genannten Tage im Ban Saint-Martin um den Rathstisch versammelt gewesen, machten sich gewiß keine Illusion darüber, daß die beabsichtigte und gewünschte „militärische Uebereinkunft“ eigentlich ein politischer Akt sein würde. Daß dieser der „kaiserlichen“ Dynastie zu gut kommen sollte, hatte man zu sagen vermieden und sich begnügt, die Bedingungen einer Uebergabe von Metz auf diese sehr allgemein gehaltene Formel zu bringen: — Die Armee soll mit Waffen und Gepäck, mit allen kriegerischen Ehren Metz verlassen und sich verpflichten, binnen eines Jahres nicht gegen die Deutschen zu fechten. Sie soll „neutralisirt“ werden (elle serait neutralisée), und da sie die Regierung der nationalen Vertheidigung, welche aus einem Aufstand hervorgegangen ist und mit welcher, wie man sagt, der Feind nicht

verhandeln will, noch nicht anerkannt hat, so soll sie sich einer Versammlung zur Verfügung stellen, welche das Land wählen und welche ihrerseits eine regelrechte Regierung einsetzen wird, welche Frieden schließen kann. Diesen Nebel von Vorstellungen und Wünschen in festere Bestimmungen zu ballen überließ man dem Marschall, welcher vom Prinzen Friedrich Karl die Bewilligung erbeten und erhalten hatte, seinen Adjutanten, den General Boyer, als Unterhändler in das Generalhauptquartier nach Versailles senden zu dürfen. Boyer verließ Metz am 12. Oktober, passirte die deutschen Linien und kam, geleitet von dem deutschen Dragonerrittmeister Wilson, am 14. in Versailles an[1]).

---

1) Enquête parlem. IV, 278. Procès Bazaine, 364. Bazaine hatte seinem Sendling diese Weisung schriftlich mit auf den Weg gegeben: — „Zur Stunde, wo die Gesellschaft bedroht ist durch die von einer gewaltthätigen Partei eingenommene Haltung, von einer Partei, deren Absichten niemals eine Lösung herbeiführen können, wie die verständigen Leute sie wünschen" — (dieser Satz zeichnet die Stellung Bazaine's zur Regierung der nationalen Vertheidigung) — „zieht der Oberbefehlshaber der Rheinarmee, beseelt von dem Wunsche, sein Land zu retten und dasselbe vor den Folgen der eigenen Ausschreitungen zu bewahren, sein Gewissen zu Rath und legt sich die Frage vor, ob die von ihm befehligte Armee nicht bestimmt sei, der Hort und Schirm der Gesellschaft zu werden." Das wird dann weiter ausgeführt und schließlich fasst der Marschall seine Andeutungen also zusammen: „Die Thätigkeit einer noch gut zusammenhaltenden französischen Armee von vortrefflichem Geist (l'action d'une armée encore toute constituée, ayant bon moral), welche, nachdem sie das deutsche Heer ehrlich bekämpft hat, das Bewußtsein besitzt, die Achtung ihrer Gegner gewonnen zu haben, würde bei den obwaltenden Umständen von ungeheurer Wichtigkeit sein. Sie würde die Ordnung wieder herstellen und die (französische) Gesellschaft schützen, deren Interessen gemeinsame mit denen Europa's sind. Durch die Wirkung derselben Thätigkeit würde sie Preußen alle Bürgschaften geben, welche es dermalen ansprechen könnte, und endlich würde sie zur Herstellung einer gesetzmäßigen und regelrechten Regierungsgewalt beitragen, mit welcher alle Beziehungen ohne Unterbrechung (sans

Noch am selbigen Tag empfing ihn Bismarck, welcher sich, Boyers Aussage zufolge, zuvörderst in allgemeinen Betrachtungen über die Lage Frankreichs erging, wie auch in nicht gerade zarten Witzen über Favre und Thiers. Jenen soll er bei dieser Gelegenheit „un grand comédien“ genannt, diesen wegen seines erfolglosen Herumfahrens an den Höfen verspottet haben. Als sodann die Rede auf die Sendung des Generals kam und dieser den Kanzler von den Absichten und Wünschen Bazaine's in Kenntniß gesetzt hatte, sagte Bismarck: „Wenn Sie nur hergekommen sind, eine Militärkonvention zu verlangen, so kann ich Ihnen zum voraus sagen, daß der Rath des Königs Ihnen keine andern Bedingungen gewähren wird als die von Sedan. Allein ich bin im Falle, beim Könige politische Rücksichten geltend zu machen, und kann daraufhin für die französische Armee andere Bedingungen erwirken.“ Dann führte der Kanzler den General in den Garten hinab, wie um vor jeder Belauschung sicher zu sein, und dort fragte er ihn: „Hat die Armee von Metz die Regierung der nationalen Vertheidigung anerkannt?“ Worauf Boyer: „Wir haben dem Kaiser geschworen und wir werden unserem Schwur treu bleiben, bis das Land anders entscheidet.“ Sofort griff Bismarck den Plan wieder auf, welchen er schon durch den Irrwisch Régnier dem Marschall hatte eingeben lassen. Er meinte, die Armee von Metz sollte erklären, daß

---

secousse) und naturgemäß wieder aufgenommen werden könnten“. Die ganze dem General Boyer mitgegebene Instruktion bestätigt durchweg, was weiter oben über die Sinnesweise und die Absichten Bazaine's gesagt worden ist. Er hatte sich in eine Art von Heilandsrolle für Frankreich hineingeträumt, wobei bonapartistische oder auch höchstpersönlich-bazaine'sche Hintergedanken nicht ausgeschlossen waren. Es ist sein Schicksal oder, wenn man will, seine Strafe gewesen, daß er die schwerste Anklageschrift gegen sich selber verfasste, als er diese Weisung für seinen Adjutanten niederschrieb.

sie noch immer gut kaiserlich wäre und daher entschlossen, die Autorität der Kaiserin-Regentin aufrechtzuhalten und die Befehle derselben auszuführen. Die Kaiserin-Regentin sollte einen Präliminar-Friedensvertrag unterzeichnen und die Armee sie bei Ausführung der Bestimmungen desselben unterstützen. Unter diesen Bedingungen könnte die Armee mit allen Kriegsehren Metz verlassen, auch ihre Kanonen und ihre Fahnen mitnehmen. Die Festung selbst sollte in dieser Uebereinkunft nicht inbegriffen sein. Diesen vorläufigen Bescheid vom 14. Oktober erhielt der Sendling Bazaine's, nachdem der Kanzler den Willen des Königs eingeholt hatte, am folgenden Tage als einen bestimmten und kehrte damit nach Metz zurück, woselbst er am 17. Oktober eintraf [1]).

Warum Bismarck noch zu dieser Zeit den Versuch, auf Grund des Napoleonismus zu unterhandeln und mittels der „Kaiserin-Regentin“ zum Abschluß eines Waffenstillstandes, beziehungsweise des Friedens zu gelangen, wieder aufgriff? War dieser Versuch ernstlich gemeint? Oder wollte er damit nur einen Druck auf die republikanischen Machthaber ausüben? Beide Fragen können bejaht werden. Denn warum sollte der

---

1) Enquête parlement. IV, 248. Mit dieser Aussage des Generals Boyer stimmt in allem wesentlichen die Darstellung dieser Vorgänge im deutschen Generalstabswerk überein, II, 299 fg. Dagegen wußte der Artikel, in welchem der „Preußische Staatsanzeiger“ (Hahn, II, 171 fg.) die Verhandlungen über die Kapitulation von Metz darlegte, nichts vom Zurückgreifen Bismarcks auf das Kaiserreich und die Kaiserin-Regentin, d. h. der Staatsanzeiger sollte oder wollte nichts davon wissen. Das ist auch wiederum ein Beispiel, daß in amtlichen Schriftstücken die geschichtliche Wahrheit nicht immer gesagt wird oder wenigstens nicht immer die ganze geschichtliche Wahrheit. Der Pr. Staatsanzeiger hat bei der in Rede stehenden Gelegenheit sogar wissendlich oder unwissendlich die Unwahrheit gesagt, indem er die Ergebnißlosigkeit der Sendung Boyers darauf zurückführte, daß der General keine Vollmacht gehabt hätte, auch die Festung Metz in die Kapitulationsverhandlungen einzubegreifen.

Leiter der deutschen Politik nicht zu einem Auskunftsmittel greifen, welches so nahelag? Warum sollte er, dem es anerkanntermaßen gleichgiltig, ob Frankreich kaiserlich oder republikanisch sein wollte, nicht gelegentlich das Kaiserthum gegen die Republik oder diese gegen jenes ausspielen, wie es seine durchaus „realpolitischen" Zwecke gerade verlangten? Zudem war ja wenige Tage vor dem Eintreffen Boyers in Versailles ein, obzwar sehr vorsichtig unternommener Versuch, die in Ferrières abgebrochenen Verhandlungen mit der pariser Regierung wieder anzuknüpfen, missglungen. Zwei Amerikaner, der General Burnside und der Oberst Forbes, welche den Krieg aus der Nähe zu sehen wünschten, waren Gäste im deutschen Lager. Sie fühlten sich, wie dazumal so viele Leute, zu Vermittlern zwischen den Kriegführenden berufen und wollten daher nach Paris hinein, um durch Vermittelung ihres Gesandten Washburne mit Favre in Beziehung zu kommen. Daß ihnen der Kanzler die Erreichung dieses Wunsches ermöglichte, beweis't in anbetracht der Strenge, womit sonst der Eingang nach Paris von deutscher Seite verwehrt wurde, daß er mit der Absicht der Amerikaner einverstanden sein mußte. Er gab denselben auch einen Brief an Favre mit, worin aber nichts stand als die Benachrichtigung zu Handen der fremden Gesandten in Paris, daß die beim deutschen Hauptquartier angebrachte Forderung derselben, verschlossene und versiegelte Briefe absenden und empfangen zu dürfen, zurückgewiesen werden müßte. Sie hätten, erklärte ihnen Bismarck, statt sich, wie andere ihrer Kollegen gethan, zu der Regierungsdelegation nach Tours zu begeben, vorgezogen, in der Hauptstadt zu bleiben. Diese aber wäre dermalen eine belagerte Festung. Sie müßten sich daher den Gesetzen des Krieges unterwerfen und könnten nur offene Briefe, welche der Einsichtsnahme im deutschen Hauptquartier unterworfen würden, absenden und empfangen. Darob mehr oder weniger artikulirtes Gemurre

der Herren Diplomaten, welche aber die Richtigkeit der bismarck'schen Anschauung zweifelsohne im Stillen anerkannten.... Washburne führte am 2. Oktober seine Landsleute bei Favre und auch bei Trochu ein, welcher ihnen ein Langes und Breites von der Belagerung von Paris, sowie von seiner eigenen Entschlossenheit vorschwatzte, was alles die beiden Amerikaner mit höflichem Schweigen hinnahmen. Später, im Gespräche mit Favre, gingen sie mehr aus ihrer Zurückhaltung heraus. Sie fühlten, sagten sie, große Theilnahme für Frankreich und sie möchten gar zu gern ein Mittel der Friedens stiftung ausfindig machen. Allerdings besäßen sie nicht entfernt einen amtlichen Charakter, ja sie hätten nicht einmal mit Bismarck über die Sache gesprochen; aber sie dächten doch, man sollte zu einem Waffenstillstand gelangen können, um während desselben über einen Friedensschluß zu verhandeln. Favre entgegnete, Frieden zu schließen würde nur eine Nationalversammlung im stande sein, allein zur Berufung einer solchen wäre allerdings ein Waffenstillstand nöthig. Einen solchen herbeizuführen hätte er sich ja nach Ferrières begeben, allein die deutschen Bedingungen wären unannehmbar gewesen Uebrigens würde die Regierung der nationalen Vertheidigung, obzwar zum äußersten Widerstand entschlossen, doch gerne jede Gelegenheit ergreifen, den Kampf zu beendigen. Die Amerikaner fragten, ob sie das dem deutschen Kanzler mittheilen dürften, und Favre bejahte diese Frage. So gingen sie und kamen am 9. Oktober wieder mit einer Antwort von Bismarck, welche dahin lautete, der Abschluß eines regelrechten Waffenstillstandes schiene ihm unmöglich, aber auf den Gedanken der Wahl und Berufung einer Nationalversammlung ginge er ein. Zum Zwecke der Wahl könnte eine Waffenruhe von 48 Stunden statthaben. Die Kandidaten und die Gewählten sollten frei gehen und kommen dürfen. Die Wahlen sollten in allen Departements stattfinden, auch in den von den Deutschen be-

setzten, mit Ausnahme von Elsaß und Lothringen. Die Regierung der nationalen Vertheidigung verwarf den Vorschlag, worauf Favre diesen Gegenvorschlag formulirte und den Amerikanern für Bismarck mitgab: Waffenstillstand von 14 Tagen mit Gestattung der Wiederverproviantirung (von Paris), Vornahme der Wahlen in sämmtlichen Departements [1]). Hierauf gab Bismarck keine Antwort und damit war auch dieser Unterhandlungszwischenfall zu Ende. Der Kanzler ist auch von urtheilsfähigen und besonnen urtheilenden Franzosen beargwohnt worden, er hätte diesen ganzen Zwischenfall, dessen Ergebnißlosigkeit er vorhergesehen, nur herbeigeführt, um die Verantwortlichkeit den Männern vom 4. September zuwälzen zu können [2]). Damit wäre dann im engsten Zusammenhange gewesen das Rundschreiben Bismarcks vom 4. Oktober, welches, in den „Times" vom 7. veröffentlicht, Europa auf die Gefahren hinwies, denen die Bevölkerung der französischen Hauptstadt bei fortgesetztem Widerstande nothwendig ausgesetzt sein müßte [3]). Diese Warnung verfehlte zwar ihre Wirkung

---

1) Washburne, Correspondence, 75—80. (Der Gesandte sagt in seiner Depesche vom 3. Oktober ausdrücklich: „These gentlemen [Burnside und Forbes] are the first and only persons who have entered Paris from the Prussian lines for two weeks.") Favre, I, 276—79. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß auch bei dieser Gelegenheit wieder Picard den gesunden Menschenverstand in der Regierung vom 4. September vertrat. Er verlangte, daß die Gelegenheit ergriffen und daß weiter unterhandelt werden sollte. Sein Antrag wurde aber abgeworfen und zwar insbesondere auf Andringen des Wortschaumschlägers Trochu.

2) Sorel, II, 16.

3) „Die Herrn Jules Favre gestellten Waffenstillstands-Bedingungen, auf Grund deren die Anbahnung geordneter Zustände in Frankreich erstrebt werden sollte, sind von ihm und seinen Kollegen verworfen worden. Die Fortsetzung eines, nach dem bisherigen Gange der Ereignisse, für das französische Volk aussichtslosen Kampfes ist damit ausgesprochen. Die Chancen dieses opfervollen Kampfes haben sich für Frankreich seit-

bei denen, an welche sie zunächst gerichtet war, bei den Franzosen, nicht aber bei der europäischen Diplomatie, welche, ins-

---

dem noch verschlechtert. Toul und Straßburg sind gefallen, Paris ist eng cernirt und die deutschen Truppen streifen bis zur Loire. Die vor jenen Festungen engagirt gewesenen beträchtlichen Streitkräfte stehen der deutschen Armeeführung zur freien Verfügung. Das Land hat die Konsequenzen des von den französischen Machthabern in Paris gefassten Entschlusses eines Kampfes à outrance zu tragen, seine Opfer werden sich unnützer Weise vergrößern und die socialen Zustände in immer gefährlicheren Dimensionen sich zersetzen. Dem entgegen zu wirken, sieht sich die deutsche Armeeführung leider nicht in der Lage. Aber sie ist sich über die Folgen des von den französischen Machthabern beliebten Widerstandes völlig klar und muß namentlich auf einen Punkt die allgemeine Aufmerksamkeit im voraus leiten. Es betrifft dies die speciellen Verhältnisse in Paris. Die bisher vor dieser Hauptstadt geführten größeren Gefechte am 19. und 30. v. M., in welchen der Kern der dort vereinigten feindlichen Streitkräfte nicht einmal vermocht hat, die vorderste Linie der Cernirungstruppen zurück zu werfen, gibt die Ueberzeugung, daß die Hauptstadt über kurz oder lang fallen muß. Wird dieser Zeitpunkt durch das Gouvernement provisoire de la défense nationale so weit hinausgeschoben, daß der drohende Mangel an Lebensmitteln zur Kapitulation zwingt, so müssen daraus schreckenerregende Konsequenzen entstehen. Die französischerseits in einem gewissen Umkreise von Paris ausgeführten widersinnigen Zerstörungen von Eisenbahnen, Brücken und Kanälen haben die Fortschritte der diesseitigen Armeen nicht einen Augenblick aufzuhalten vermocht; die für letztere nothwendigen Land- und Wasser-Kommunikationen sind in sehr kurzer Zeit von ihnen retablirt worden. Diese Wiederherstellungen beziehen sich naturgemäß nur auf die rein militärischen Interessen; die sonstigen Zerstörungen aber hemmen selbst nach einer Kapitulation von Paris die Verbindung der Kapitale mit den Provinzen auf lange Zeit hinaus. Der deutschen Armeeführung ist es, wenn jener Fall eintritt, eine positive Unmöglichkeit, eine Bevölkerung von nahe an zwei Millionen Menschen auch nur einen einzigen Tag mit Lebensmitteln zu versehen. Die Umgegend von Paris bietet alsdann, da deren Bestände für den Bedarf der diesseitigen Truppen nothwendig gebraucht werden, auf viele Tagemärsche hin ebensowenig irgendwelche Hilfsmittel und gestattet daher nicht einmal, die Bewohner von Paris auf den

besondere die englische, gerade jetzt lebhafter sich rührte, um die Herbeiführung eines Waffenstillstandes anzubahnen [1]). Die Reise von Thiers in das deutsche Hauptquartier schien ja diesen Bemühungen Erfolg zu versprechen.

Derweil erfüllten sich drüben an der Mosel die Geschicke. Spät am Abend am 17. Oktober war der General Boyer wieder in Metz angelangt und hatte dem Marschall die Botschaft mitgetheilt, die ihm in Versailles aufgetragen worden. Bazaine, welchen man damals in Tours sehr ernstlich im Verdachte hatte, daß er mit den Deutschen in Unterhandlung stünde, um mit ihrer Beihilfe entweder das Empire wieder=

Landwegen zu evakuiren. Die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß Hunderttausende dem Hungertode verfallen. Die französischen Machthaber müssen diese Konsequenzen ebenso klar übersehen, wie die deutsche Armeeführung, welcher nichts übrig bleibt, als den angebotenen Kampf auch durchzuführen. Wollen jene es bis zu diesen Extremen kommen lassen, so sind sie auch für die Folgen verantwortlich."

1) Der Leiter der östreichischen Politik schien dazumal schon der Hoffnung auf eine Dazwischenkunft in dem großen Streit entsagt zu haben. Beusts Depesche vom 13. Oktober an den östreichischen Botschafter Wimpffen in Berlin, worin er auf Bismarcks Rundschreiben vom 4. bezugnahm, war in sehr resignirtem Tone gehalten. Der Staatskanzler sagte da in akademisch=elegischem Stile: „Ich muß Ew. Excellenz auffordern, wenn der Gegenstand gegen Sie berührt wird, offen unser Bedauern darüber auszusprechen, daß in einer Lage, in welcher die königlich preußische Regierung Katastrophen, wie die in jenem Memorandum angedeuteten, vorhersieht, dennoch das entschiedenste Bestreben sich kundgibt, jede versöhnliche Einwirkung dritter Mächte fernzuhalten, gleich als ob im vorhinein besorgt werden müßte, man werde Preußen zumuthen, Deutschlands edles Blut umsonst vergossen zu haben, und man werde sich der vielleicht wenig dankbaren, aber darum nicht minder lohnenden Aufgabe entziehen, dem Besiegten die Annahme harter Bedingungen durch Schonung seiner Gefühle zu erleichtern." Hiermit ist zusammenzuhalten die Depesche Granville's vom 20. Oktober an Lord Loftus in Berlin, worin der englische Minister mit so viel Energie, als er überhaupt aufzuwenden hatte, für eine Vermittelung eintrat.

herzustellen oder gar sich selber zum Diktator zu machen [1]), — Bazaine stimmte zu und am folgenden Tage legte er das Ergebniß von Boyers Sendung seinen zum Kriegsrath versammelten Generalen vor, welcher Versammlung diesmal auch der alte Changarnier anwohnte. Die Minderheit, mit dem General Frossard an der Spitze, billigte sofort die von Boyer überbrachten Vorschläge. Die Mehrheit dagegen trug doch Bedenken, die politische Rolle, welche Bazaine sich angeeignet hatte, dem Marschall mittragen und mitdurchführen zu helfen. Boyers Schilderung von allem, was er während seiner Reise von dem Zustande Frankreichs gesehen und gehört, beseitigte diese Bedenken. Einzig und allein der General Coffinières stimmte für die Verwerfung von Bismarcks Vorschlägen. Ein bestimmter Beschluß sollte jedoch erst gefasst werden, nachdem die Korpsführer ihren Divisionären den Stand der Angelegenheiten mitgetheilt und den Eindruck dieser Mittheilung wahrgenommen hätten. Diese Mittheilung fand statt, und maßen die trostlosen Schilderungen Boyers von Mund zu Mund sich immer mehr verdüsterten, so sehr verdüsterten, daß in Metz geglaubt wurde, die Deutschen wären schon in Rouen, in Havre, in Nantes, konnte der Eindruck kaum ein anderer sein als der von Bazaine gewünschte. Nur die Generale vom 4. Korps enthielten sich der Zustimmung, ihren Korpsführer L'Admirault inbegriffen, welcher darum von seinen Mitgeneralen „comme un révolutionnaire“ angesehen wurde. Die Kriegsrathssitzung vom Morgen des 19. Oktobers war lang und stürmisch und seltsamerweise wurde zuletzt auf Zureden des alten Orleanisten Changarnier, welcher von rechtswegen hier eigentlich gar keine Stimme gehabt hätte, beschlossen, daß man sich, um die Armee und Frankreich zu retten, entschieden

1) Lord Lyons' Depesche vom 20. Oktober aus Tours an Lord Granville.

an die „Kaiserin-Regentin" anschließen müßte. Zu dieser sollte der General Boyer sich begeben, um sie zu bewegen, mit dem Feind in Unterhandlung zu treten, und sie des Beistandes der Armee zu versichern. Bazaine hatte während der ganzen Verhandlung geschwiegen, auch unterzeichnete er das Protokoll der Sitzung nicht. In dieses Protokoll wurden noch etliche Vorbehalte hineingesetzt, allein das Ergebniß des Rathschlages war, daß sich die Armee von Metz der „Kaiserin" zur Verfügung stellte, natürlich in keinem andern Sinn als in dem einer Wiederherstellung des Kaiserthums [1]).

Mit einem amtlichen Schreiben von Bazaine und einem privatlichen von Frossard ausgestattet, verließ Boyer noch an demselben Tage Metz und langte am 22. Oktober in Chislehurst an. Madame Eugenie, deren Haltung in dieser ganzen Angelegenheit tadellos war, erfuhr von Boyer, daß in Metz schon bei seiner Abreise die Lebensmittel auf die Neige gegangen, und machte daher zunächst einen Versuch, mittels des Telegraphen von Bismarck das Zugeständniß einer vierzehntägigen Waffenruhe mit Gestattung der Wiederverproviantirung von Metz zu erhalten. Abschlägig beschieden, ging sie mit den in England anwesenden Häuptlingen des Bonapartismus, Persigny, Rouher, Lavalette und anderen zu Rathe, und da sie mittels einer Anfrage bei dem preußischen Gesandten Bernstorff vergewissert wurde, daß ein Friedensschluß nie und nimmer zu erlangen wäre ohne eine Gebietsabtretung vonseiten Frankreichs, so erklärte sie, daß sie niemals einer Verstümmelung des Landes zustimmen werde [2]). Damit war die Scheiterung von Boyers Sendung entschieden. Denn daß die weiland Kaiserin noch nachträglich telegraphisch bei Bismarck

1) Coffinières, La capitulation de Metz, 63, 64. Grenier, Souvenirs, 25, 35. Enquête parlement. IV, 249, 250. Procès Bazaine, 87. Deligny, L'armée de Metz, 56.

2) Déposition de Rouher, Procès Bazaine, 367.

und bei dem Könige Wilhelm selbst um einen Waffenstillstand sich bemühte, konnte weiter von keiner Bedeutung mehr sein, weil der König und der Kanzler selbstverständlich sehr höflich, aber entschieden verneinend antworteten.

Am 24. Oktober wußte man in Metz, daß die Mission Boyers misslungen wäre. Der Prinz Friedrich Karl theilte nämlich an diesem Tage dem Marschall mit, daß er, der Prinz, aus Versailles ein Telegramm erhalten, demzufolge „man im deutschen Generalhauptquartier schlechterdings keine Aussicht mehr hätte, mittels Unterhandlungen politischer Natur zu einem Resultat zu gelangen.“ Damit wußte man auch, daß alles zu Ende. Man mußte jetzt kapituliren, so man nicht verhungern wollte.

In Versailles ist man von dieser Nothwendigkeit so ganz überzeugt gewesen, daß Moltke schon am 23. Oktober dem Prinzen Friedrich Karl Weisungen inbetreff der fernerweiten Verwendung der Einschließungsarmee zugehen ließ. Diesen Weisungen zufolge sollte die 1. Armee (1., 7. und 8. Korps, 3. Reserve-Division, 3. Reiterei-Division) Metz besetzen, Diedenhofen, Montmédy und La Fère belagern, die kriegsgefangene französische Armee bewachen und durch Landwehrtruppen nach Deutschland abführen lassen; zugleich aber unverzüglich nach Abschluß der Kapitulation in der Stärke von mindestens 2 Korps (1. und 8.) auf die Linie St. Quentin-Compiègne ab- und vorrücken [1]). Die 2. Armee (2., 3., 9. und 10. Korps und 1. Reiterei-Division) sollte unter der Führung des Prinzen Friedrich Karl mit möglichster Beschleunigung über Troyes an die mittlere Loire marschiren [2]). Diese

---

1) Am 27. Oktober wurde der General Manteuffel zum Oberbefehlshaber der 1. Armee ernannt. Dieselbe zählte 38,244 Fußgänger, 4433 Reiter und 180 Geschütze.

2) Blume, 56, 58, 60.

Anordnungen leiteten die Feldzüge der Deutschen im Norden, Nordwesten und Südwesten Frankreichs ein.

Zugleich mit der Nachricht von dem Scheitern der Sendung Boyers hatte Bazaine Meldungen empfangen, daß am 26. Oktober die Truppen theils gar nichts mehr, theils nur noch für 1 oder 2 Tage zu essen haben würden, während die Nahrungsmittel für die Einwohner der Stadt auf die kärglichsten Rationen beschränkt, längstens bis zum 1. November ausreichten. Es war also unmöglich, es wäre geradezu gewissenlos gewesen, länger zu zögern. Der am 25. Oktober durch den Marschall berufene Rath der Generale anerkannte das, obzwar diese unglücklichen Kriegsmänner noch mit eiteln Hoffnungen über die harte Nothwendigkeit einer einfachen Kapitulation sich hinwegzutäuschen suchten. Wenigstens für eine Stunde oder für einen Tag, denn länger konnte ja die Täuschung nicht vorhalten. Man beschloß, zuerst den achtzigjährigen Changarnier, welcher seit dem Hingange von Chateaubriand und Lamartine unbestritten der eitelste Franzos war, an den Prinzen Friedrich Karl nach Corny zu senden, sei es, daß man hoffte, dieser „brillante" General werde dem deutschen Feldherrn gehörig „imponiren", sei es, daß man das Odium oder wenigstens das Hauptodium der Kapitulation auf die Schultern eines Orleanisten abladen zu können wähnte. Der Prinz empfing, noch an demselben 25. Oktober, den wattirten und geschminkten Unterhändler „avec la plus grande courtoisie", wie sich Changarnier später, in seiner am 29. Mai 1871 in der Nationalversammlung zu Versailles gehaltenen Rede, mit großer Selbstgefälligkeit gerühmt hat. Aber die „größte Höfischkeit" konnte den Prinzen nicht verhindern, den Vorschlägen Changarniers — Waffenstillstand mit Verproviantirung von Metz oder aber freier Abzug der Armee mit Waffen und Gepäck nach Algier — ein festes und kühles Nein entgegenzusetzen und die deutschen Kapitula-

tionsbedingungen lakonisch so zu bestimmen: Uebergabe der Festung Metz, Waffenstreckung und Kriegsgefangenschaft der Rheinarmee. Diese Bedingungen, von welchen sich kein Iota streichen ließ, wurden um 5 Uhr Abends im Schlosse Frascaty durch den deutschen Generalstabschef Stiehle dem französischen General Cissey amtlich mitgetheilt. Dann kehrte jener nach Corny, dieser nach Metz zurück, allwo in der Nacht unter Bazaine's Vorsitz ein Rathschlag der Marschälle und Generale stattfand und den Beschluß ergab, daß man sich in das Unvermeidliche fügen und die deutschen Bedingungen annehmen müßte. Am Abend des folgenden Tages hatten im Schlosse Frascaty, wohin von deutscher Seite General Stiehle, begleitet vom Hauptmann Steffen, von französischer General Jarras, begleitet vom Oberst Fay und vom Major Samuel, als Bevollmächtigte gekommen, die endgiltigen Verhandlungen statt. Sie währten, begleitet von einem das Schloß umtobenden Orkan, bis zum Morgen und dann verstrich noch der ganze 27. Oktober über dem Ordnen von Einzelnheiten, bis endlich Abends gegen 8 Uhr Stiehle und Jarras die Feder in den spärlichen Inhalt eines vom Adjutanten Götz dargeliehenen Taschendintenzeuges tauchten, um die Kapitulation von Metz zu unterzeichnen [1]).

In allem wesentlichen mit der von Sedan übereinstimmend, gab sie 3 Marschälle, 70 Generale, 6000 Offiziere und 170,000 Soldaten (20,000 Verwundete und Kranke inbegriffen) in die Hände der deutschen Sieger. Ferner die Nichtmehrjungfer Metz, die riesige Festung, mitsammt einem ungeheuren Kriegsmaterial: 56 Adler, 622 Feldgeschütze, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen, 137,000 Chassepot- und 123,000 andere Infanteriegewehre, 1500 Kriegsfuhrwerke,

---

1) Fay, Journal, 284. Fontane, Aus den Tagen der Okkupation, II, 244—50.

große Massen von Schießbedarf. Ein beispielloser Erfolg und eine unerhörte Beute, an Massenhaftigkeit, obzwar nicht an sittlicher und politischer Bedeutung, den und die von Sedan noch überbietend[1]).

In der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober trug der elektrische Draht die große Kunde dem deutschen Bundesfeldherrn zu. In dem Glückwunschtelegramm, welches er am Morgen seinem Neffen übermittelte, zollte er gleiche Anerkennung wie dem Feldherrn so auch der „braven Armee, welche durch Tapferkeit und Hingebung einen Erfolg herbeiführte, wie er kaum in der Kriegsgeschichte dagewesen ist. Die Ereignisse von Metz sind unvergängliche Ehrentage des Heeres“. Der Prinz Friedrich Karl[2]) gab mittels Heerbefehls den bundesfeldherrlichen Dank den Truppen der 1. und 2. Armee kund und deutete denselben zugleich ihre weiteren Bestimmungen und Aufgaben an. Daß sie die schwere Arbeit von 70 Tagen, welche jetzt hinter ihnen lag, nicht vergebens gethan hätten, konnten sie aus der Stelle des Heerbefehls entnehmen, wo der Prinz von Metz sprach als von einem „Bollwerk, das wir Deutschland zurückgeben“. Ganz richtig betonte der Feldherr auch: „Die Tragweite des Falles von Metz ist unberechenbar“. Denn dieses Ereigniß war ja nicht allein an und für sich, sondern auch und noch mehr durch seine unmittelbaren und mittelbaren Folgen von einer Bedeutung, die kaum

---

1) Die Verluste der Deutschen während der zehnwöchigen Blokade von Metz waren verhältnißmäßig nicht bedeutend. Gefallen oder an ihren Verwundungen gestorben sind 58 Offiziere und 1123 Soldaten, von Krankheiten wurden hingerafft 2 Generale, 42 Offiziere und 1054 Soldaten. Verwundet, aber wieder geheilt wurden 160 Offiziere und 3410 Soldaten.

2) Er wurde gleich seinem Vetter, dem Kronprinzen, am 28. Okt. zum Generalfeldmarschall ernannt und Moltke ward an demselben Tage zum Grafen gemacht.

hoch genug berechnet werden konnte. Erst die Uebergabe der großen Moselfestung und die damit verbundene Beseitigung der französischen „Rheinarmee“ stellten in dem dadurch freigewordenen Blokadeheer den deutschen Heerleitern soviele Streitkräfte zur Verfügung, als schlechterdings nöthig waren, um den Krieg allseitig siegreich zu Ende zu führen. Das mußten auch die Franzosen sofort herausfühlen und daher traf sie die Botschaft von der metzer Kapitulation mit Blitzesgewalt.

In Ausführung der getroffenen Vereinbarungen wurden am Vormittag vom 29. Oktober zuerst die Außenforts, dann die Thore und Wälle von Metz den deutschen Truppen übergeben. Der General Zastrow war beauftragt, als Gouverneur, der General Kummer, als Kommandant von Metz zu amten. Um 1 Uhr Mittags begann, während der Marschall Bazaine im Hauptquartier zu Corny als Kriegsgefangener sich meldete, der Ausmarsch der kriegsgefangenen französischen Armee bei strömendem Regen. Das Gardekorps legte seine Waffen draußen, die sämmtlichen übrigen Truppen legten sie drinnen ab. Bei Tournebride ließ der Prinz Friedrich Karl die ausmarschirten französischen Garden, welche der General Jureau führte, an sich vorüberziehen [1]). Das ganze Schauspiel des Auszuges war ein tieftrauriges, am traurigsten da, wo die Besiegten die furchtbare Schwere dieses Tages nicht zu fühlen oder nicht fühlen zu wollen schienen. Die Sieger, das ist von allen Augen- und Ohrenzeugen anerkannt, verhielten sich so vielem Elend, Grimm und Zorn gegenüber durchaus be-

1) Horn (II, 34) gibt eine gute Schilderung des Vorbeimarsches der Gardetruppen. Am Schlusse sagt er: „Der Regen goß in Strömen, der Wind heulte furchtbar über das Moselthal hin. Das war die Musik zu dem ungeheuren Leichenzuge von 20,000 Mann.“ Der Prinz Friedrich Karl hatte nachher eine Unterredung mit Bazaine zu Corny, worauf sich der Marschall über Aachen nach Kassel begab.

scheiden, ernst und würdig[1]). Nur Feiglinge vermöchten ja so großem Unglück die Achtung zu versagen. Den Franzosen ist es nachmals besonders schwer auf das Herz gefallen, daß nicht wenigstens die Adler und Fahnen vor der Uebergabe verbrannt worden sind. Es ging eben bei dieser Uebergabe überhaupt verworren her und den Marschall Bazaine hat nicht grundlos der Vorwurf getroffen, daß er sich am 29. Oktober mehr als alles andere habe angelegen sein lassen, seine Person, sein Gepäck, sein Silberzeug und sein Baargeld beizeiten

1) Forbes (My experiences, I, 335) beschreibt den Auszug der Franzosen also: — The troops were being collected by their officers in pelotons previously to being marched out, and several columns were already converging on the great chaussée. As each body got the order to go forward a cheer came from the slovenly and dislocated ranks, and from the columns on the march there broke out at intervals a fitful chorus of some lively marching song. Most of the officers were grave, taciturn, and downcast. Surely they must have despised the reckless throng which they nominally commanded. The men obeyed their officers and regarded the sound of the bugle after a fashion, but it was evident that they were utterly unaffected by the catastrophe which had befallen the arms of their country, and were eager only to get somewhere where a full meal of victuals awaited them. Passing the columns of prisoners at a canter, I was back again before the Brewery ere the front of that column had reached the place where stood the Germans waiting for them. The dismounted cavalry came first, followed by the artillery; last of all came the infantry of the line. The cavalry seemed to have lost all selfrespect; they greeted the Germans with cheering, and several men broke from the ranks and slouched forward through the mud with intent to salute with a spirituous kiss the German officers standing in front of their companies. It was curious to notice the opposite idiosyncrasies of the two nationalities. Grave and stern stood the German victors, with, as it seemed, a silent pity rather than contempt for the demented tatterdemalions who proffered them the undesirable greeting; while the Frenchmen chattered and gesticulated, „sacréd“ and spluttered, sang and laughed, as they slouched through the gauntlet of humiliation.

in Sicherheit zu bringen[1]). Dieses Gebaren mußte die Legende von dem „Verrath" des Marschalls schon bei ihrem Entstehen nicht wenig bekräftigen. In Metz selber war nach dem Einrücken der Deutschen die Legende schon ganz fertig und fix, d. h. für alle Franzosen war Bazaine's „Verrätherei" ein unantastbarer Glaubensartikel[2]).

In Tours stellte sich die Regierungsdelegation, d. h. der Diktator Gambetta stellte sich an, als könnte sie oder er an den Fall von Metz gar nicht glauben, und darum erfuhr die Masse des französischen Volkes dieses Unglück 48 Stunden später als das übrige Europa. Daß, als das Verheimlichenwollen nichts mehr half und die Regierung sprechen und in einer Proklamation der Bevölkerung das an der Mosel Geschehene kundgeben mußte, ein Wuthgeschrei gegen Bazaine ausbarst, ist sehr begreiflich und, das Gallierthum genommen,

1) Procès Bazaine, réquisitoire du général Pourcet, 399. Uebrigens ist zu bemerken, daß man am 29. Oktober die Fahnen ehrenhalber nicht mehr zerstören durfte, weil die Uebergabe derselben in der Kapitulation inbegriffen war.

2) „Sprach man in Metz zu irgendjemand, zu dem Dümmsten oder zu dem Gescheidesten den Namen Bazaine aus, wie eine Losung bekam man die Antwort: „Traitre!" Die Leute leisteten einen heiligen Schwur darauf, daß der Marschall von Preußen erkauft worden wäre; es fehlte nur wenig, daß sie noch erklärten, dabei gewesen zu sein, als das Geld abgezählt wurde. Die Franzosen glaubten alles, das Unwahrscheinlichste und das Verrückteste am liebsten; nur eins konnten sie nicht begreifen, es war ihnen undenkbar wie einem Blindgeborenen die Farbe, daß sie besiegt wären. Als jemand dem Prinzen Friedrich Karl die Gerüchte vom Erkauftsein des Marschalls mittheilte, antwortete der Feldherr: „„Wenn ich das hätte thun wollen, dann hätte ich nicht so lange gewartet."" Aber damit, daß das französische Publikum überhaupt den Gedanken fassen konnte, daß man das Höchste und Theuerste um Geld hingeben könnte, stellte es sich nur selber ein Armuthszeugniß aus, zeigte es nur seine eigene Gesinnung." Horn, II, 40. Man kann noch hinzufügen, daß der Prinz Friedrich Karl gar nicht reich genug gewesen wäre, den bekanntlich sehr reichen Bazaine zu erkaufen.

wie es ist, auch sehr verzeihlich. Denn der Schlag war schrecklich. In der gambetta'schen Proklamation hieß es: „Metz hat kapitulirt! Der General, auf welchen, trotz Mexiko's, Frankreich rechnete, hat dem Vaterland in Gefahr mehr als 100,000 Vertheidiger entzogen. Bazaine hat Verrath begangen, hat sich zum Werkzeug des Mannes von Sedan, zum Mitschuldigen des Eindringlings gemacht (a trahi, il s'est fait l'agent de l'homme de Sedan, le complice de l'invahisseur), hat mit Verachtung der Ehre des Heeres, welches er befehligte, ohne auch nur den Versuch einer letzten Anstrengung zu machen, 100,000 streitbare Soldaten, 20,000 Verwundete, seine Gewehre, seine Geschütze, seine Fahnen und die stärkste Festung Frankreichs, das bislang jungfräuliche Metz, der Bemakelung durch die Fremden überliefert. Ein solches Verbrechen zu strafen, ist alle Justiz unvermögend (un tel crime est au-dessus même des châtiments de la justice). Und jetzt, Franzosen, ermesset die Tiefe des Abgrunds, in welchen das Kaiserthum euch gestürzt hat." Natürlich mußte eine solche Sprache die Erbitterung der Generale Bazaine's herausfordern um so mehr, als Gambetta in einer zweiten, an die Armee gerichteten Proklamation sagte: „Soldaten, ihr wurdet verrathen, aber nicht entehrt. Jetzt, wo ihr eurer unwürdigen Führer entledigt seid, kämpft für die Rettung des Vaterlandes!" Die Antworten auf die Herausforderung ließen nicht auf sich warten und die erste war die geharnischte, welche der General Boyer in der „Indépendance Belge" gab[1]. Später haben sachkundige Franzosen, welche gewiß nicht der Parteinahme für das zweite Empire geziehen werden konnten, in ehrenwerther Weise die Wahrheit inbetreff des Falles von Metz klarzustellen und den Wahnglauben von

---

1) Er sagte unter anderem: „Verleumdungen und Beschimpfungen sind die einzigen Beweisgründe, welche dem Herrn Gambetta zu Gebote stehen. Er bedient sich dieser rednerischen Mittel in ausgiebigster Weise

Bazaine's Verrath zu bekämpfen versucht. So Changarnier und Thiers. Jener hat in seiner bereits angezogenen Rede in der Nationalversammlung vom Mai 1871 erklärt, die Armee von Metz sei nur durch den Hunger bezwungen worden und Bazaine wäre zwar nicht glücklich gewesen, hätte aber keineswegs verrätherisch gehandelt; dieser, Thiers, dankte mit warmen Worten dem alten General für die Vertheidigung „eines unserer tapfersten Kriegsmänner". Auch dem General Trochu schuldet man es, zu sagen, daß er niemals in das dumme Geschrei vom Verrath des Marschalls eingestimmt hat. Als die pariser Regierung die bestimmte Nachricht von der metzer Katastrophe erhalten hatte, sagte der General zu seinen Kollegen: „Metz mußte fallen, wenn man ihm nicht zur Hilfe kam (Metz n'étant pas secouru devait succomber) [1]). Das alles half freilich Bazaine wenig oder vielmehr gar nichts. Es kam, wie er in seinem Sendschreiben vom 6. September 1874 gesagt hat: — „Als der Friede geschlossen war, da fühlte alles, Groß und Klein, Soldat und General, Royalist und Republikaner, das Bedürfniß, einen Mann zu finden, an welchem sie ihre Wuth auslassen könnten. Sie mußten ein Opfer haben. Der Kaiser war entthront, war nicht mehr in ihrem Bereich und so fiel die Wahl auf mich."

---

und zweifelsohne wird er damit einige kindische oder schwache Geister täuschen, welche den Schwarm der Exaltirten vermehren werden. Im Namen der ganzen Rheinarmee, von der ich den Auftrag erhalten, welcher mich nach Versailles und England geführt hat, und im Namen ihres berühmten Führers erkläre ich, daß Herr Gambetta nicht weniger das öffentliche Gewissen als unsere tapfern Soldaten beschimpft hat."

1) Favre, I, 317. Eine vorzügliche Glosse zu diesem von Trochu gegebenen Thema bildet die mehrfach von mir citirte kleine Schrift des Generals H. v. Hanneken „Marschall Bazaine und die Kapitulation von Metz". Nirgends ist die Absurdität, den Marschall als einen Verräther zu verschreien, so einleuchtend nachgewiesen wie hier.

III.

Paris.

1.

Wenn wirklich, wie Bismarck am 14. Oktober in Versailles zum General Boyer sagte, die beiden Amerikaner Burnside und Forbes nach ihrer Rückkehr aus Paris, dem Kanzler erklärt hatten, sie hätten daselbst den Eindruck empfangen, als wäre „das Stadthaus, ja wohl die ganze Stadt ein von Affen bewohntes Narrenhaus", so würde das beweisen, daß diese Republikaner aus Atlantis mit einem scharfen Blick für das Burleske und Groteske begabt waren.

Dessen gab es allerdings in der belagerten Hauptstadt Frankreichs, im „Centrum der Welt", im „Universalgehirn" eine Fülle. Voltaire's bekannter „Tiger-Affe", das superlativische Galliertḧum, machte da seine Grimassen und Sprünge. Schade nur, daß kein Rabelais oder Swift da war, um diese Sprünge und Grimassen aufzuzeichnen. Die Bücher vom „Grand Gargantua" und vom „Roi Pantagruel" oder das Kapitel von Gullivers Besuch bei den „Yahoos" hätten da schöne Bereicherungen erhalten. In Ermangelung eines Swift oder Rabelais mußte man sich mit den Schmierakeln zufriedengeben, welche dazumal die große Mehrzahl der pariser Blätter besudelten und das Gebaren des besagten Tiger-Affen recht lebenswahr photo-

graphirten. So z. B. wenn der Citoyen Felix Pyat, dieser geschniegelte, à la Marat frisirte, von Pomade à la terreur duftende Abklatsch von 1793, in seinem Gift- und Kothblatt „Le Combat“ eine Sammlung von Beiträgen zu einer „Ehrenflinte“ eröffnete, welche dem überreicht werden sollte, welcher den König Wilhelm meuchlerisch morden würde. Oder wenn „L'Indiscrète“ ganz ernsthaft aus dem Bismarck einen Blaubart machte, der aber zugleich ein mit Bleichröder in Berlin vergesellschafteter Börsenwolf höchster Potenz wäre, — als Blaubart seine eigene Frau schändlich mißhandelte, schöne Mädchen und Frauen, item auch eine Nonne „von wunderbarer Schönheit“ gewaltsam entführen und in sein „Serail“ schleppen ließ, als Börsenwolf aber die arme europäische Menschheit um kolossale Summen beschwindelte [1]). Oder auch, wenn schon im November von 1870 die Summe der von den pariser Journalen erschlagenen Deutschen 2 Millionen, sage zwei Millionen betrug und denselben Journalen zufolge der Kronprinz, die Prinzen Karl, Friedrich Karl und Albrecht von Preußen mit Beigesellung des „Herzogs von Nassau“, item Bismarck und Moltke, gefallen oder sonst gestorben, sogar zu wiederholtenmalen gefallen oder gestorben waren. Oder endlich, wenn in der „Opinion nationale“ diese „Citation“ erschien: — „Im Namen der beschimpften Menschlichkeit! Im Namen der verletzten Gewissensfreiheit! Im Namen der beleidigten Gerechtigkeit! werden die beiden Freimaurer Wilhelm der Erste König von Preußen und Friedrich Wilhelm Kronprinz aufgefordert, Samstags den 29. Oktober 1870 Abends 7 Uhr, in der Loge der Rue Jean-Jacques Rousseau Nr. 35 in eigener Person oder in der Person eines Bevollmächtigten, welcher Freimaurer ist, zu erscheinen, um sich gegen die von dem pariser Freimaurerthum gegen sie erhobene Anklage auf

---

1) Vgl. Busch, I, 351.

Meineid zu verantworten. Wenn sie sich nicht einfinden oder nicht vertreten lassen, wird ihnen von amtswegen ein Vertheidiger bestellt und so gegen sie verfahren werden, wie die freimaurerischen Bräuche vorschreiben. Paris, 21. Oktober 1870".

Wenn aber die Geschichte — Dank den Göttern! — es liebt, zeitweilig im Soccus einherzulatschen, so stellt sie diesen doch immer bald wieder beiseite, um majestätisch auf dem Kothurn zu schreiten. Wo bliebe ohne diesen Wechsel die menschliche Tragikomödie? Lasst den Helden dem Hannswurst, aber auch diesen wieder jenem platzmachen!

Das belagerte Paris, diese Riesenstadt mit ihren 2 Millionen Bewohnern, von welchen nahezu der 4. Theil bewaffnet ging, umschlossen, eingeengt, eingekerkert durch nicht viel mehr als 200,000 Deutsche, diese Stadt des Reichthums, der Pracht und des Luxus, diese Stätte der Ueppigkeit, die Hochschule der Wollüste, das Wallfahrtsziel aller Vergnüglinge und Lustgläubigen der Erde, drohend überschwebt vom fahlen Schreckgespenst des Hungers, — ja das war doch ein Schauspiel, dem es an Größe und Erhabenheit nicht fehlte.

Die „Welt" mußte ja davon ergriffen werden und sie ward es. Nur schwer hatten sich die Menschen in das für unglaublich, für unmöglich Ausgeschrieene gefunden, in die Belagerung vom Seine-Babel. Aller Blicke hingen mit höchster Spannung an diesem verwirklichten Wunder. War es mehr als eine optische Täuschung? Wenn ja, so konnte das Ungeheure, das „Portentum" doch gewiß nicht lange währen. Hatte nicht der Pater Bombastikus, Hugo der Prophet, geweissagt: „Paris ist gefährlich! Nehmt euch vor Paris in acht, ihr deutschen Barbaren!?" Ja, wohl hatte er also geweissagt und hatte Glauben gefunden in Israel und unter den Gojim. In Wahrheit, nicht allein die Feinde, sondern auch die Freunde der deutschen Sache hielten die Belagerung

von Paris für ein hochgefährliches Wagniß. Nicht allein Krethi und Plethi, nein, auch Männer vom Fache erwarteten von Tag zu Tag, daß die Besatzung der französischen Hauptstadt eine große Kraftanstrengung machen werde, die von allen pariser Kneipenschreiern und Straßenbrüllern geforderte „sortie torrentielle“, um mit einem Stoß und Schlag die Einschließungskette zu sprengen. Man stellte die (übrigens ganz richtige) Rechnung auf, das deutsche Einschließungsheer wäre auf einem Umkreisraume von nicht weniger als 10 deutschen Meilen zerstreut. Aus dieser Thatsache zog man dann die Schlussfolgerung, die Pariser brauchten ja nur mittels Scheinangriffen die Truppen der deutschen Blokadelinie an verschiedenen Stellen zu beschäftigen und festzuhalten, um gleichzeitig an einem Punkte mit ungeheurer Uebermacht aus- und über den Feind herfallen zu können, ihn aufzurollen, zu schlagen, zu vernichten. Fachmännern hätte man freilich zumuthen dürfen, daß sie die Möglichkeit eines solchen Massen-, Orkan- und Wirbelsturmausfalls etwas näher erwögen. Thaten sie das, so mußte schon der eine Umstand sie stutzig machen, daß 100,000 Mann, um mit ihrem Feldzeug durch ein Festungsthor hinein oder heraus zu marschiren, 8 oder gar 10 Stunden brauchen[1]). Schon darum mußte das Luftbild, die belagerten Pariser würden ihre Belagerer mit „ungeheurer Uebermacht“ an einem einzelnen Punkte wirbelsturmplötzlich überfallen können, bei genauerem Zusehen in nichts zerfließen. Wenn nun vorzugsweise die Feinde Deutschlands geraume Weile mit diesem Luftbilde spielten, so haben auch die Deutschen selbst und ihre Freunde mit Einbildungen sich getragen. Namentlich mit dieser, die Entscheidung vor Paris würde gar nicht lange auf sich warten lassen, und zwar darum nicht,

1) „Ohne Train können 100,000 Mann in 9, höchstens 10 Stunden durch ein Thor marschiren“. General Hanneken, 33.

weil nach angehobener Beschießung der Stadt Unruhen und Putsche in derselben ausbrechen würden, was die besitzenden Klassen veranlassen dürfte, den Belagerern die Thore zu öffnen. Derowegen, so rechnete man weiter, würden und müßten die Deutschen so rasch wie möglich dazu verschreiten, Paris zu bombardiren. Die Einwände, welche vonseiten der Franzosen und Franzosenfreunde gegen eine Beschießung vom „Centrum der Welt" erhoben würden, wären ganz unzulänglich, geradezu kindisch. Paris wäre eine Festung und Festungen wären bekanntlich da, zu schießen und beschossen zu werden. Hätten sich die Franzosen ihrerseits jemals bedacht, Festungen zu bombardiren? Niemals! Aber, sagten sie, Paris wäre „die Leuchte der Civilisation", Paris wäre „die heilige Stadt der Menschheit", Paris wäre „das Museum Europa's". Ei was, sind deutsche Kanonen etwa dazu da, vor den Rauschbauschphrasen des Pater Bombastikus die Mäuler zu halten? Und war Rom im Jahre 1849, als die französische Republik ihren schnöden Kriegszug gegen die Einheit und Freiheit Italiens unternahm, nicht auch eine „heilige" Stadt, in den Augen von nahezu 200 Millionen Katholiken sogar eine viel heiligere als Paris? Und war dieses Rom nicht noch ein ganz anderes „Museum" als Paris? Und sind die Franzosen angestanden, trotz alledem Rom zu bombardiren, dasselbe Rom, welches *keine* Festung war? Bewahre, sie haben es bombardirt. Aber noch mehr, schauderten etwa Thiers und seine Helfer im Mai von 1871 vor der „Heiligkeit" von Paris zurück, als es galt, der Kommune die Stadt abzubombardiren? Behüte, sie haben rüstig drauflosbombardirt, noch ganz anders, als die „deutschen Barbaren" etliche Monate zuvor gethan hatten.

Gesunder Menschenverstand, Kriegsbrauch und Erfahrung hatten also gegen eine Beschießung von Paris schlechterdings nichts einzuwenden und die sophistisch ausgeklügelten Schein-

einwände größenwahnwitziger Schwätzer waren bedeutungslos. Es fragte sich nur, ob ein Bombardement der Riesenstadt, ein wirksames nämlich, so rasch sich bewerkstelligen ließe, wie viele Leute meinten, und diese Frage mußte verneint werden. So ein Bombardement ist kein Ding, das sich von heute auf morgen improvisiren lässt. Vierundzwanzigpfünder und Mörser winkt man nicht nur so herbei. Es war eine kolossale Arbeit, diese gewaltigen Granatenschleuderer und Bombenwerfer sammt der massenhaft erforderlichen Munition aus den Zeughäusern Deutschlands an den Rhein, über den Rhein, durch Frankreich auf der Eisenbahn bis Lagny und von dort auf der Achse nach Villacoublay zu schaffen, allwo der Belagerungspark zusammengestellt wurde. Möglich, daß man die Anhandnahme dieser Arbeit zu lange verschoben hat, weil man geglaubt, sie würde überflüssig, d. h. der Widerstand von Paris würde kein ausdauernder sein. Als man aber ihre Nothwendigkeit erkannt hatte, wurde sie mit einer Geschicklichkeit und Kraft gethan, welche man um so mehr bewundern muß, als man erwägt, was neben dem Belagerungspark dazumal noch alles aus Deutschland nach Frankreich herübergeholt werden mußte, um die 15 deutschen Armeekorps, welche beim Winteranfang auf französischem Boden standen, zu ernähren und zu kleiden [1]). Rechnet man dazu noch, daß zur

1) Ein Armeekorps, zum regelrechten Stärkebetrag von 30,000 Mann berechnet, bedurfte für je 24 Stunden, so Mann und Roß auskömmlich verköstigt und gefüttert werden sollten, diese Summe von Lebensmitteln: — 70 Ochsen oder 120 Centner Speck, 18,000 Brote zu 3 Pfd. das Stück, 120 Cent. Reis oder Graupe, 18 C. Salz, 30 C. Kaffee, 3400 Quart Branntwein und je auf 1 Quart 1 Loth Kalmus- oder Pomeranzentinktur, 1200 C. Hafer und 300 C. Heu; sodann für je 10 Tage 60 C. Tabak und 1,150,000 Cigarren. Nach eingetretener Winterwitterung waren inbetreff der Kleidung für jedes Korps außerordentlich zu beschaffen 30—35,000 wollene Hemden, 25,000 wollene Halstücher, Leibbinden und Strümpfe, 12—15,000 wollene Decken.

gleichen Zeit Deutschland mehr als 300,000 gefangene, halb verhungerte und gänzlich abgerissene Franzosen zu ernähren und zu bekleiden hatte, so wird man solchem Aufwand und solcher Arbeit seine Achtung nicht vorenthalten können.

2.

Unser Land hat wohl im ganzen Verlaufe seiner Geschichte niemals so hochbewegte Fest- und Jubeltage erlebt, wie ihm aufgingen, als die Siegesbotschaft von Sedan durch seine Gauen flog. Das vaterländische Freudegefühl verbrausete sich auch nicht im Wort und Lied, im Fahnenschwenken und Fackelnschwingen, sondern festigte sich zu dem einmüthigen Entschluß: Jetzt muß die Einheit Deutschlands staatsrechtlich hergestellt und der Nation ihre Bestimmung als europäische Großmacht völkerrechtlich gesichert werden. Der beispiellose Glücksonnenschein, welchen diesmal Frau Sälde spendete, durfte nicht ungenützt gelassen werden und es war gewiß allen redlichen Deutschen aus der Seele gesprochen, als ein baierisches Blatt („Neueste Nachrichten") zur Siegesfeier in München am 4. September einen Artikel brachte, welcher also schloß: „Dank, millionenstimmigen Dank unsern Heldenbrüdern, ewiges Gedächtniß unsern theuren Gefallenen! Aber aus ihrem Blute soll und muß jetzt auch das einige und freie Vaterland, die Bürgschaft unseres inneren Glückes und des Friedens von Europa erstehen." Die Kundgebungen, welche im Sinne der nationalen Einheit in den Hauptstädten von Baiern, Wirtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, wie überhaupt in den süddeutschen Städten stattfanden, sie ließen gar keinen Zweifel aufkommen, daß die durch den prager Frieden zwischen Nord-

und Süddeutschland aufgerichtete Schranke thatsächlich beseitigt wäre. Und weiterhin war auch das zweifellos, daß die Höfe und Regierungen der 4 „Südstaaten“ der nationalen Stimmung und Gesinnung, welche die ungeheure Mehrzahl der süddeutschen Bevölkerung durchdrang, nicht widerstehen konnten, selbst einen bösen Willen vorausgesetzt. Ein solcher war übrigens kaum vorhanden oder er wagte sich, wo er vorhanden, wenigstens nur in sehr vorsichtiger Maskirung heraus. Der Großherzog Friedrich von Baden, welcher ja schon 1867 dem norddeutschen Bunde beizutreten bereit gewesen, that am 2. September einen ersten amtlichen Anwurf beim norddeutschen Bundeskanzleramt, welcher auf die Herstellung eines deutschen Gesammtbundes mit centraler Leitung der Wehrkraft und der auswärtigen Politik abzielte. Der König Karl von Wirtemberg gab mittels „Kabinettschreibens“ vom 7. September seine Geneigtheit kund, „als deutscher Fürst das Seinige beizutragen zur Schaffung einer Gestaltung Deutschlands, welche die nationale Zusammengehörigkeit sowie die berechtigte Selbstständigkeit der Einzelstaaten im richtigen Verhältnisse zur Geltung kommen ließe“. Von dem König Ludwig von Baiern durfte man mit Bestimmtheit erwarten, daß er den nationalen Willen und Wunsch über partikularistische Aufgeblasenheiten und ultramontane Wollungen zu stellen wissen werde. Die Leiter der „nationalliberalen“ Partei, welche nachmals durch ihre Anbequemerei, Schwachmattigkeit und Gründerfreundschaft im neuen deutschen Reiche so viel verdarb oder wenigstens verderben half, erwarben sich zu jener Zeit das Verdienst, mittels geschickter Zusammenfassung und Führung der nationalen Strömung die Kraft und Macht derselben bedeutend verstärkt zu haben.

Aber, ach, es ist kaum in der Kunst, geschweige im Menschen- und Völkerleben der Idee gegönnt, einmal rein und voll in die sinnliche Erscheinung zu treten. Das Ideal

der deutschen Nationaleinheit sollte sich auch jetzt im „großen“ Jahre wieder nur sehr unvollkommen verwirklichen. Das böse Geschick unseres Landes warf seinen Schatten aus der Vergangenheit auch jetzt wieder in die Gegenwart herüber. Die Sünden und Unterlassungen unserer Vorfahren rächten sich wiederum an den Nachfahren. Uns war, gerade auf der Schwelle zur Neuzeit, ein Cromwell, ein Richelieu versagt gewesen, wie das glücklichere England und das glücklichere Frankreich sie dazumal gehabt hatten. Das alte deutsche Erbübel, „die Politik des Einzelnen“, der Partikularismus, die Zerrissenheit, die Krähwinkelei, trug es noch einmal — wenigstens der Form nach und diese bedeutet in der Welt soviel wie der Inhalt, wenn nicht mehr — über den Einheitstaatsgedanken davon. Und doch sollte uns das besiegte, zu ungeheuren Opfern genöthigte Frankreich gar bald die Lehre geben, wie rasch und wie verhältnißmäßig leicht der Staat, welcher aus e i n e m Guß, aus tiefem, tiefstem Falle sich wieder aufzurichten vermag ....

Bismarck hatte die süddeutschen Kundgebungen des Verlangens nach nationaler Einigung abgewartet, bevor er in dieser Richtung vorging. Sobald aber die Bewegung einen amtlichen Charakter angenommen, berief er den Präsidenten des norddeutschen Bundeskanzleramtes, Delbrück, ins deutsche Hauptquartier nach Frankreich, um die Grundlinien der mit den süddeutschen Regierungen anzuhebenden Verhandlungen festzustellen. Delbrück nahm seinen Rückweg über München, wo unter Beiziehung eines wirtembergischen Bevollmächtigten die einleitenden Unterhandlungen begannen. Schon hierbei streckte freilich der Partikularismus seine Hörner bedenklich weit heraus. Nachdem sodann in der ersten Hälfte vom Oktober Baden und Hessen ihren Beitritt zum norddeutschen Bunde förmlich beantragt hatten, machte Wirtemberg den Vorschlag, die in München eingeleiteten Unterhandlungen in

Versailles fortzusetzen, und nach Annahme desselben sandte Baiern seine Minister Bray, Lutz und Pranckh, Wirtemberg seine Minister Mittnacht und Suckow, Baden seine Minister Freydorf und Jolly, Hessen seine Minister Dalwigk und Hofmann in das deutsche Generalhauptquartier. Bismarck hielt es für zweckdienlich, auch den sächsischen Minister Friesen zur Theilnahme an der Zusammenkunft einzuladen, sowie drei einflußreiche Mitglieder des norddeutschen Reichstages, die Herren Bennigsen, Blankenburg und Friedenthal, so zu sagen als parlamentarische Komparsen herzuberufen. Der Kanzler gab den Grundriß vom auszuführenden neuen Reichsbau an. Das Fundament sollte das bundesstaatliche Princip sein und demnach würde den süddeutschen Staaten jede Selbstständigkeit gelassen werden, welche sich mit den Forderungen und Nothwendigkeiten eines Bundesstaates vertrüge, für welchen die schon bewährte Verfassung des norddeutschen Bundes die Norm abgeben müßte. Auf dieser Basis wurde verhandelt. Bismarck selbst hielt sich etwas abseits. Delbrück und der preußische Kriegsminister Roon vertraten ihn. Die Unterhandlung ging oder schlich langsam vorwärts, mitunter schien sie ganz stillstehen zu wollen. Die Wehrleute von Nord- und Süddeutschland, die Preußen, Sachsen, Baiern, Schwaben, Badenser und Hessen, die rings um Paris oder anderwärts im Franzosenlande dem Feinde gemeinsam entgegenstanden und sich als deutsche Krieger fühlten, hatten keine Ahnung, was für absonderliche Kreuz- und Quersprünge in der versailler Ministerkonferenz die angeblich „wohlberechtigten Eigenthümlichkeiten“ Baierns und auch Wirtembergs mitunter machten. Man konnte da merken, daß der unliebe Wohlbekannte, der Kantönlizopf, nicht allein in der Schweiz zu Hause wäre. Zu einem Ergebniß werden wir die Unterhandlungen erst im Laufe des Novembers gelangen sehen.

Während man aber in München und dann in Versailles

mit Worten focht, hatte das deutsche Heer um Paris zu wiederholtenmalen mit den Waffen zu fechten, um Ausfalls- und Durchbruchsversuche des Feindes abzuschlagen und zurückzuwerfen. Die schon früher angegebene Organisation der wirklich streitbaren Kräfte innerhalb der französischen Hauptstadt ist zwar erst im November vollendet worden, allein die öffentliche Meinung wollte nicht so lange zuwarten mit Unternehmungen, den deutschen Einschließungsring zu zerbrechen. Trochu, insgeheim auch von seinen Regierungsgenossen gedrängt, mußte sich bequemen, von Weile zu Weile Ausfälle anzuordnen, die jedoch, obzwar sie Blut genug kosteten, vorderhand so aussahen, als wären sie mehr nur auf die Kurzweilung der Pariser als auf einen Erfolg angelegt.

Als der Morgen vom 30. September dämmerte, kündigten die heftig donnernden Geschütze der Außenfortsreihe von Montrouge bis Charenton auf der Südseite von Paris an, daß dahinter etwas im Werke wäre. Der erste große Ausfall, welchen die Franzosen vorhatten, schickte diesen Lärm als einen Herold vor sich her. Kurz nach 6 Uhr brachen die Ausfallskolonnen, welche das 13. Korps (Vinoy) stellte, etwa 20 Bataillone mit einem Halbdutzend Batterieen, zwischen den Forts Ivry, Bicêtre und Montrouge hervor. Einem Tagesbefehl Trochu's zufolge, welchen die Deutschen am Nachmittag auf der Walstatt in der Tasche des gefallenen Generals Guilhelm fanden, ging die Absicht dahin, über die Hochfläche von Villejuif bis zur Seine vorzudringen, die von den Deutschen bei Choisy-le-Roi geschlagenen Schiffebrücken zu zerstören und somit die Verbindung des Centrums der 3. deutschen Armee mit ihrem rechten Flügel, welcher auf dem rechten Ufer der Seine stand, zu durchschneiden. Der rasch und mit „Elan" geführte Angriffsstoß richtete sich auf Choisy, Thiais, Chevilly und L'Hay und traf demnach auf Truppen vom 6. deutschen Korps, während zugleich gegen die Stellungen des 2. baie-

rischen und des 11. Korps hin „demonstrirt“ wurde. Bald jedoch mußten die Ausgefallenen spüren, daß sie viel zu schwach wären, ihren Plan durchzuführen, welcher, wenn mit mindestens doppelt so vielen Truppen unternommen, vielleicht hätte gelingen können. So jedoch, wie er in Scene gesetzt war, misslang er rasch und vollständig. Kaum vermochten sich die Franzosen etlicher Häuser von L'Hay und Chevilly zu bemächtigen, als sie schon vor dem Andrang der an den bedrohten Punkten schnell sich verstärkenden Deutschen zurückzuweichen begannen. Um 11 Uhr waren sie auf der ganzen Kampflinie wieder hinter die Forts zurückgeworfen, 700 (nach andern Angaben 1500) Todte und Verwundete und 500 Gefangene den Siegern überlassend, denen ihrerseits 400 Mann den Tod oder Wunden empfangen hatten. Der unverhältnißmäßig größere Verlust der Belagerten erklärte sich einfach daraus, daß sie gegen die wohlverschanzten und verbarrikadirten Stellungen der Belagerer hatten anrennen und zu ihrem Schaden die Umkehrung eines Verhältnisses hatten erfahren müssen, dessen Vortheil im bisherigen Verlaufe des Krieges ausschließlich auf französischer Seite gewesen war. Die empfindlich bittere Erfahrung vom 30. September dämpfte den Ausfallseifer der Pariser beträchtlich. Trochu selbst, wie er die ganze Sachlage ansah, mußte von der Vergeblichkeit solcher Versuche von vornherein überzeugt sein, durfte aber diese Ueberzeugung nicht verlauten lassen. Er lebte derselben nur stillschweigend nach, bis er durch äußere Veranlassungen immer wieder zu Ausfällen und Durchbruchsversuchen sich drängen ließ. So am 13. Oktober, wo mit 20,000 Mann, Truppen vom 13. Korps und Mobilgardenbataillone, abermals auf der Südseite von Paris gegen Chatillon und Bagneux, Clamart und Bourg-la-Reine hin ausgefallen wurde, weil man in Paris erfahren haben wollte, die Einschließungskette wäre dort herum durch die Entsendung der Baiern an die Loire

sehr geschwächt. Die Baiern zeigten jedoch den Angreifern nachdrücklich, daß, obzwar Von der Tann mit dem 1. baierischen Korps nach der Loire abgezogen, Hartmann mit dem 2. noch da wäre. Sie trieben die Angreifer hinter die Linie der Forts zurück, bezahlten aber ihren Erfolg mit nahezu 400 Todten und Verwundeten. Acht Tage später, am 21. Oktober, richtete sich ein Ausfallsversuch zur Abwechselung westwärts, auf Bougival und Malmaison, vom General Ducrot geführt. Seine 12,000 Mann vom 14. Korps mit reichlichem Feldzeug (94 Geschütze) stellten sich im Schutze des gewaltigen Mont Valerien in Gefechtsbereitschaft, gingen dann vor, nahmen Schloß und Park Malmaison, wurden aber an der Höhe von La Jonchère durch die 10. deutsche Infanteriedivision, welcher Abtheilungen der Gardelandwehr und Artillerie vom 4. Korps zur Hilfe eilten, zum stehen gebracht und zum umkehren gezwungen. Sie ließen Gefangene und 2 Geschütze in den Händen der Deutschen und eilten dahin zurück, von wo sie gekommen. Das Gefecht war zeitig am Abend zu Ende, aber der Mont Valerien pulverte bis tief in der Nacht blind ins Dunkel hinein[1]).

Was nun auf der Süd- und Westseite misslungen, sollte auch noch auf der Nordseite versucht werden und hatte hier

---

1) Junck, II, 147 fg. Vinoy, Opérations du 13e corps (Siége de Paris), 190—97, 213. Ducrot, La défense de Paris, I, 373 et suiv. Der Ausfall vom 30. September gab einem pariser Ballonbriefschreiber Gelegenheit, sich im ganzen Glanze schon gewohnter Aufschneiderei zu zeigen. Die „Indépendance Belge“ druckte die bezügliche Epistel, in welcher unter anderem zu lesen war: „Eine wahre Wuth bemächtigte sich unserer Truppen. Zum erstenmal seit dem Beginne des Feldzuges befanden sich die beiden feindlichen Infanterieen Mann an Mann. 3000 Preußen blieben auf dem Platze, der Rest ergriff die Flucht und nur die verschanzte Artillerie hielt den Elan der Franzosen auf. Diese mußten zurückgehen und 80 Kanonen, welche sie den Preußen abgenommen hatten, im Stiche lassen.“

wirklich einen, freilich nur vorübergehenden, Erfolg. Das war der Ausfall gegen Le Bourget am 28. Oktober. Le Bourget ist ein schönes Dorf, stadtähnlich wie alle Dörfer im Weichbilde von Paris gelegenen Dörfer. Oestlich von St. Denis liegt es an der Straße nach Maubeuge. Sich des Ortes zu bemächtigen hatte gar nie in der Absicht der pariser Heerleitung gelegen: es konnte und mochte überflüssig erschienen sein, da ja Le Bourget im Feuerkreise der Forts von St. Denis und Aubervilliers lag. Von deutscher Seite war das Dorf anfangs nur als eine Vorpostenstellung betrachtet und demzufolge mit einer Feldwache vom Gardekorps belegt worden, dessen Lagerlinien bei Pont Iblon, Dugny und Blancmesnil begannen. Den General Bellemare nun, welcher in St. Denis den Befehl führte, scheint es sehr gestoßen zu haben, einen deutschen Beobachtungsposten in Le Bourget zu wissen, noch dazu eine Kompagnie von der preußischen Garde. Er wollte es anders haben. In der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober überfielen von Courneuve und Drancy her die Franzosen, d. h. „die Freischützen von der Presse“, den Ort, verdrängten die deutsche Feldwache daraus und setzten sich, durch nachgeschobene Linieninfanterie und das 14. Bataillon der Mobilen von der Seine beträchtlich verstärkt, darin fest. Ein am Vormittag vom 28. Oktober gemachter Versuch der Deutschen, mittels Geschützefeuers von Pont Iblon her den Feind aus Le Bourget zu vertreiben, misslang, maßen die massiven Steinhäuser des Dorfes den Kugeln trotzten. Auch eine am folgenden Tage wiederholte Beschießung blieb erfolglos. Am Abend dieses 29. Oktober gelangte aber aus dem Hauptquartier der 4. Armee der Befehl in das Hauptquartier des Gardekorps, am nächsten Morgen Le Bourget den Franzosen wieder abzunehmen. Die Festsetzung derselben an der großen Straße, welche zu den Stellungen der Garde führte, konnte unter Umständen doch lästig werden. Der Prinz August von

Wirtemberg beauftragte den General Budritzki, Befehliger der 2. Garde-Infanterie-Division, mit der befohlenen Sturmhandlung und stellte demselben auch die Korps-Artillerie zur Verfügung. Budritzki bestimmte 9 Bataillone und 5 Batterieen zum Angriff. In 3 Kolonnen getheilt, sollten die Truppen auf Le Bourget losgehen. Die Mittelkolonne führte der Oberst Kanitz, den linken Flügelharst der Oberst Zeuner, den rechten der Major Derenthall. Zur 8. Morgenstunde vom 30. Oktober begann die deutsche Artillerie ihre Granaten gegen und in das Dorf zu schleudern, welches in Brand zu schießen jedoch nicht gelang. Den deutschen Kanonen gaben sofort die französischen von den Forts de l'Est, d'Aubervilliers, Romainville und Noisy her brüllende Antwort. Aber dieses wüthende Kreuzfeuer machte die Gardebataillone keinen Augenblick halten [1]). Es war um 9 Uhr, als die 3 deutschen Kolonnen von verschiedenen Seiten ziemlich gleichzeitig in das von den Franzosen mit größter Hartnäckigkeit vertheidigte Dorf eindrangen, wo sich ein mörderischer Kampf um Straßen und Häuser entwickelte, welcher erst gegen 1 Uhr zu völlig beendigt war. Das größte Hinderniß hatte den deutschen Stürmern die große am Haupteingange des Ortes erbaute Barrikade bereitet. Aber auch über dieses Hinderniß hatte der besonnene Muth, in dessen Entfaltung die gesammte Mannschaft vom Soldaten bis hinauf zum General wetteiferte, triumphirt. Freilich mit schweren Opfern. Der Führer des Regiments Elisabeth, Oberst

---

1) „Um 8½ Uhr war das Gefecht vollständig entwickelt und sämmtliche dabei betheiligte Truppen im Vormarsch. Auf einer Parade hätten die Bewegungen nicht mit größerer Ruhe und Ordnung vor sich gehen können als hier vor Le Bourget unter dem heftigen Feuer des Feindes. Nirgends ein Stocken, ein Zweifeln. Die wohlkombinirten Bewegungen sämmtlicher Truppentheile griffen ineinander, ergänzten und verstärkten sich gegenseitig wie das komplicirte Räderwerk einer großen Maschine." Lindau, Die preuß. Garde, 97.

Zaluskowski, wurde tödtlich getroffen, mit ihm 8 seiner Offiziere, und kurz darauf und unweit davon der Befehliger des Garderegiments Augusta, Graf Waldersee, der erst vor wenigen Tagen an seinen Posten zurückgekehrt, nachdem seine bei St. Privat am 18. August empfangene Wunde nothdürftig geheilt war. Die Einbußen an Offizieren und Mannschaften waren überhaupt bedeutend[1]). Auch bei den Franzosen, wo neben vielen andern der Bataillonskommandant Baroche, Führer der Seine-Mobilen, sein Leben ließ. Der französische Fluchtstrom ging gen St. Denis. Er war so eilig und gewaltsam, daß er die Verstärkungen, welche Bellemare zu spät von dorther geschickt hatte, halbwegs zur Umkehr zwang und mit sich fortriß, rückwärts und hinein hinter die schützenden Wälle der alten Königsgruftstadt. Le Bourget blieb in den Händen der Deutschen, fortan bewacht von 2 Gardebataillonen.

3.

Hinein jetzt in's „Centrum der Welt“! Hinein in die „Riesenburg, beschirmt von Helden“, wie die einen, oder in das riesige „Narrenhaus, bewohnt von Affen“, wie die andern das belagerte Paris genannt haben. Uns ist sie nur eine Bühne, auf welcher Menschen französischer Rasse einen ungewöhnlichen, einen absonderlichen Akt der „Tragicomoedia humana“ aufführten, welche leider noch keinen Dante gefunden hat. Es müßte das aber ein Dante sein, welcher den Aristophanes im Leibe hätte.

Bevor man in Paris den Umfang und die Folgen des Tages von Sedan übersehen konnte, glaubten nur wenige

1) Gefallen 18 Offiziere und 128 Soldaten, verwundet 16 Offiziere und 302 Soldaten.

Leute an die Möglichkeit einer Belagerung der Stadt[1]). Allerdings sprachen die Journale von einer solchen, aber nur, um zu beweisen, daß sie unmöglich wäre, „mathematisch unmöglich“. Wer an dieses Stichwort nicht glauben wollte, lief Gefahr, für einen „Prussien“ oder gar für einen preußischen Spion gehalten zu werden. „Die Preußen werden nun und nimmer wagen, vor Paris zu erscheinen, nein, so dumm sind selbst diese Barbaren nicht“. — „Aber wenn sie doch kämen?“ — „Dann haben wir ja Trochu und seinen Plan“. So tröstete man sich untereinander. Etliche Tage nach dem Eintreffen der Botschaft von Sedan erschien das „Mathematisch-Unmögliche“ doch schon beträchtlich möglicher und darum wurde auf die Tagesordnung die Frage gesetzt: „Ist aus Paris ein Moskau oder aber ein Saragossa zu machen?“ Am heldenmäuligsten wurde diese Frage in den Schandblättern des weggewischten Kaiserreiches und in wahlverwandten „Organen der öffentlichen Meinung“ verhandelt. Der „Gaulois“ schrie: „Erst auf den Trümmern des letzten Hauses von Paris darf mit dem Feinde kapitulirt werden!“ Die „Liberté“ gab den Rath, das in Laon Geschehene nachzuahmen, folglich Paris zu interminiren, die deutschen Barbaren hereinzulocken und sie mitsammt der Stadt in die Luft zu sprengen. Rieth's und seiltanzte schleunigst davon, der Erzgaukler Girardin, bevor die Deutschen herankamen. Im „Figaro“ wurde auseinandergesetzt, daß es ausbündige Narrheit wäre, den deutschen Barbaren gegenüber irgendeine Vorschrift der Humanität oder des Völkerrechtes zu beachten, und dieser Einleitung folgte der Vorschlag, zur Vertheidigung der Straßen und Häuser von Paris große Petroleumspritzen zu bauen, welche ihren

1) Ich weise auf die im 1. Hauptstück des III. Buches, Nr. 6, in einer Note gemachte Mittheilung der französischen, englischen und deutschen Zeugenaussagen zurück, aus welcher die Materialien zur Schilderung des belagerten Paris entnommen sind.

Inhalt auf die anstürmenden Feinde ausgießen sollten. „Wenn dann so ein gefährlicher Regen die Kleider derselben benetzt hat, reichen etliche Raketen aus, um das ganze Heer dieser Barbaren in einem Flammenmeere zu vernichten.“ Der Sieur Berchoumieu schlug vor, die Wärter der wilden Thiere im Jardin des Plantes als preußische Soldaten zu verkleiden, durch diese falschen Preußen die Löwen, Tiger, Leoparden und Bären grausam peitschen zu lassen und hierauf die also gereizten Bestien auf die wahren Preußen zu hetzen. Der Bürger Allix, der berühmte Entdecker der „sympathischen Schnecken“, welcher um seiner Blödsinnigkeit willen im Frühling des nächsten Jahres zum Mitglied der Kommune gewählt wurde, erfand den „Finger Gottes“, eine höchst sinnreiche Vorrichtung zur Vernichtung der Feinde. Wie es damit bewandt wäre, setzte er am 9. Oktober in einer Sitzung des Weiberklubbs, welcher im Gymnasium Triat sich versammelte, einleuchtend auseinander [1]). Nachdem der Zwischenfall einer handgemeinen Balgerei zwischen dem Bürger Allix und dem Herzog von Fitz-James erledigt und dieser an die Luft gesetzt war, nahm jener das Wort und erklärte seinen aufmerksamen Zuhörerinnen, was sie als brave Patriotinnen zu thun hätten. Nämlich, so die deutschen Barbaren herangekommen wären, sollte sich eine jegliche Patriotin, Mädchen oder Frau, mit dem „Finger Gottes“ bewaffnen. Was das wäre? Ein Fingerhut von Kautschuk, auf dessen Wölbung eine kleine Kapsel angebracht ist, welche Blausäure enthält. Aus der Kapsel ragt eine scharfe, hohle, kaum wahrnehmbare Spitze hervor, welche sich zu jener verhält wie der Zahn der Klapperschlange zur Giftblase des Thieres. „Der Preuße naht sich euch, ihr streckt die Hand mit dem Finger Gottes aus, ihr berührt den Feind mit der Spitze und er ist todt. Eine ein-

---

1) Wey, Chronique du siége de Paris, 76—80, allwo der ganze Verlauf dieser „Sitzung“ beschrieben ist.

zige Frau kann auf diese Weise einen ganzen Wall von getödteten Barbaren um sich aufhäufen." Große Beifallssalve, viele Patriotinnen weinen vor Gottesfinger-Begeisterung.

Gesetzt aber, die „deutschen Barbaren" erfuhren von dem Erschrecklichen, womit Petroleumspritzen und Brandraketen sie bedrohten, so machten sie sich doch nichts daraus, gingen hartnäckig vorwärts und kamen immer näher. Jetzt warf sich Paris in die Saragossa-Stellung. Die Stadt müßte und würde vertheidigt werden bis ihr letztes Haus in Trümmer gesunken wäre. Folgerichtig sprach man viel von dem berühmten „Mädchen von Saragossa" und Literaturkundige citirten die nicht weniger berühmte Stanze, welche Byron auf dasselbe gedichtet hatte. Andere jedoch zogen der spanischen Heldin eine heimische vor, die Jungfrau von Orleans. In der „Hauptstadt der Menschheit" gab es ja so viele Mädchen; es müßte sich wohl darunter auch eine Jungfrau finden, eine neue Jungfrau von Orleans oder, was noch besser, eine Jungfrau von Paris. Bevor man eine solche zu entdecken vermochte, machte die „Liberté" (vom 17. September) eine andere wundervolle Entdeckung. „Wir wissen jetzt — erklärte sie — was die preußischen Generale zum Angriff auf Paris treibt. Die Noth, die fürchterlichste Noth. Diese zwingt die ausgehungerte feindliche Armee, an unseren Wällen sich den Kopf einzurennen, an unseren 400,000 Bajonnetten sich zu spießen. Wenn sie doch nur die Belagerung recht bald beginnen wollten! Sie müssen daran zu Grunde gehen." Diese Tonart war schon vom Favre und Hugo angegeben worden: — „Nach den Forts die Umwallung, nach der Umwallung die Barrikaden, nach den Barrikaden die in eine ungeheure Mine umgewandelten Kloaken!" Aber soweit würden die Belagerer gar nicht vordringen. Höchstens bis zu den Barrikaden. Dafür wird das so nebenher laufende Mitglied der Regierung, der Graf und Pamphletist Rochefort schon sorgen. Er ist ja zum Präsi-

denten der Barrikadenherstellungskommission ernannt, zum Oberbarrikadologen so zu sagen. Und wie würden die Barrikaden bewehrt und bewaffnet sein, wie waren sie — wenigstens in der Einbildung der guten Pariser — bewaffnet und bewehrt! Mit allen neuesten Findungen einer genialischen Waffentechnik, mit allen Hilfemitteln infernalischer Zerstörungskünste. Da war eine Mitrailleuse, so in der Minute 250 Kugeln abschoß, eine zweite, welche in der Minute 480 Kugeln schleuderte, eine dritte, die, mit Dampf betrieben, in der Minute 4800 Kugeln spritzte. Da stand die Faucheuse bereit, zu deutsch die Mähderin, welche ohne Geräusch, ohne Feuer, ohne Rauch und ohne Ruch, aber entsetzlich mörderisch arbeitete, mähte, niedermähte. Ferner war da die Gaudin-Bombe, zum niederwerfen aus Luftschiffen bestimmt. Item die Monestrol-Bombe, so jedesmal 1000 Feinde, genau gezählt, auf einen Klapf zermalmte; item die Stick- oder Stinkbombe, welche die deutschen Barbaren massenhaft erstickte oder erstank; item die Rakete „Satan“, auf 4—5 Kilometer weit vernichtend wirkend, u. s. w. im Buche des Blödsinns. Etwas ernsthafter waren die gepanzerten Eisenbahn-Wagen zu nehmen, moderne Streitwagen, welche man zum Dienst auf der pariser Gürtelbahn und zur Mitwirkung bei Ausfällen herstellte, und noch ernsthafter die Kanonenboote auf der Seine, welche mit Geschützen schwersten Kalibers bewaffnete Eisenschiffe ursprünglich gebaut und bestimmt gewesen, auf dem Rheine zu schwimmen und zu handeln, jetzt aber auf der Seine zur Vertheidigung von Paris vortrefflich mitwirkten. Was die hinter der großen Umwallungslinie errichtete Barrikadenlinie angeht, so hat dieselbe, soweit sie überhaupt zuwegekam, den Belagerten nichts genützt, sondern eher geschadet. Wenigstens war das bei einer Gelegenheit ganz bestimmt der Fall, nämlich bei dem letzten Massenausfall vom 19. Januar 1871, wozu 100,000 Mann aufgeboten wurden. Diese Masse konnte nicht mit der erforder-

lichen Raschheit an dem Ausfallspunkt versammelt werden, weil 2 volle Divisionen, in ihrem Marsche durch die Barrikaden aufgehalten, statt des Morgens um 7 Uhr, wie angeordnet war, erst des Mittags um 1 Uhr den Sammelplatz erreichten, was zum Fehlschlag des ganzen Unternehmens beträchtlich beigetragen hat.

Der ganze Ernst der Sachlage war den Parisern, soweit sie zu den denkenden Zweifüßlern gehörten, allmälig klargemacht worden durch das Misslingen des Ausfalls vom 19. September, welcher die Vollendung der Einschließung hindern, und durch die gänzliche Erfolglosigkeit des Ausfalls vom 30. September, welcher die Einschließung sprengen sollte. Trotzdem war man in der Stadt guter Dinge. Die französische Leichtlebigkeit wußte sich zu trösten und sogar zu kurzweilen. Man erzählte einander, daß die Barbaren da draußen vor den Forts fortwährend Niederlagen erlitten, daß in ihren Lagern der Hungertyphus wüthete, daß die Baiern, Wirtemberger und Sachsen, des Krieges satt, gegen den Bundesfeldherrn meuterten. An solchen Märchen erlustigten sich die guten Pariser und besseren Pariserinnen, jene auch an Karikaturen, welche aus dem Bereiche des Esprit sehr rasch und tief in den Schmutzsumpf der Zote und Unfläterei hinabsanken [1]). Wenn sich aber Paris nicht allein sicher, sondern

1) Hauptgegenstände dieser Zerrbildnerei waren natürlich Monsieur Badinguet und Madame Badinguette, der verflossene Kaiser und seine Frau, welche letztere in unbeschreiblichen Stellungen gezeichnet und gemalt wurde. Dann selbstverständlich die „Prussiens“ und der „Roi Guillaume“. Eine der erträglichsten dieser Karikaturen ist das Bild einer Festung (Paris), innerhalb welcher eine junge und handfeste Dame (La France) steht, die mit der einen Hand einen kleinen Jungen (roi Guillaume) kokett lächelnd herbeiwinkt. Derselbe steht, mit dem Finger im Munde, in einiger Entfernung und traut sich nicht herbei, als ahnte er den Ochsenziemer, welchen Madame La France mit der andern Hand hinter ihrer Hinterseite versteckt hält.

auch, wohlbefestigt, umwallt und verbarrikadirt, bis an die Zähne bewaffnet, die Hand an die Dampfmitrailleusen und Satansraketen, an die Petroleumspritzen, Stick- und Stinkbomben gelegt, in jedem Zoll, in jeder Linie als Heroine fühlte, so hatte die belagerte Schöne doch auch Stunden und Tage, wo sie aus dem Gefühl ihrer Unüberwindlichkeit heraustrat und es ihr räthlich erschien, nach Hilfe von außen auszuschauen. Schon am 22. September hatte der Maire von Paris, Arago, nach Tours geschrieben: „Der öffentliche Geist ist vortrefflich. Die Bevölkerung ist entschlossen, sich bis auf's äußerste zu vertheidigen. Möge Frankreich antworten!“ Allein Frankreich war eben nicht in der Lage, rasch zu antworten, d. h. Versuche zu machen, welche der Hauptstadt Hilfe zu bringen bezweckten. Gambetta hatte nach seiner Ankunft in Tours mit beneidenswerther Zuversichtlichkeit proklamirt: „Es ist keine Illusion — Paris ist unbezwinglich! Es kann weder mittels Gewalt noch mittels Ueberraschung erobert werden. Allerdings bleiben den Preußen zwei andere Mittel: der Aufstand und die Hungersnoth. Weder zu dieser noch zu jenem wird es in Paris kommen.“ Es kam aber trotzdem zu jenem und zu dieser.

Die Pariser hatten sich, als die Einschließung schon eine Thatsache war, guten Muthes eingeredet, die Stadt wäre für mindestens 4 bis 5 Monate vollauf mit Lebensmitteln versehen. Nun zeigte sich aber bald, daß man mit dem „vollauf“ doch den Mund etwas zu voll genommen hätte. Eine im Oktober vorgenommene Volkszählung ergab, daß Paris eine Bewohnerschaft von 2,036,000 Seelen hatte, die seßhafte Nationalgarde eingerechnet, dagegen nicht eingerechnet die Linientruppen, die Mobilgarden, die Matrosen und Marinesoldaten. Erwägt man nun, daß hierdurch die Bevölkerung beträchtlich vermehrt wurde, und ferner, daß die Stadt in gewöhnlichen Zeiten, also vor der Einschließung, Tag für Tag

etwa 700 Ochsen und 4000 Hämmel verzehrt hatte, so muß sich die Thatsache ergeben, daß während der Belagerung oder wenigstens zu Anfang derselben ein noch größerer Verbrauch von Fleisch nöthig geworden. Dem war auch so und darum machte sich vom Anfang, d. h. vom 20. September an die Nothwendigkeit geltend, den Fleischverbrauch einzuschränken und täglich nur 500 Ochsen zu schlachten. Wenige Wochen später sah man sich schon gezwungen, die täglichen Fleischrationen zu verkleinern. Hierauf wurden die verkleinerten statt täglich, nur noch alle 2, wiederum später nur noch alle 3 Tage ausgetheilt. Anfänglich betrug die Fleischration für den Tag auf den Kopf oder vielmehr auf den Magen 200 Grammes, dann 100, hierauf 100 für 2 Tage und fernerweit 100 für 3 Tage, will sagen für 1 Tag 2 Loth. Mit Bestimmtheit darf angenommen werden, daß keineswegs, wie gefabelt worden, Millionen von Centnern Mehl in der Stadt aufgespeichert waren, sondern daß der Mehlvorrath 550,000 Centner nicht überstiegen habe. Die Regierung nahm sogar weniger an und meinte daher den 8. December als die äußerste Frist ansetzen zu müssen, bis wohin der Mehlvorrath reichte. Das war jedoch eine Verrechnung, die aber begreiflich. Die steigende Noth brachte eben noch viele Brotfrüchte, von welchen man amtlich nichts gewußt hatte, aus ihren Verstecken zum Vorschein und darum hat es noch 4 Wochen nach dem vorhin erwähnten Termin in Paris Brot gegeben.

4.

Die sociale Physionomie der belagerten Riesenstadt wechselte in Ausdruck und Farbe häufig von Tag zu Tag. In den ersten Wochen der Einschließung trug jedoch das Antlitz von Paris entschieden den Stämpel der Sorglosigkeit, der Zuversichtlichkeit und Lustigkeit. Später freilich legten sich die Züge mehr und mehr in düstere Falten. Journale von der Sorte „Figaro" und „Gaulois" wollten allerdings glauben machen, Seine-Babel hätte mit einem Schlag, von der Stunde an, wo der Einschließungsring festlag, in Sparta sich verwandelt, in ein heldisch-ernstes Sparta, welches „mit dem Leben abgeschlossen und mit dem Tod einen Pakt gemacht hatte". Diese Phrase stelzte auf allen Straßen selbstgefällig herum. Weiter hieß es: „In dem Aussehen der Häuser, der Straßen, der Gesichter malt sich der Krieg. Noch immer ist Paris schön, aber traurig-schön, zum sterben entschlossen und bereit, voll Thatkraft und Todesmuth." Das war aber alles geflunkert oder geradezu gelogen. Zuverlässige Augen- und Ohrenzeugen sagen es aus. Einer derselben, ein Deutscher, hat auch die Bemerkung gemacht, daß die verständigeren Leute in Paris ganz wohl gewußt hätten, was von den Aufschneidereien und Windbeuteleien der pariser Schmierakel zu halten wäre; aber dabei machten diese verständigeren Leute doch den Vorbehalt, das Geflunker schadete ja nichts und wäre doch recht kurzweilig [1]). Ernsthafter sahen der entschieden

1) „Auf dem Heimwege (von Passy) traf ich einen meiner Nachbarn, einen sonst recht vernünftigen Mann. Wir sprachen über die Situation und die Lügen der Journale. Er lachte und sagte: Mais nous ne le croyons pas. Vous avez bien raison, Monsieur, ce sont des bêtises, mais cela ne fait rien, ça fait toujours plaisir. — Oui, sagte ich, ça fait toujours plaisir! C'est le vrai mot." Schneider, Pariser Briefe, III, 12.

franzosenfreundliche Engländer Labouchère und der ebenso franzosenfreundliche pariser Korrespondent des „Journal de Genève“ die Sachen an. Dieser schrieb zu Ende Septembers: „Ruhe und Besonnenheit sind schöne Dinge, aber sie dürfen nicht in Sorglosigkeit und Leichtsinn ausarten. Jetzt, in dieser feierlichen Stunde, wo der Feind vor den Thoren steht, wäre sehr zu wünschen, daß die Bevölkerung eine entsprechend ernste Haltung annähme. Sie thut es aber keineswegs. Die Stadt ist wie sonst, d. h. lärmend, lachend, ausgelassen. Man möchte fast an eine künstliche Ueberreizung glauben, als ob die Leute sich gewaltsam betäuben wollten. Das abendliche Aussehen der Boulevards macht einen peinlichen Eindruck. Dieser wilde Frohsinn, dieses Zurschaustellen neuer Uniformen und zuchtloser Frauenanzüge, deren Glanz so wenig republikanisch und deren Schnitt so wenig ehrbar ist, bringt den Eindruck hervor, als hörte man Beethovens Trauermarsch durch einen Galopp von Offenbach unterbrechen. Das empört und fällt einem auf die Nerven; man möchte alles anders sehen.“

Dazumal, zu Ende Septembers und zu Anfang Oktobers, war das Herbstwetter mild und sonnig. Ganz Paris machte demnach sich auf, zu der großen Umwallung hinaus, um nach den „maudits Prussiens“ auszuschauen und Witze über sie zu reißen. Die Avenue de l'Imperatrice wimmelte von Spaziergängern. Dort hatte man ja den Mont Valerien deutlich vor Augen, diese Lieblingscitadelle der Pariser, von welcher sie allerhand Wunderdinge erwarteten. Ein hübsches, junges Mädchen ruft begeistert: „Wär' ich ihm nahe genug, würd' ich ihm einen Kuß geben.“ Worauf sofort ein galanter Moblot: „Erlauben Sie, Mademoiselle, daß ich dem Mont den Kuß überbringe“ — und das Uebertragungsgeschäft geht vor sich unter den Beifallsbezeigungen der Menge. Weiterhin gibt es Tumult, Gebrüll und Gefluche. „Man hat schon wieder einen preußischen Spion erwischt!“ heißt es. Dann

ein anderes Bild. Ein Nationalgardist hat dem Kutscher eines neben ihm haltenden Fiakers die Peitsche aus der Hand gerissen und spricht dazu so großartig, als sprächen alle Brutuse und Katone der Welt aus ihm: „Ein braver Bürger trägt jetzt nur noch das Gewehr!“ Ringsum schreit der souveräne Unverstand „Bravo! Bravo!“ Der neueste Brutus oder Kato blickt erhaben um sich und lässt sich im Triumph in die nächste Kneipe geleiten. Draußen im Bois de Boulogne werden die unter der Hut von bäuerischen Mobilgarden aus der Bretagne dort lagernden Viehheerden begafft. Auch hier regt sich sofort die französische Galanterie. Zuvorkommende Moblots kredenzen den Damen Milch von eben gemolkenen Kühen. Die Damen schürzen in patriotischer Hingebung ihre Kleider auf, vielleicht sogar etwas höher als durchaus nöthig, waten durch den tiefen Schlamm, trinken die Milch aus Holzbechern und lachen anmuthig dazu, während Stiere von lebensmüdem Alter und melancholische Hämmel zu diesem Abenteuer die Köpfe schütteln und ein kritisches Gebrumm und Geblöke hören lassen. Nun aber will Jung und Alt, wollen Weiblein und Männlein die „deutschen Barbaren“ sehen, welche sich unterstanden, Paris zu belagern. Dort draußen auf den Höhen von Meudon wären sie sichtbar, hieß es. Darum tummelten sich insbesondere bei der Eisenbahnbrücke, welche beim Point du Jour über die Seine gelegt ist, vom frühen Morgen bis zur Nacht die Schaulustigen, alle mit Operngläsern, Fernröhren und Feldstechern vor den Augen. Wer nichts der Art hatte, konnte sich von Spekulanten für 2 Sous ein Glas auf 5 Minuten miethen. Preußen mußten um jeden Preis gesehen werden und so sahen die guten Pariser und besseren Pariserinnen in jedem auf den Höhen von Meudon sichtbaren Baum einen spähenden Ulanen. Es gab auch welche, die mit geziemendem Ernste versicherten, den ebenso gefürchteten als verwünschten General „Staff“ in eigener Person durch den Tubus erblickt

und erkannt zu haben. Im Osten der Stadt lugten die Neugierigen von der Höhe des schönen Friedhofs „Père Lachaise“ nach den Feinden aus und in nördlicher Richtung stiegen täglich Tausende und Zehntausende in das gehügelte Vorstadtquartier Montmartre hinauf, um von dort auszublicken. Da droben ging es zu, als wäre Tag für Tag Fasching oder Kirmeß. Eine wuselnde Menge war da versammelt, um dem Drillen der National- und Mobilgarden zuzusehen oder das Aufsteigen eines Luftschiffes abzupassen. Krämer und Bettler, Leierkastenmänner und Harfenmädchen, Savoyarden, Soldaten und Matrosen, Hunde, Affen und Murmelthiere, „Biches“ und „Cocottes“, wie das alles lärmte, schrie, schacherte, gestikulirte, leierte, lachte, lärmte! Schwieg das Gewühl und Gebrause einen Augenblick, so erhob sich hier aus einer Gruppe von Soldaten und Moblots die Weise der Marseillaise oder dort aus einer Schar von Blusenmännern die spöttische Melodie des auf den geheimnißvollen „Plan“ Trochu's gefertigten Gassenhauers, in welchen schließlich alles unter Lachsalven einstimmte [1]).

Von den Prachtpalästen der Stadt waren manche zu Lazarethen eingerichtet und ließen die weiße Flagge der genfer Konvention mit dem rothen Kreuze von ihren Zinnen flattern. So die Tuilerien, das Palais Royal, das Luxemburg, das Elysée. Auf den Bahnhöfen hatte man die großen Werkstätten in Geschützegießereien und Waffenschmieden umgewan-

---

1) „Je sais le plan de Trochu —
Plan, plan, plan —
Mon dieu, quel beau plan!
Je sais le plan de Trochu;
Grace à lui rien n'est perdu!
Quand sur du beau papier blanc
Il eut écrit son affaire,
Il alla porter son plan
Chez maitre Ducloux notaire“.

delt. Die Theater waren geschlossen und erst in der späteren Zeit der Belagerung that sich das eine oder andere wieder auf, um patriotischen Deklamationsübungen zum Schau- und Hörplatz zu dienen. Das Theater Français diente zum Hospital, der Prachtbau des neuen Opernhauses zum Lebensmittelmagazin. Die großen Vergnügungsstätten, wo noch vor kurzem die Bakchanalien und Orgien des zweiten Empire getobt hatten, hatten sich in Klubbslokale verwandelt. Im Alkazar tagte oder nächtigte vielmehr der Widerstandsklubb, im Sale Valentinois der Befreiungsklubb, in der Reine Blanche der Racheklubb, in den Percherons der Klubb der Vereinigten Staaten von Europa. Auch Collèges, Gymnasien und andere Schulgebäude mußten ihre Räumlichkeiten zu Klubbsitzungen hergeben. Es gab Klubbs von allen Arten und Farbenschattirungen, männliche, weibliche und gemischte, Klubbs für alles und jedes. Den Klubbsitzungen anzuwohnen, gehörte ja zu den beliebtesten Abendunterhaltungen. Die Frauen brachten ihre Säuglinge mit und erfüllten gemüthlich die Mutterpflicht der Stillung, während ein mehr oder weniger rabiater Klubbprophet orakelte [1]). Man darf dreist behaupten, daß alle die witzigen, humoristischen und satirischen Dichter vom Archilochos und Aristophanes an und bis zum Heine und Giusti herab mitsammen nicht vermögend gewesen wären, eine solche Fülle blühenden Unsinns, eine solche Masse von Bur-

1) S. die Schilderung einer Sitzung des Klubbs der Rue d'Arras, welchem der Bürger Blanqui, „le vénérable Blanqui“, dieser Mischmasch von gewerbsmäßigem Verschwörer und gelegentlichem Mouchard, vorsaß, bei Labouchère, 165 fg. Die Beweise, welche ein gewiß unverdächtiger Ankläger, Armand Barbès, dafür beibrachte, daß der „ehrwürdige“ Blanqui zur Zeit Louis Philipps ein Polizeispion gewesen, waren wahrhaft erdrückend. Blanqui hat sich niemals zu rechtfertigen und reinzuwaschen vermocht. Aber trotzdem oder vielleicht gerade darum war und blieb er ein Prophet und Heiland des Pöbels.

leskem und Groteskem auszuhecken, wie in diesen Klubbsitzungen aufgebracht wurde. Hier stieg man in die tiefste Teufe der Niederträchtigkeit und Entmenschung hinab, um verrückte Erfindungen zur Vernichtung der „deutschen Barbaren“ heraufzuschürfen, und dort wurden dann auch wieder Stimmen laut, welche meinten, der ganze Krieg wäre eigentlich eine Dummheit und der Widerstand von Paris ein Blödsinn. Man sollte die Stadt den Preußen überliefern, um dann diese sammt ihrem König Wilhelm sofort zur Republik zu bekehren, zur europäischen, nein, zur Erdball-, nein, zur Weltallrepublik.

Allein alle diese Bambocciaden waren denn doch nur mehr oder weniger ergötzliche Intermezzi in der mehr und mehr sich verdüsternden Entwickelung des großen tragischen Spiels der Belagerung von Paris. Etliche noch halbkomische Ausschreitungen der Demagogie konnten schon als Andeutungen von jenen grauenhaften Geschehnissen gelten, in welche dieses Spiel, obzwar erst nach dem Schlusse der Belagerung der Stadt durch die Deutschen, ausgebrochen ist. So eine An- oder Vorbedeutung war es, wenn schon zu Anfang Oktobers der Maire des 11. Arrondissement, der Bürger Mottu, einen bilderstürmenden Kreuzzug gegen Krucifixe und ähnliche kirchliche Bildwerke unternahm und einer der Helfershelfer des Mannes diesen Kreuzzug rechtfertigte mit den Worten: „Krucifixe sind weiter nichts als unanständige Nudidäten, welche man aus Rücksicht auf junge Mädchen nicht an öffentlichen Orten dulden darf.“ Uebrigens machte sich noch im Laufe desselben Monats Oktober die Thatsache des Belagertseins den Parisern mehr und mehr fühlbar, d. h. den Mittelklassen, welche, wie schon früher erwähnt worden, durch die Belagerung weitaus am meisten zu leiden hatten. Die Preise der Lebensmittel stiegen von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Der Mangel an Milch war schon so groß, daß das „Alimen-

tationskomité“ einen Erlaß an die Mütter ergehen ließ, sie möchten ihre Säuglinge „an den Quellen der Natur tränken“. Aber diese Quellen mußten in Folge der Verminderung und Verschlechterung der Nahrungsmittel mehr und mehr versiegen und bald wurde demzufolge die Sterblichkeit unter den Kindern eine erschreckend große. Am 25. Oktober war der Preis von einem Pfunde Butter schon 18 Francs. Pferdefleischkost begann allgemein zu werden. Im November waren schon kein Hund, keine Katze und keine Ratte mehr ihres Lebens sicher. Auf dem täglich stärker besuchten Rattenmarkt kostete eine wohlkonditionirte Ratte 60 Centimes. An einem Speisehaus stand geschrieben: „Widerstand à outrance! Paris hat ja 20 Millionen Ratten.“ Koch- und Eßkünstler überboten einander in Erfindungen, die absonderlichen neuen Leckerbissen — auch die wilden Bestien des Jardin des Plantes mußten, statt auf die teutonischen Barbaren losgelassen zu werden, später solche abgeben — pikant zuzubereiten und appetitlich aufzutragen. Hundekeulen hießen „à la Bismarck“, Pferdeleberpasteten „à la König Wilhelm“.

Die Lebensmitteltheurung, der Mangel an Brennmaterial, die riesigen Ausgaben der Stadt, deren Kasse während der Belagerung zugleich auch die Staatskasse war oder umgekehrt — Ausgaben, welche in runder Summe täglich 6 Millionen betrugen, der hohle Schwindel der ewigen Paktmacherei mit dem Tode, die späterhin wirklich eintretende und rasch sich steigernde Noth, die zunehmenden Erkrankungen und sich immer mehrenden Todesfälle, das alles hätte sich leichter ertragen lassen, so nicht die Parteigährungen in Paris mehr und mehr eine drohende Gestalt angenommen hätten.

Wenn der Mensch vollständig der Parteibornirtheit und dem Parteifanatismus verfallen ist, sieht und hört er, wie bekannt, nichts mehr, als was seiner Beschränktheit und Wuth sympathisch ist. Jede der seinigen entgegenstehende Ansicht,

mag sie auch noch so vernünftig, so wahr, so gerecht sein, erscheint in seinen Augen als ein Verbrechen. Alles, was nicht in der Phrasenlitanei steht, welche seine Leithämmel ihm vorgeblökt haben, wirkt auf ihn wie das rothe Tuch auf den Stier. Der richtige Parteimensch verzichtet ganz und gar auf selbstständige Prüfung, auf eigenes Urtheil. Mit einer sklavischen Stupidität, welche der stupiden Sklavenhaftigkeit kirchlicher Orthodoxie durchaus nichts nachgibt, nimmt er die Parteilosung, welche gerade in der Mode ist, an und glaubt an sie als an ein unfehlbares und alleinseligmachendes Dogma. Darum hat der politische Afterglaube ebenso gut seine Glaubensgerichte und Glaubensrichter wie der kirchliche. Von dem Satze: Wer nicht denkt wie wir, hat gar kein Recht zum denken! ist nur ein sehr kleiner Schritt bis zu dem Satze: Wer nicht lebt wie wir, hat gar kein Recht zum leben! Endlich gehört es auch zum Wesen des Parteizelotismus, nur auf die Gegenwart, nie aber vorwärts in die Zukunft zu schauen. Jeder rechte Parteimensch denkt im Stillen wie jenes königlich-bourbonische Buhlweib: „Après nous le déluge!“

Diese Betrachtung ergibt sich aus dem Anblick des Putsches vom 31. Oktober, welcher in die Geschichte der Belagerung von Paris eine so häßliche Episode einfügte. Die fixe Idee der Blanqui, Pyat und ihrer Mitrothen war, daß *sie* regieren müßten; dann würde alles vortrefflich gehen. Die „Kommune“ würde im Handumdrehen die Preußen von Paris weg und überhaupt aus dem Lande fegen. Diese Demagogen der niedersten Sorte stellten das Interesse ihrer Partei thurmhoch über das Frankreichs. Nur etwas stand ihnen noch über dem Parteivortheil, nämlich ihr persönlicher. Wäre dem nicht so gewesen, wie hätten sie den verbrecherischen Gedanken hegen können, in der belagerten Hauptstadt ihres Landes das Feuer des Bürgerkrieges zu schüren? Es ist ja wahr, Trochu war seiner Aufgabe so wenig gewachsen, wie

Bazaine der seinigen gewachsen gewesen. Es ist ferner wahr, Favre war kein großer Diplomat und unter seinen sämmtlichen Amtsgenossen in Paris entwickelte keiner außerordentliche Gaben. Aber ebenso wahr ist, daß von allen den rothen Schmierern und Schreiern kein einziger an Talent und Patriotismus auch nur halbwegs zu den Mitgliedern der Regierung vom 4. September hinanreichte. Gesellen vom Schlage der Pyat und Blanqui hätten jedoch den Putsch vom 31. Oktober nicht zuwegegebracht. Es bedurfte dazu eines Menschen, welcher die ganze Frechheit der Großmannssucht besaß. Dieser Oberputscherich war der Bürger Flourens, einer jener Phantasten, welche wähnen, die Welt müßte schlechterdings so sein, wie sie in ihren Narrenköpfen sich spiegelt. Nebenbei fand er es auch weit unter seiner Würde und unter seinen Ansprüchen, noch länger ein bloßer Bürgerwehr-Major zu sein, zu was ihn ein Bataillon der Vorstadt Belleville gewählt hatte. Die Weltkommune in der Brust tragen und dabei Major von einem belleviller Bataillon sein, lächerlich!

Das Präludium zum Putsch spielte der Bürger Pyat, indem er schon am 27. Oktober, also an dem Tage, wo Metz kapitulirte, in seinem Journal „Le Combat“ behauptete, die Regierung hätte Kenntniß von der bevorstehenden Katastrophe. Die Regierung wies das in ihrem amtlichen Organ zurück. Allein die Losung war unter den Kommune-Gläubigen einmal gegeben, die Losung, wie die Regierung das „Volk“ in Beziehung auf Metz betröge, so wollte sie es überhaupt beschwindeln und nasführen, indem sie mit dem Feinde um einen Waffenstillstand unterhandelte, welcher „natürlich“ die Uebergabe von Paris herbeiführen müßte.

Das that beim urtheilslosen Pöbel die gehoffte Wirkung, wie denn überhaupt die Machenschaften der gewerbsmäßigen Wühler, welche um jeden Preis, und müßten Paris und

Frankreich darüber zu Grunde gehen, zur Gewalt gelangen wollten, auf schlauer Ausklügelung beruhten. So beschuldigte man unter anderem die Regierung unaufhörlich, zu wenig Thatkraft zur Abwehr des Feindes zu entwickeln; wenn sie aber die geforderte Thatkraft zu entwickeln versuchte, so schob man ihr alle möglichen Hindernisse in den Weg, um ihr dann nachträglich den geringen Erfolg oder den gänzlichen Fehlschlag vorwerfen zu können. Wer das Wesen gemeiner, gewissenloser, niederträchtiger Demagogie (will hier sagen Volksbelügung und Volksverführung) genau kennen lernen will, der mag die wahrhaft teufelischen Kniffe und Pfiffe, Ränke und Schwänke der pariser Salpeterbande während und unmittelbar nach der Belagerung studiren. Hier ist alles, was die menschliche Natur an Verlogenheit, Selbstsucht, Heuchelei und Bosheit aufzuwenden hat, in ganzen Haufen beisammen.

Freilich war es unklug von der Regierung, daß sie am 28. Oktober in ihrer Erklärung gegen den „Combat" von dem Marschall Bazaine noch immer als von dem „glorreichen Soldaten von Metz" sprach. Aber sie that das zweifelsohne in gutem Glauben, da sie ja die Kapitulation noch nicht kannte. Es war sinnlos und schnöde, ihr die Katastrophe von Metz, als diese dann unwidersprechlich gewiß war, schuldzugeben. Nicht weniger schnöde und sinnlos war es, sie für die Wiederwegnahme von Le Bourget durch die Deutschen verantwortlich zu machen, um so mehr, da, wie erwähnt worden, der Anschlag auf diesen Ort gar nicht von der Regierung ausgegangen war. Wenn aber die Volksleidenschaften einmal Feuer gefangen haben, so wirkt jede Lüge, auch die dümmste, wie Petroleum auf Flammen. Die Arbeiterquartiere, namentlich die Vorstädte Belleville, Villette und Montmartre, rumorten schon am Nachmittag vom 30. Oktober von meuterischer Aufregung und diese trat am Abend in den Zustand der Fieberhaftig-

keit[1]). Maßen die Nacht keine Abkühlung brachte, so durften die Putscheriche der Hoffnung sich hingeben, daß sie am nächsten Tage einen großen Schlag zu thun vermöchten. Der Regierung kann der Tadel nicht erspart werden, daß sie sich auf die so zu sagen mit Pauken und Trompeten angekündigte Insurrektion nicht sattsam vorgesehen habe. Ging doch ihre Sorglosigkeit soweit, daß sie weder ihren Sitz von dem ganz gewiß zunächst bedrohten Stadthause wegverlegte noch auch eine ausreichende Waffenwehr zum Schutze desselben aufstellte. Das wäre ihr sehr leicht geworden; denn dazumal war, wie der Verlauf des Putsches deutlich erwiesen hat, die ungeheure Mehrheit der Besatzung wie auch der Bevölkerung von Paris den Anarchisten und Kommunisten noch entschieden feindselig. Als einzige Entschuldigung für ihren sträflichen Mangel an Vorsicht kann die Regierung vorbringen, daß in jenen ereignißschweren letzten Oktobertagen ihre ganze Aufmerksamkeit durch die Ankunft von Thiers in der Hauptstadt in Anspruch genommen worden sei.

5.

Am Morgen vom 30. Oktober, einem Sonntag, kam Thiers von Tours über Orléans in Versailles an. Er hatte daselbst eine flüchtige Zusammenkunft mit Bismarck und wurde

1) „Ce soir, les clubs sont d'une violence inexprimable contre le gouvernement de la défense. La reprise si inattendue du Bourget en est la cause un peu méritée. Le bruit d'armistice circule toujours dans la ville.“ Un bourgeois de Paris, Journal, 281. An demselben Tage verordnete der Maire von Paris, daß der Verbrauch von Gas fortan auf die Hälfte beschränkt werden müßte, was den Parisern sehr unliebsam war. „Si le gaz manque, qu'allons-nous devenir?“ fragte sich erschrocken der „Bourgeois“ in seinem Tagebuch.

hierauf sammt seinem Sekretär Rémusat durch einen baierischen Offizier in einer vierspännigen Kalesche zu den deutschen Vorposten (vom 11. Korps) gebracht. Mit dem Vorpostenkommandanten, dem preußischen Hauptmann M., hatte er eine längere Unterredung, weil die Ankunft des Geleites von drüben, von der französischen Seite jenseits der Seine, auf sich warten ließ. Die Höflichkeit und wohl auch das fließende Französisch des Hauptmanns machten den alten Herrn gesprächig. Er gab sich keine Mühe, sein Verlangen nach Frieden zu verbergen, und schilderte die von ihm gemachten Anstrengungen, den Ausbruch des Krieges hintanzuhalten, wobei er nur vergaß, zu erwähnen, daß er seit 1866 unablässig zum Kriege gegen Preußen gehetzt hatte. Der Hauptmann war artig genug, hierauf nicht hinzudeuten, aber er enthielt sich nicht, den Ziehvater des Chauvinismus daran zu erinnern, daß derselbe schon i. J. 1840 Deutschland hätte bekriegen wollen. „Ach, dazumal, — meinte Thiers — lag die Sache ganz anders: wir waren der Quadrupelallianz gegenüber im sonnenklaren Rechte.“ Dann entwischte ihm der seinen innersten Gedanken enthüllende Satz: „Damals waren wir auch nicht unvorbereitet, hatten eine vortreffliche Führung und alle Aussichten auf Erfolg für uns.“ Im Verlaufe des Gespräches sagte er noch: „Napoleon der Dritte hat den Krieg gewollt, aber dabei folgte er im Grunde doch nur dem Impulse der Kaiserin. Er und sie waren durchaus unfähig, die Geschicke des Landes zu leiten, und meine Landsleute müssen es jetzt schwer büßen, daß sie sich die Herrschaft eines solchen Charlatans so lange gefallen ließen.“ Der Hauptmann erfuhr auch, daß Thiers den Fall von Metz kannte, jedoch weit entfernt war, Bazaine für einen Verräther zu halten. Dem deutschen Heerleiter Moltke, den er als „den unbedingt größten Strategen der Neuzeit“ bezeichnete, ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren. Sein Begleiter Rémusat bemühte sich derweil,

den umstehenden deutschen Offizieren einleuchtend zu machen, daß Deutschland einer Gebietsabtretung vonseiten Frankreichs nicht bedürfte, da es sich ja ohnehin viel stärker erwiesen hätte als dieses. Als der Hauptmann den alten Herrn zum Strome hinabführte und Thiers Paris vor sich liegen sah, rief er aus: „O, wie betrübt es mich, die Hauptstadt also wiederzusehen!“ [1]) Ob er sich in diesem schmerzlichen Augenblick wohl erinnerte, vor Zeiten zuversichtlich behauptet zu haben, daß es unmöglich wäre, Paris zu belagern?

Nachmittags war Thiers im Ministerium des Auswärtigen am Quai d'Orsay und Abends 10 Uhr fand dort eine Sitzung der Regierung statt, welche jetzt aus dem Munde des alten Patrioten die bestimmte Kunde von der metzer Katastrophe erhielt. Thiers erstattete dann Bericht über seine Rundreise an die europäischen Höfe, sowie von den Verhandlungen, welche er in Tours mit der Delegation gepflogen, um derselben, d. h. um Gambetta die Nothwendigkeit eines Waffenstillstandes und der Berufung einer Nationalversammlung darzuthun. Im vollen Widerspruche zu den der pariser Regierung vom Diktator in Tours übermittelten Angaben erklärte Thiers, daß die Provinzen beides, Waffenstillstand und Nationalversammlung, wollten und wünschten. Er fügte hinzu, er wäre auf seiner Fahrt durch Frankreich gar häufig dem Verlangen nach Frieden begegnet, auch bei den Deutschen. Es könnte, die Unterstützung vonseiten der neutralen Mächte vorausgesetzt, auch möglich sein, einen weniger harten Frieden zu erlangen, als man befürchtete [2]). Vor allem müßte man zu einem Waffenstillstand und zu Unterhandlungen kommen. Er verhehlte gar nicht, daß er auf die in den Provinzen gesammelten

---

1) Hirth und Gosen, III, 3014 fg.

2) Thiers rechnete insbesondere auf eine wohlwollende Vermittelung vonseiten des Caren Alexander. Vgl. Valfrey, Hist. d. l. diplom. du gouv. d. l. déf. nat. II, 18.

oder sich sammelnden Streitkräfte nur ein geringes Vertrauen setzte. Auch von den Anstrengungen der Delegation in Tours, d. h. Gambetta's, hatte er keine hohe Meinung, im Gegentheil! Im ganzen und großen hielt er indessen die Lage noch nicht für verzweifelt, so lange Paris aushalten und um jeden Preis der Ausbruch des Bürgerkrieges verhindert werden könnte. Die Sitzung währte bis zur dritten Morgenstunde und das Ergebniß war, daß Thiers bevollmächtigt wurde, mit Bismarck um einen Waffenstillstand zu unterhandeln, während dessen die Wiederverproviantirung von Paris und die Wahlen zur Nationalversammlung vor sich gehen sollten. Diese beiden Forderungen müßte aber der Unterhändler zu Bedingungen sine quibus non machen. Im „Journal officiel“ sollte dieser Regierungsbeschluß zugleich mit der Hiobspost von Metz der Bevölkerung von Paris kundgegeben werden, was unverzüglich geschah. Nachmittags sollte Thiers wieder nach Versailles abreisen. Favre hatte ihm seine Vollmachten ausgefertigt und saß mit dem Reisefertigen um 12 Uhr beim Frühstück, als sein Amtsgenosse Ferry vom Stadthause her telegraphirte, daß dieses von einer drohenden Menge umflutet wäre. Dann kam Ferry selbst mit der Meldung, daß von Minute zu Minute das Eindringen der Nationalgarden von Belleville und Villette in das Stadthaus zu befürchten wäre. Seine daselbst versammelten Kollegen verlangten nach Favre. Dieser suchte Thiers zu beruhigen. Der Tumult würde wohl nicht viel zu bedeuten haben. Sie wären an dergleichen Auftritte schon gewöhnt. Doch beeilte er die Abreise des alten Herrn, sorgte, daß dieser in seinen Wagen kam und durch zuverlässige Offiziere zur Brücke von Sèvres geleitet wurde, und machte sich dann mit Ferry und Picard, welcher letztere gekommen war, Thiers Lebewohl zu sagen, nach dem Stadthaus auf, in welches die drei Regierungsmänner nur auf Umwegen und mit Schwierigkeit zu gelangen vermochten und zwar

unlange nach 2 Uhr[1]. Der Tumult hatte doch wohl etwas zu bedeuten.

Den früher geglaubten Satz, die Pariser wären bei schlechtem Wetter nicht putschlustig, hatte schon die Februarrevolution von 1848 lügengestraft. Auch der Morgen vom 31. Oktober und der ganze Tag waren kalt, windig und regnerisch, aber trotzdem wimmelten schon frühmorgens Menschenmassen auf den Grèveplatz und das Hotel de Ville zu. Allerdings waren das zumeist nur Neugierige, denen man ansah, daß sie gar nichts dagegen hätten, wenn das angekündigte Spektakel in die nachgerade langweilig werdende Eintönigkeit der Belagerung eine kurzweilige Abwechselung brächte. Zweifelsohne machten die Anhänger der Regierung in dieser Masse von Neugierigen die große Mehrheit aus, und weil es ein Komödiengeheimniß, daß die Führer der Rothen die Nacht hindurch an der Organisation eines Putsches gearbeitet hatten, nahmen sie mit Erstaunen wahr, daß so viel wie gar keine militärischen Maßnahmen zum Schutze des offenbar bedrohten Stadthauses getroffen wären. Die Regenten vom 4. September sind eben, Picard etwa ausgenommen, alle von jenem Humanitätsdusel befangen gewesen, in dessen Nebeln Phantasten und Schwächlinge so gerne herumtappen. Sie wollten nur mit „moralischen Mitteln" wirken. Sie wußten nicht, daß jeder Mensch die Bestie in sich trägt. Wissende und edle Menschen halten dieselbe mittels Selbstbeherrschung nieder.

---

1) Favre, I, 317—326. Meiner Schilderung des Putsches vom 31. Oktober liegen zu Grunde: Favre, I, 327 et suiv. Sarcey, 153 et suiv. Wey, 99 et suiv. Un bourgeois de Paris, 258 et suiv. Labouchère, 154 fg. Schneider, III, 70 fg. Robolsky, 120 fg. Wie Favre ausdrücklich bezeugt, begleitete ihn Picard nur „par amitié" ins Stadthaus. Denn der praktische Picard war der ganz richtigen Meinung, es wäre ein Fehler, daß die Mitglieder der Regierung dorthin, d. h. in die Gewalt der Insurgenten, sich begäben.

In den unwissenden und gemeinen aber muß die Bestie durch die rastlose Wachsamkeit und thatkräftige Strenge anderer niedergehalten werden.

Die Absicht der Veranstalter und Leiter des Putsches war, die bestehende Regierung wegzufegen und sich selber an deren Stelle zu setzen. „Steht auf, daß wir sitzen können —" die alte Geschichte! Als Vorspiel zu diesem Beginnen sollte die Posse der Abordnung von sogenannten Delegirten der Nationalgarde an die Regierung aufgespielt werden, um von dieser „Rechenschaft zu fordern". Die Herren vom Stadthause mußten das alles wissen, hatten aber nichts dagegen gethan oder vorbereitet, außer daß sie den Oberbürgermeister und die Maires der einzelnen Arrondissements ins Hôtel de Ville berufen und sich ebenfalls daselbst versammelt hatten. Doch ja, ein Bataillon, das 186. der Nationalgarde, war befehligt worden, die Höfe des Stadtpalastes zu bewachen; allein diese Mannschaft war so übelgewählt, daß ihre Haltung für das aus Belleville und Montmartre herabgestiegene und den Grèveplatz füllende Vorstädtervolk mehr wie eine Einladung denn wie eine Abwehr aussah. So zögerte denn auch der souveräne Unverstand nicht, seinen Gefühlen Luft zu machen. „Keinen Waffenstillstand! Nieder mit Trochu! Fort mit der Regierung! Die Kommune! Die Kommune!" erscholl es und begleitet von diesen Aeußerungen des „vernünftigen Volkswillens" begab sich die angebliche Abordnung der pariser Nationalgarde, d. h. eine Anzahl von Leuten, die sich selber gegenseitig zu Deputirten ernannt hatten, in das Innere des Stadthauses, allwo die Regierung der nationalen Vertheidigung im sogenannten „gelben" Sal und die Maires der Hauptstadt in dem großen Gemeinderathsale versammelt waren, um unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Etienne Arago „ein Gemeinderathswahlgesetz zu berathen", wozu Tag und Stunde fürwahr gut gewählt waren.

Der Regen, welcher gegen Mittag zu heftiger als zuvor herabgoß, schien die Menge zerstreuen und heimtreiben zu wollen. Allein am Nachmittag zwischen 1 und 3 Uhr nahm das Gedräng und Gewühle in der Umgebung des Stadthauses wieder erschrecklich zu, besonders vor dem gegen die Rivolistraße hinausführenden Gitterthor. Die Weiber trieben es mit Schreien, Schimpfen und Toben noch ärger als die Männer. An verschiedenen Fenstern des Stadtpalastes erschienen Gestalten, welche nach ihrem heftigen Gebärdenspiel zu schließen zu den Tumultirenden herunterrednerten, aber man verstand kein Wort. Das liebe „Volk" drängte und drückte immer wilder auf das Gitter des sogenannten Ehrenhofes los und diesem Drängen und Drücken setzte das wahlverwandte 186. Bataillon der Nationalgarde nur den allersanftesten und bald gar keinen Widerstand mehr entgegen. Die Thorflügel wurden gewaltsam aufgestoßen und die wimmelnde, wuselnde, brüllende Masse wälzte sich, eine ungeheure Schmutzwoge, in den Hof hinein und auf die große, zum Hauptportal emporführende Freitreppe zu. Auf dieser erscheint der Maire von Paris, Etienne Arago, um im Verlaß auf seine Popularität eine Beschwichtigungsrede zu halten. Wird nicht angehört und ohne Umstände in die Vorhalle zurückgeschoben, aus welcher die Haupttreppe zum Mittelflügel des Gebäudes emporstieg.

Derweil ist die Kunde von dem bevorstehenden Besuch des souveränen Volkes in den gelben Sal gelangt und der General und Regierungspräsident Trochu eilt herbei, um Kraft seines Ansehens und Wortes den Einbruch zurückzutreiben. Von bretonischen Moblots, seinen Landsleuten, schützend umgeben, erscheint er oben an der Mündung der Treppe. Kaum erkennt ihn das „Volk", als es in das Gebrüll ausbirst: „A bas Trochu!" Der Götze vom September hat jetzt, zu Ende Oktobers, seinen Nimbus schon völlig verloren. Die Menge

theilt ihre Gunst ebenso grundlos und plötzlich aus, als sie dieselbe plötzlich und grundlos wieder entzieht. Heute kniet und räuchert sie vor einem Fetisch, morgen gibt sie ihm Ohrfeigen und spuckt ihm ins Gesicht. Der General bemüht sich um Gehör, während der Pöbel sein: „Nous voulons la Commune!“ herschreit. Endlich gelingt es Trochu doch, zum Worte zu kommen. „Citoyens — hebt er an — vergebens verdächtigt ihr meinen Patriotismus, welcher mich für die Vertheidigung des Vaterlandes in den Tod führen wird.“ Aber die Paktmacherei mit dem Tode ist zur Stunde nicht nach dem Geschmacke des Volkes. Krakehler mit Stierelungen schreien den General nieder: — „Ihr seid ein Royalist, nieder mit Euch! Weg mit der ganzen Regierung! Die Kommune! Die Kommune!“ Allseitige, johlende Zustimmung vonseiten des „Volkes“. Zwischenhinein macht sich draußen im Hofe ein Bürgerwehrmann den Privatspaß, sein Gewehr loszuschießen, andere folgen dem gegebenen Beispiel, worauf die den Hof verstopfende Menge „Verrath! Verrath!“ schreit und, während die als Zuschauer Anwesenden in heller Angst nach allen Seiten auseinanderstäuben, um in den benachbarten Quartieren das Gerücht von einem beim Stadthause mörderisch tobenden Kampfe zu verbreiten, in das Innere des Palastes einbricht. Ein Arm des Pöbelstroms geht nach oben und füllt bald alle Gänge, Gemächer und Säle, ein anderer geht nach unten, zu den großen, mit den reichsten Weinvorräthen angefüllten Kellerräumen. Die Thüren werden eingeschlagen und alsbald hebt die Durchspielung der Scenenfolge eines Bakchanals an, wie es die souveräne Pöbelei, die losgelassene Menschenbestie zu feiern liebt.

In den oberen Geschossen des Stadtpalastes wirthschaftet inzwischen eine andere Sorte von Kommunestrebern. Diese haben weitergehende Absichten als ihre würdigen Brüder drunten in den Kellern. Droben nämlich verschreiten die

Putscher, welche ihren Sieg für einen vollständigen halten, dazu, eine neue Regierung zu machen, wobei sie selbstverständlich, wie ja derartige Freiheitsretter, Patrioten und Volksmänner bei ähnlichen Gelegenheiten immer zu thun pflegen, nicht vergessen, in erster Linie sich selber zu bedenken und einander gegenseitig zu den ersten Aemtern und Würden zu erheben. Man nennt das in der Sprache der Lumpokratie bekanntlich „dem Vaterlande seine uneigennützigen Dienste widmen und das arme gedrückte Volk seiner Bürden entlasten".

Die zwei Hauptschauplätze der allerröthesten Vaterlandsrettung waren zuvörderst der Gemeinderathsal und der Thronsal. Dieser ist, wie jedermann weiß, das eigentliche Prunkgemach des Palastes gewesen, ein Raum, welcher gar viele geschichtliche Auftritte mitangesehen hatte, bevor er den Petrolikern vom Mai 1871 zum Opfer fiel. In diesem Sale hatte z. B. der gestürzte Robespierre am 8. Thermidor von 1794 mit unsicherer Hand das selbstmörderische Pistol gegen seinen Kopf gerichtet. In diesem Sale hatte im Juli von 1830 der alte Lafayette den Pfiffikus Schmerle genannt Louis Philipp umarmt und mittels dieser Umarmung der Julimonarchie seinen Segen gegeben. Im Gemeinderathssale kamen die Insurgenten rasch zum Ziele, da der Widerstand der Herren Maires nur ein sehr akademischer und bald gar keiner mehr war. Es wurde ein Schriftstück aufgesetzt von ungefähr diesem Inhalt: „Keinen Waffenstillstand! Die Wahlen zur Kommune finden binnen 48 Stunden statt. Die Regierung vom 4. September ist abgesetzt und statt derselben ist eine neue bestellt aus den Bürgern Blanc, Blanqui, Delescluze, Dorian, Flourens, Hugo und Pyat. Den Vorsitz hat der Bürger Dorian." Im Thronsale drüben ging die Regierungsmacherei weder so glatt noch so rasch vonstatten. Es platzten ja dort verschiedene Ansprüche hart auf einander.

Es wollten auch gar zu viele „Bürger" das Vaterland retten, d. h. auf die Regierungssessel sich setzen. Eine Menge von Vorschlägen flog hin und her. „Hugo und Rochefort!" schrie es hier, „Blanqui und Pyat!" dort. Auch die Namen von dunkeln, dunkleren, dunkelsten Ehrenmännern wurden ausgerufen. Als entsprechende Begleitung zu dieser Wählerei wurden Fenster eingeschlagen, Spiegel zerschmissen, Konsolen zertrümmert, kurz, der souveräne Pöbel ließ sich in seiner ganzen Majestät und Glorie sehen.

In diesen Hexensabbath tritt der Herr Graf Rochefort, Regierungsmitglied und so zu sagen Barrikadenminister. Er will „abwiegeln", muß aber sofort erfahren, daß auch sein Stern am Himmel der Volksgunst schon im Niedergange begriffen sei. Das Gedächtniß der Menge ist, wenn möglich, noch kürzer als ihr Verstand. Sie hatte schon vergessen, daß Rochefort es gewesen, welcher dem Monsieur Badinguet und der Madame Badinguette am keckſten den Krieg gemacht hatte. Der Fetisch von gestern schwingt auf einen Tisch und hebt an: „Bürger, die zur Stunde versammelte Regierung der nationalen Vertheidigung beräth über die Frage der Wahl einer Kommune" . . . . Weiter kommt er nicht. „Keine Berathung!" schreit, brüllt, heult es. „Keine Berathung und keine Wahlen! Die Kommune auf der Stelle und durch einfache Akklamation der hier versammelten Bürger! Im übrigen nieder mit Rochefort." Und als wäre Das noch nicht deutlich genug, halten dem armen entpopularisirten Mann von der „Laterne" etliche Kerle die Fäuste unter die Nase und schreien ihn an: „Du bist ein Aristokrat! Geh' zum Teufel!" Rochefort versucht trotzdem weiter zu sprechen und sagt mit vielen Unterbrechungen: „Vier fremde Mächte haben dem Bürger Thiers angeboten, einen Waffenstillstand mit dem Feinde zu vermitteln." Das macht aber die Menge noch wüthender. „Wir wollen keinen Waffenstillstand!" tobt sie. „Nieder mit den

und Bagnogesichtern überhäufen Trochu, Favre und ihre Amtsgenossen mit Schelt- und Schmähworten, halten ihnen die geballten Fäuste unter die Nasen, brüllen sie an: „Abdanken! Abdanken!“ Am Favre ließ das Geschmeiß ganz insbesondere seine blödsinnige Wuth aus. Er hielt sich aber wacker in dieser bösen Stunde und hatte den Muth, zu sagen: „Nein, wir danken nicht ab. Ihr seid nichts als die Brutalität. Ihr vernichtet das Werk vom 4. September und zerstört die Republik.“

Gerade jetzt, und bevor es dem Bürger Flourens gelungen, wenigstens für Augenblicke die Ruhe herzustellen und Lichter herbeibringen zu lassen, gelang es dem besonnenen Picard und noch einem Regierungsmitglied, Adam, von der Tafel sich hinweg- und zum Sale hinauszumachen, weil die Schildwachen zu lässig oder zu schwach waren, dem unablässigen Herein- und Hinauswogen der Menge zu wehren. Hätte Flourens das Verschwinden der beiden Genannten wahrgenommen, so würde er jetzt nicht so zuversichtlich auf die Tafel geklettert sein — Millière stieg ihm dahin nach — um „ein Ende zu machen“. Favre hatte in aller seiner Bedrängniß noch genug Sinn für das Burlesk-Komische des Herumtrampelns der beiden Vaterlandsretter auf dem Tische und ihre krampfhaften Bemühungen, sich hörbar zu machen. Endlich gelang das nothdürftig und der „edle Volksmann“ Flourens legte los: — „Bürger! Ihr habt eine Regierung gestürzt, welche euch verrieth — (Allgemeine Zustimmung.) — Man muß eine andere bestellen — (Ja, ja.) — Ich schlage euch vor, auf der Stelle zu ernennen die Bürger Flourens, Millière, Delescluze, Rochefort — (Nein, nein, weg mit Rochefort! Doch, doch, wir wollen Rochefort!) — Dorian, Blanqui, Pyat. — (Wieder losrasender Tumult.) — Man mache uns ein bißchen Platz und erstickе uns nicht! Ich befehle dem Volke, sich zu entfernen — (Nein! Nein!) — Nur die

Nationalgardisten sollen im Sale bleiben. Was die Mitglieder der abgesetzten Regierung angeht, so behalten wir sie als Geiseln — (Man muß sie ins Gefängniß thun!) — bis sie gutwillig abdanken. Wenn nicht" .... (Ungeheurer Beifall.) Um die Tafel her entsteht jetzt wieder ein fürchterliches Schieben und Geschobenwerden. Wer von den neubestellten Regierungsmitgliedern von Bürger Flourens' Gnaden anwesend ist, drängt sich herbei, um am Rathstische platzzunehmen. Die „abgesetzte" Regierung will aber nicht weichen. Flourens drangsalirt Favre und dessen Amtsgenossen, abzudanken und die Urkunde ihrer Abdankung sofort zu unterschreiben. Der alte Garnier-Pagès versucht auf den Tisch zu klettern, um eine Rede zu halten, fällt aber in Ohnmacht. Simon bekommt in dem Gewühle von einem zerlumpten Kerl eine schallende Ohrfeige. Ein Kerlchen von kaum 15 Jahren, einer jener pariser Gamins, welche verfaulen, bevor sie reif-werden, springt vor Favre hin und fistulirt: „Schmeißt den alten Kerl mit seiner krummen Nase hinaus!" Andere brüllen: „Verhaftet die ganze verrätherische Bande! Ins Loch mit ihr!"

Da, horch, schallt in diesen Höllenbreughel, in welchem das Abscheuliche mit dem Lächerlichen, das Groteske mit dem Schrecklichen sich mischt, plötzlich Trommelschlag von draußen herein. Die Menge, welche die große Eingangsthüre gegen die Haupttreppe zu verstopft, wird zurückgetrieben und hereinstürmt mit gefällten Bajonnetten das 106. Bataillon der pariser Bürgerwehr, welches der glücklich entkommene Picard herbeigeholt hat, während der ebenfalls glücklich entkommene Adam andere zuverlässige Bataillone aufbietet. Die Sachlage sieht ganz so aus, als treibe sie einem blutigen Kampfe zwischen den regierungstreuen und den regierungsfeindlichen Bürgerwehrbataillonen entgegen, von welchen letzteren mehrere auf dem Hofe und in der Umgebung des Stadthauses sich auf-

gestellt haben. Dazu kam es aber nicht. Einem Befehl ihres Kommandanten nachkommend nahmen die Leute vom 106. Bataillon den Oberbefehlshaber von Paris, welcher sich übrigens heute im ganzen Glanze seiner Mittelmäßigkeit gezeigt hatte, vom Tische weg und in ihre Mitte, brachten ihn so glücklich zum Sale hinaus, die Treppe hinab, über den Hof und weiter bis zu seinem Hauptquartier im Louvre, wo der befreite General alsbald Anstalten traf zur Befreiung seiner als „Geiseln“ im Stadthause zurückbehaltenen Amtsgenossen. Zur gleichen Zeit beschleunigten Picard vom Ministerium des Innern und Adam von der Polizeipräfektur aus die Maßnahmen zur Niederwerfung des Putsches. Nach Einbruch der Nacht wurde dann in den inneren Stadtquartieren der Generalmarsch geschlagen und die Bürgerwehr trat zum Beistande der Regierung massenhaft unter ihre Fahnen. Zum Angriff auf den Stadtpalast, welcher den Insurgenten möglichst rasch entrissen werden sollte, wurden 7 Bataillone der Mobilgarde bestimmt.

Unterdessen hatten sich in den verschiedenen Räumlichkeiten die Bürger Putscher daran gemacht, in ihrer Art zu regieren und zu amten. Die feinere Sorte suchte sich allen Ernstes als höchste Gewalt in der Stadt und im Staate zu gebaren. Der Bürger Millière wurde zum Finanzministerium entsandt, um sich daselbst als Finanzminister zu installiren. Man war aber dort so rücksichtslos, ihn ohne Umstände zur Thüre hinauszuwerfen. Sein neugebackener „Kollege“, Bürger Pyat, wußte von diesem Missgeschicke nichts, glaubte seinen Mitkommunisten glücklich im Besitze der Staatskasseschlüssel und schickte ihm daher vom Stadthaus einen Zettel des Inhalts: „Schicke mir sofort 15 Millionen! Ich brauche sie nothwendig.“ Die gröbere Sorte der Kommunegläubigen ging ebenfalls rüstig ins Zeug. Diese Bürger stellten Anträge und fassten Beschlüsse wie diesen: „Jeder auf die Wälle kom-

mandirte Familienvater soll das Recht haben, einen Priester mit sich zu nehmen, um denselben als Schild gegen das feindliche Feuer vor sich hinzustellen." Oder: „In Erwägung, daß wir um jeden Preis den Kopf des Königs von Preußen haben müssen, wird dekretirt, daß 100 entschlossene Galeerensträflinge in Freiheit gesetzt und mit dem bezüglichen Auftrag zu den Stadtthoren hinausgelassen werden sollen. Die Sache hat Eile, die Zeit drängt!"

Gegen 2 Uhr des Morgens war die wüste Posse des Putsches vom 31. Oktober endlich abgespielt. Die Bataillone der Mobilgarde umzingelten den Stadtpalast, drangen durch eine von den Insurgenten vernachlässigte Hinterthüre hinein, trieben die besoffene Pöbelbande mit leichter Mühe vor sich her, befreiten die Mitglieder der Regierung vom 4. September, nahmen ganze Haufen von Putschern gefangen und warfen die rothe Fahne von der Dachfirst, auf welcher sie 12 Stunden lang sich gebläht hatte. Als Favre am Arme von zwei Freunden nach Hause ging, brach er seufzend in die Worte aus: „Was wird Bismarck dazu sagen?" Ihm mochte schwer die Erinnerung auf dem Herzen liegen, daß er in Ferrières zuversichtlich hochherab zu dem Kanzler gesagt hatte: „Es gibt in Paris gar keinen Pöbel, sondern nur eine einsichtige, hingebungsvolle Bevölkerung!"

Das Gewitter war demnach vorübergezogen, diesmal noch ohne einzuschlagen, d. h. ohne zu bewirken, was ein wieder und noch dichter zusammengeballtes $4^1/_2$ Monat später bewirkte, den zeitweilig gelungenen Versuch, die Gesellschaft auf den Kopf zu stellen. Die Moral des Putsches vom 31. Oktober war diese, daß 1) die Regierung der nationalen Vertheidigung allerdings, wenige ihrer Mitglieder ausgenommen, aus „Schwachköpfen" bestand und daß 2) trotzdem die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung und der Bürgerwehr von Paris an ihr festhielt und von der Kommune-Herrlichkeit nichts

wissen wollte [1]). Die Schwachköpfigkeit der Regierung prägte sich in ihrer Handlungsweise unmittelbar nach dem Putsch kläglich genug aus. Nicht allein in ihrem eigenen Interesse, sondern auch und mehr noch im Interesse von Paris und von Frankreich mußte sie scharf gegen die Anarchisten und Kommunisten vorgehen und der Bevölkerung der Hauptstadt den Beweis liefern, daß kräftige Hände die Zügel führten. Nichts davon. Kaum daß man sich entschloß, Flourens, Millière und noch drei Spießgesellen ihrer Posten als Bürgerwehrofficiere zu entheben, was natürlich derartige „Bürger" nur aneiferte, sobald als möglich wieder zu putschen. Geradezu possirlich gebärdete sich der Betbruder Trochu. „Warum gehen Sie denn nicht energisch gegen die Verschwörer und Ruhestörer vor?" fragte ihn am 1. November ein Freund. „Darum nicht, weil ich mein Ansehen nur durch moralische Mittel aufrechthalten will," gab der General zur Antwort. Was war das für ein Geschwätz in dem Munde des Oberbefehlshabers einer belagerten Stadt von 2 Millionen Bewohnern, deren Mehrzahl um sogenannte moralische Mittel keinen Pfifferling sich kümmerte! Was war das überhaupt für ein Obergeneral, welcher sich von einer Pöbelhorde 6 Stunden lang hatte gefangen halten lassen und dann die Führer dieser Horde nicht zu bestrafen wagte! Und noch nicht genug an alledem. Die Regierung war, obgleich sie sich von dem guten Willen der Pariser so eben erst hatte überzeugen können, thöricht genug, ihren eigenen Bestand mitsammt der Ordnung in Paris sofort

1) Sogar Frau Quinet, eine nicht ganz leicht angeröthete Dame, fühlte sich getrieben, das in ihrem „Journal du siége" (137) zu bezeugen. „Quelle journée cruelle! schrieb sie. „Les événements de cette nuit auraient pu réaliser la plus chère espérance de M. de Bismarck: la guerre civile. Le patriotisme de la population a triomphé de ce nouveau péril; c'est à quatre cent mille hommes qu'on peut évaluer les défenseurs de la loi."

wieder zu gefährden, indem sie in die Lotterie des allgemeinen Stimmrechtes setzte. Sie gab nämlich am 2. November ein Dekret aus, kraft dessen am folgenden Tage die Bevölkerung von Paris mit Ja oder Nein abstimmen sollte über die Frage, ob die bestehende Regierung bleiben oder gehen sollte. Das hieß ja bei Lage der Sachen geradenwegs zum Bürgerkriege herausfordern, zum Bürgerkriege in einer vom Feinde belagerten Stadt. Eine größere Dummheit ist kaum findbar und Dummheiten dieser Art und unter solchen Umständen sind Verbrechen.

Es ist auch keineswegs das Verdienst der Herren Regenten vom 4. September gewesen, daß am 3. November der zeitwidrige und ganz überflüssige Wahlrummel im großen und ganzen friedlich verlief. Am Morgen des Tages traute man dem Frieden keineswegs. Zum Glück zog der Pöbel, auch wohl noch ermüdet von seinen patriotischen Strapazen vom 31. Oktober, dem Barrikadenbau die Plünderung der in der Mairie zu Belleville angehäuften Staatsvorräthe von Eß- und Trinkwaaren vor und vertrieb sich mit dem Verschmausen derselben die Zeit. Ein Straßenärgerniß ausgenommen, welches eine Bande von Dirnen, die mit rothen Mützen auf den Köpfen und rothen Gamaschen an den Beinen unter Vortragung einer rothen Fahne von Belleville zum Stadthause ziehen wollten, im Faubourg du Temple verursachte, wurde die Ruhe an diesem Tage weiter nicht gestört. Die Abstimmung über die den Parisern vorgelegte Frage ging also vonstatten und ergab 557,996 Ja und 62,638 Nein. Dieses glänzende Zeugniß, daß die Regierung des Vertrauens und der Anhänglichkeit zwar nicht des Pöbels, aber doch des Volkes sicher sein könnte, gab ihr nun doch so viel Muth, dem Andrängen von Picard gemäß gegen die Anstifter und Leiter des Putsches vom 31. Oktober, gegen Blanqui, Flourens, Millière, Mottu, Pyat und noch etliche andere Verhaftsbefehle

zu erlassen. Wäre, wie man von vernunft- und rechtswegen thun mußte, mit der ganzen Strenge des Kriegsgesetzes gegen diese Frevler vorgegangen worden, so würde, menschlicher Berechnung zufolge, Paris, Frankreich und Europa im folgenden Frühling das Gräuelspiel des rothen Quartals erspart worden sein. Aber die Regierung vom 4. September stand eben auch unter dem Einfluß jener mit Humanitätsflittern herausgeputzten Politik der Charakterlosigkeit und Feigheit, welche in unserer Zeit allüberall eifrig am Unheil der Zukunft arbeitet, — einer Politik, welche mit allem Jämmerlichen und Ruchlosen kompromisselt, mit dem Schwindel und der Gaunerei, wie mit der Laster- und Frevelhaftigkeit, und die zu kompromisseln fortfahren wird, bis ihr — natürlich zu spät! — der sociale Generalkrach das heillose Handwerk legt.

6.

„Was wird Bismarck dazu sagen?"

Was Bismarck dazu sagte, sollte Thiers in Versailles erfahren.

Der weiland Minister der Julimonarchie, welcher sich, wie wir mitangesehen, am 31. Oktober in Begleitung des Herrn Cochery zeitig auf den Rückweg ins deutsche Generalhauptquartier begeben hatte, mußte allem nach den rothen Putsch, welchem er den Rücken gewendet, nicht so leicht genommen haben, wie denselben zu nehmen Favre am Quai d'Orsay sich den Anschein gegeben hatte. Man sagt ja Thiers auch nach, er hätte seine kurze Anwesenheit in der Hauptstadt benützt, um in seinem Hause an der Place St. Georges die werthvollsten Habseligkeiten einpacken und anderswohin in

Sicherheit bringen zu lassen. Jedenfalls hatte er Paris unter düstern Eindrücken verlassen. Als er, da, wo die Pfeiler der zerstörten Brücke von Sèvres aus dem Strome ragten, in einem Kahn über die Seine gefahren, am Abend bei strömendem Regen in Versailles eintraf und im Hôtel des Réservoire, wo dazumal eine ganze Schar von deutschen Fürsten und Prinzen hausete, abstieg, konnte man unschwer wahrnehmen, daß der alte Herr verstört und sorgenvoll aussah [1]).

Am folgenden Tage sahen Bismarck und Thiers in dreistündiger Verhandlung einander in die Augen. Wie gegensätzlich in den Beiden da Deutschland und Frankreich sich darstellten! Hier der deutsche Staatsmann, hünenhaft von Gestalt, kühler Haltung, gemessener Gebärde, fest von Blick und Sprache, nicht fühllos, aber die Sachen sehend, wie sie waren, darum mehr zum Kopf als zum Herzen sprechend und unerschütterlich auf sein Ziel losschreitend. Dort der französische Politiker, welcher hinter dem Minister und Diplomaten niemals den Journalisten so ganz verschwinden zu lassen vermochte, klein, hager, behend, quecksilbern, hinter großen Brillengläsern gescheid-pfiffig hervorlauernd, fechtkünstlerisch Stellung, Ausfall und Parade wechselnd, binnen einer Viertelstunde alle Tonarten durchspielend, stolz und demüthig, pathetisch und sentimental, ein genialer Mensch, ein großer Patriot, aber ein kleiner Diplomat [2]).

---

1) Hassel, 418.

2) Dienstags den 1. November „erzählte Graf Bismarck beim Diner, daß heute Mittag Thiers über drei Stunden bei ihm gewesen wäre als Unterhändler wegen eines Waffenstillstandes; man werde sich aber auf die Bedingungen hin, die er stelle oder gewähren wolle, wohl nicht einigen können. Als ich am folgenden Tage, Mittwochs den 2. November nach der Rue de Provence zurückkehrte — es war etwa $4^1/_2$ Uhr — hörte ich, daß Thiers bis vor wenigen Minuten beim Chef gewesen sei und sich mit ziemlich vergnügtem Gesicht von ihm verabschiedet habe. Während des Essens bemerkte der Minister über seinen heutigen Besuch: „„Er ist

Der mehrtägige Verkehr zwischen den Beiden war so, wie er zwischen solchen Männern sein mußte, nicht allein artig und höflich, sondern ungezwungen, freundlich und traulich. Thiers war bekanntlich, wenn er wollte, ein so geistvoller und angenehmer Plauderer, wie selbst das an solchen so reiche Frankreich nur wenige hervorgebracht hat, und zu Bismarcks Vorzügen als Mensch gehörte von jeher der nicht gering anzuschlagende, daß er sich von der unliebsamen ordonnanzmäßig-preußischen Ladstocksteifheit völlig freihielt.

Dienstags den 1. November pflogen also die Beiden einer ersten, drei- bis vierstündigen Unterhandlung [1]). Bismarck ging hierbei in Uebereinstimmung mit dem Bundesfeldherrn und der Heerleitung von der Ansicht aus, daß „jeder Waffenstillstand an und für sich für Deutschland alle die Nachtheile bedinge, mit denen für eine Armee, deren Verpflegung auf weit zurückgelegenen Hilfequellen beruht, jede Verlängerung des Feldzuges verbunden ist“, während dagegen „der Waffenstillstand Frankreich die Möglichkeit gewährt haben würde, die eigenen Hilfequellen zu entwickeln, die in der Bildung begrif-

---

ein gescheider und liebenswürdiger Mann, witzig, geistreich, aber kaum eine Spur von Diplomat, zu sentimental für das Gewerbe. Er ist ohne Zweifel eine vornehmere Natur als Favre, aber er passt nicht zum Unterhändler. Er lässt sich zu leicht verblüffen, er verräth, was er empfindet, er lässt sich ausholen.““ Busch, I, 305, 308. Hiermit ist zusammenzuhalten, was Thiers nach seiner Abreise von Versailles in der Bischofspfalz zu Orléans seinerseits über Bismarck und seinen persönlichen Verkehr mit ihm ausgesagt hat. Boucher, Récits de l'invasion 322 et suiv.

1) Meine Darstellung derselben beruht hauptsächlich auf Bismarcks „Rundschreiben“ vom 8. November (Hahn, II, 163 fg.) und auf dem „Rapport“, welchen Thiers am 9. November von Tours aus an die großmächtlichen Kabinette richtete (gedr. bei Favre, II, 29—40). Die Stellen, welche mit Anführungszeichen, ohne weitere Bemerkung in meinem Texte stehen, sind diesen beiden Aktenstücken entnommen.

fenen Formationen zu vollenden und uns nach Ablauf des Waffenstillstandes widerstandsfähige Truppenkörper entgegenzustellen." Dessenungeachtet hatte der Bundesfeldherr beschlossen, „seinem Wunsch, einen ersten entgegenkommenden Schritt zum Frieden zu thun, nachzugeben, und demnach den Kanzler beauftragt, Herrn Thiers sofort mit der Gewährung eines Waffenstillstandes auf 25 oder auch auf 28 Tage auf dem Grund des einfachen militärischen status quo entgegenzukommen." Thiers seinerseits wollte der ganzen Verhandlung folgende 5 Punkte zu Grunde gelegt wissen: — 1) Ein Waffenstillstandsprincip, welches wesentlich darauf abzielt, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und Frankreich die Möglichkeit bietet, eine Regierung herzustellen, welche auf dem kundgegebenen Willen der Nation beruht (de constituer un gouvernement reposant sur le voeu exprimé de la nation); 2) Dauer des Waffenstillstandes, welche abhängen soll von der Zeit, die zur Wahl und zum Zusammentritt einer souveränen Versammlung nöthig ist; 3) Freiheit der Wahlen auch in den von deutschen Truppen besetzten Provinzen; 4) Verhalten der kriegführenden Truppen während der Waffenruhe; 5) Neuverproviantirung der belagerten Plätze und namentlich Neuverproviantirung von Paris während des Waffenstillstandes."

Die Verhandlungen über die 4 ersten Punkte begannen ernstlich am 2. November und nahmen, obzwar unter mancherlei Hinüber und Herüber, einen guten Fortgang. Thiers empfing ganz den Eindruck, als wünschten Bismarck und die Deutschen überhaupt aufrichtig den Frieden. Aber am folgenden Tage nahm die Sache doch schon eine bedenkliche Wendung. Durch die Meldungen aus den Vorpostenlinien hatte man im deutschen Hauptquartier erfahren, daß in Paris ernstlich geputscht worden wäre, und glaubte sogar den Putsch obenauf. Als Thiers bei Bismarck eintrat, fand er den Kanzler un-

ruhig und besorgnißvoll („soucieux et préoccupé“)[1]. „Besitzen Sie auch die nöthigen Vollmachten zur Unterhandlung?“ fragte der Kanzler. — „Gewiß.“ — „So schenken Ihnen also auch die neuen Herren von Paris ihr Vertrauen?“ — „Wie?“ — „Zweifelsohne wissen Sie doch, daß ein Aufstand stattgefunden hat. Die Kommune herrscht im Hôtel de Ville. Die Regierung der nationalen Vertheidigung ist weggejagt.“ — „Unmöglich!“ — „Und doch!“ Damit gab der Kanzler dem französischen Unterhändler die eingelaufenen Rapporte zu lesen, welche allerdings den Ausbruch einer Insurrektion in Paris und die Einsetzung einer neuen Regierung meldeten. Thiers schlug vor, seinen Begleiter Cocherh nach Paris hineinzusenden, um zuverlässige Erkundigungen einzuziehen[2]). Bismarck willigte darein, Cocherh machte sich sogleich auf den Weg und konnte, noch bevor er über die Seine setzte, von Sèvres aus nach Versailles zurückmelden, daß der Putsch niedergeschlagen und die Ordnung in Paris wieder hergestellt wäre[3]).

Nach Erledigung dieses widrigen Zwischenfalles wurde die Unterhandlung noch am Abend vom 3. November wieder aufgenommen und bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. Aber man kam nicht zum Ziele, weder in dieser Nacht, noch am folgenden Tage. Der 5. von Thiers aufgestellte Punkt mußte, wie die Sachen lagen, alles scheitern machen. „Ich war erstaunt — hat Bismarck geschrieben — als der französische Unterhändler erklärte, einen Waffenstillstand nur dann annehmen zu können, wenn derselbe die Zulassung einer umfassenden Verproviantirung von Paris einschlösse. Ich erwiderte, daß diese Zulassung eine so weit über den status

---

1) Thiers, Rapport.
2) Boucher, 315.
3) Favre, II, 21.

quo und über jede billige Erwartung hinausgehende Concession enthalten würde, daß ich ihn fragte, ob er ein Aequivalent dafür zu bieten im stande sein werde und welches?" Damit ist die Stelle des Rapports von Thiers zusammenzuhalten, wo es heißt: „Ich fragte, welches das Aequivalent wäre, welches man von uns verlangte. Es wäre, meinte er, eine militärische Stellung um Paris (une position militaire autour de Paris), und als ich weiter in ihn drang, sagte er: Ein Fort, vielleicht auch mehr als eins. Ich entgegnete sogleich: Das hieße Paris selbst verlangen." Bismarck seinerseits fährt in seinem Rundschreiben fort: „Herr Thiers erklärte, zu keinem militärischen Gegenanerbieten ermächtigt zu sein und die Forderung der Verproviantirung von Paris stellen zu müssen, ohne dafür etwas anderes bieten zu können als die Bereitwilligkeit der pariser Regierung, der französischen Nation die Wahl einer Vertretung zu gestatten, aus welcher wahrscheinlich eine Behörde hervorgehen würde, mit welcher über den Frieden zu unterhandeln uns möglich sein werde. Die unglaubliche Forderung, daß wir die Frucht aller seit zwei Monaten gemachten Anstrengungen und errungenen Vortheile aufgeben und die Verhältnisse auf den Punkt zurückgeführt sehen sollten, auf welchem sie beim Beginn der Einschließung von Paris gewesen waren, konnte nur von neuem den Beweis liefern, daß man in Paris nach Vorwänden suchte, der Nation die Wahlen zu versagen, aber nicht nach einer Gelegenheit, dieselben ohne Störung zu vollziehen."

Damit war eigentlich die ganze Unterhandlung schon gescheitert und zu Ende. Dennoch ließ der zähe Thiers noch nicht ab. Er entnahm seinem reichen und geschmeidigen Geist alle Hilfemittel der Ueberzeugung und Ueberredung, um seinen Widersacher zu bekehren. „Nehmen Sie sich in acht," sagte er zu dem Kanzler; „der Winter kommt heran. Während wir im Schutze unserer Städte unsere Hilfemittel erneuern

und unsere Armeen stärken, werdet ihr eure Heere unter der Unbill der Witterung leiden und dahinschwinden sehen." — „O, unsere Truppen haben das nicht zu befürchten. Sehen Sie sich doch in unseren Lagern vor Paris um und Sie werden bemerken, daß die Gesundheit unserer Soldaten vortrefflich ist. Sie sind in Baracken und Häusern untergebracht und wir haben Lebensmittel genug, um bis zur Hälfte vom Januar ruhig zuwarten zu können." Hier machte Thiers wieder eine Fechterwendung, indem er auf die Unzufriedenheit hinwies, welche der „preußische Ehrgeiz" bei den europäischen Mächten sicherlich erregen würde. Russland insbesondere müßte sich darüber beunruhigen. Bismarck stand auf, zog die Klingel und sagte zu dem eintretenden Diener: „Holen Sie die Mappe, worin die Korrespondenz mit Russland." Die Mappe wurde gebracht, Bismarck schloß sie auf, nahm etwa 30 Schriftstücke heraus und bot sie Thiers hin mit den Worten: „Da, lesen Sie!" Der Franzose las und erfuhr, was er nur allzu sehr schon geahnt hatte, nämlich, daß Russland für Frankreich nicht eine einzige Patrone verschießen würde („jamais il ne brûlerait une cartouche pour la France"). Nach einer Weile sagte Bismarck: „Wenn Paris uns zwingt, es zu nehmen, so bleiben wir hier, bis der Hunger die Stadt zur Kapitulation nöthigt. Unsere Forderungen werden sich dann aber steigern: wir werden ganz Lothringen und Elsaß und 5 Milliarden verlangen." — „Und wenn wir jetzt um den Frieden unterhandelten?" — „In diesem Falle würden wir euch Metz lassen und mit Straßburg und dem unteren Elsaß, sowie mit 2 Milliarden uns zufriedengeben." Thiers hat später nicht verhehlt, daß er für seine Person diese Vorschläge ganz annehmbar fand, und er beklagte, daß dieselben weder in Paris noch in Tours annehmbar gefunden wurden [1]).

1) Boucher (aus dem Munde von Thiers), 318 et suiv.

Er hielt es für rathsam, über die Waffenstillstands=bedingungen des Kanzlers die Entscheidung der pariser Regie=rung einzuholen, bevor er die Verhandelungen abbräche. Bei strenger Kälte begab sich am Morgen vom 5. November der rastlose Greis zu den deutschen Vorposten nach Sèvres und fuhr über den Strom, um am andern Ufer eine Unterredung mit Favre und Trochu zu haben, welche er in der Nacht hatte hinbestellen lassen. Trochu war aber, aus Furcht, seine schon gar nicht mehr vorhandene Popularität zu gefährden, nicht gekommen, sondern hatte dem General Ducrot aufgetragen, Favre zu begleiten. Thiers brachte noch ein wichtiges Zu=geständniß zu dieser Zusammenkunft mit. Er sagt in seinem Rapport: „Herr von Bismarck beauftragte mich, der franzö=sischen Regierung zu erklären, daß, wenn man die Wahlen (zur Nationalversammlung) ohne Waffenstillstand vornehmen wolle, er denselben in allen von den deutschen Heeren besetzten Landestheilen volle Freiheit lassen und alle Erleichterungen gewähren würde, damit Paris und Tours über alles, was die Wahlen beträfe, mit einander verkehren könnten.“ Auch diese Zuvorkommenheit machte auf die Regenten vom 4. Sep=tember keinen Eindruck. Nachdem Thiers in einem halbzerstörten Hause am rechten Seineufer die ganze Sachlage dem Favre auseinandergesetzt und auch nicht verschwiegen hatte, daß ihm die Fortsetzung des Krieges unräthlich und die Nothwendigkeit, zu einem Uebereinkommen mit dem Feinde zu gelangen, gegeben schiene, kehrte er über den Strom und nach Versailles zurück. Die Unterredung hatte 2 Stunden gedauert und Favre schließ=lich versprochen, nach mit seinen Amtsgenossen gehaltenem Rath=schlag dem greisen Unterhändler den Bescheid der Regierung zugehen zu lassen. Dieser Bescheid wurde am folgenden Tage durch Cochery nach Versailles gebracht [1]). Er lautete verwerfend.

---

1) Favre, II, 22—25.

Thiers reis'te am Morgen des 7. Novembers über Orléans nach Tours ab und Bismarck beschloß sein Rundschreiben vom nächsten Tage mit den Worten: „Der Verlauf der Verhandelungen hat mir die Ueberzeugung hinterlassen, daß es den jetzigen Machthabern Frankreichs von Anfang an nicht ernst damit gewesen ist, die Stimme der französischen Nation durch freie Wahl einer dieselbe vertretenden Versammlung zum Ausdruck gelangen zu lassen, und daß es ebenso wenig in ihrer Absicht gelegen, einen Waffenstillstand zuwegezubringen, sondern daß sie eine Bedingung (Verproviantirung von Paris), von deren Unannehmbarkeit sie überzeugt sein mußten, nur darum gestellt haben, um den neutralen Mächten, auf deren Unterstützung sie hofften, nicht eine abweisende Antwort zu geben."

Die Kanonen hatten wieder das Wort und behielten es noch lange. Der alte Thiers aber erlebte drei Monate später die traurige Genugthuung, im November von 1870 weiser gewesen zu sein als Favre und Trochu, von Gambetta gar nicht zu reden. Der Verstand kommt ja am Ende aller Enden immer wieder obenauf. Nur leider in 99 Fällen von 100 zu spät, immer nur dann, wann der Unverstand rath-, that- und hilfelos auf dem Rücken liegt.

Viertes Buch.

Orléans. — Belfort. — Versailles.

Quidquid (ex anno mirabili) amavimus, quidquid mirati sumus, manet; mansurumque est in animis hominum fama rerum, in aeternitate temporum.

Tacitus, Agricola, 46.

I.

Orléans.

1.

Wahr ist und bleibt, die Franzosen haben unzeitgemäß, weil mehr im Geiste des 18. als in dem des 19. Jahrhunderts gehandelt, als sie weder im September von 1870 noch auch in den ersten Novembertagen Frieden machten. Sie hätten ihn ja, wie wir sahen, dazumal billiger haben können, viel billiger als später, und daher müssen sie den Vorwurf sich gefallen lassen, schlechte Geschäftsleute gewesen zu sein und die große Frage des Jahrhunderts: „Was kostet es und was bringt es ein?“ nicht verstanden zu haben. Wahr ist und bleibt aber auch, daß jener Franzose seinen Landsleuten mit Fug und Recht nachrühmen durfte, sie wären doch die einzige Nation in Europa gewesen, welche den Willen und die Fähigkeit besessen hätte, nach einer Niederlage, wie die von Sedan war, den Kampf noch nahezu 6 Monate lang fortzuführen und bis zum letzten Tag an die Möglichkeit des Erfolges zu glauben [1]. So ein Nationalbewußtsein ist etwas großes. Hut ab davor,

1) „Je ne sais pas s'il y a une seule autre nation en Europe qui eût été capable, après un désastre comme celui de Sedan, de continuer la lutte pendant six mois; bien plus, de croire jusqu'au dernier jour à la possibilité du succès.“ Monod, Allemands et Français, 121.

mögen die Krämerseelen mit dem Ellenmaß ihrer „Realpolitik“ noch so wüthend nach der „unprofitabeln Ideologie“ schlagen.

Daß die Deutschen die Stärke des französischen Nationalstolzes zu niedrig angeschlagen haben, verschiedenemale zu niedrig angeschlagen haben, ist schon früher berührt worden und auch hier zu wiederholen. Was immer uns an dem französischen Volkscharakter missfallen mag, wir hatten schlechterdings kein Recht, anzunehmen, die Franzosen könnten jenes Gefühles ermangeln, dessen energischen Ausdruck der hochsinnigste unserer Dichter gerade einem Franzosen in den Mund gelegt hat: —

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre“ [1]).

---

1) Bei Betrachtung des deutsch-französischen Krieges wird man mehr als einmal an Schillers Jeanne d'Arc-Dichtung erinnert, durch welche, wie durch den Wallenstein und den Tell, so spürbar ein prophetischer Hauch geht. Wie Schiller seine Johanna sprechen ließ:

„Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, dies Paradies der Länder,
Das Gott liebt wie den Apfel seines Auges,
Soll Fesseln tragen eines fremden Volks?“

also fühlten und dachten 1870 Millionen von Franzosen, und sie machten die Worte zur That, welche unser Dichter dem tapfern Bastard von Orléans geliehen hatte:

— — — — — — — — — — — „Es setzt
Der Schlechtste dieses Volkes Gut und Blut
An seine Meinung, seinen Haß und Liebe;
Partei wird alles, wenn das blut'ge Zeichen
Des Krieges einmal ausgehangen ist.
Der Ackersmann verlässt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greise waffnen sich,
Der Bürger zündet seine Stadt, der Landmann
Mit eig'nen Händen seine Saaten an,

Wie Bismarck unmittelbar nach dem Tage von Sedan sich verrechnete[1]), so hatte sich auch die Berechnung von Ferrières und die von Versailles als trügerisch erwiesen. Diese Franzosen waren nun einmal so eigenwillig, alles an das setzen zu wollen, was sie für ihre Nationalehre ansahen. Nicht der Realist Thiers, sondern der Idealist Gambetta war ihr Mann und sie ließen sich lieber hundertmal von dem phantastischen Stegreifsdiktator anlügen als ein einzigmal von dem erfahrenen Staatsmann belehren. Darin liegt viel trauriges, aber doch auch etwas tröstliches. Oder war es nicht tröstlich, zu sehen, daß es sogar in unseren Tagen, im Zeitalter der plattesten Utilitätsreligion, noch Menschen, Millionen von Menschen gab, welche noch etwas höheres kannten und bekannten als des Nutzens gemeinen Dienst?

Nicht wenigen Deutschen, und zwar nicht etwa nur kenntnißlosen, erschien auch die Verlegung des deutschen Generalhauptquartiers nach Versailles zu Anfang Oktobers als eine Verrechnung, weil eben die Annahme, Paris werde nur einen kurzen Widerstand zu leisten vermögen, keine Bestätigung fand. Jedenfalls war es ein Wagniß, dazumal schon nach Versailles zu gehen, vielleicht die größte der vielen in diesem Kriege von den Deutschen gewagten Kühnheiten. Allerdings bot die Residenz Ludwigs des Vierzehnten als Sitz der obersten Heerleitung viele Vortheile dar, allein dieser Sitz war nichts weniger als ein gefahrloser. Wir sahen ja, daß die deutschen Streitkräfte, welche im September Paris einschlossen, eine Ringkette von 10 oder gar von 14 Meilen Umkreis bilden mußten und demzufolge diese Kette nur eine dünne, eine sehr dünne sein konnte. Auch da, wo sie Versailles berührte,

---

Um seines Herzens Wollen zu behaupten.
Nichts schont er selber und erwartet sich
Nicht Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Für seine Götter oder Götzen kämpft."

1) Vgl. Drittes Buch, I, 2.

war sie viel weniger dicht, als wünschbar gewesen wäre. Lagen doch in der Stadt und in der Umgebung derselben gewiß nicht mehr als 12,000 Mann deutscher Truppen und von dieser geringen Anzahl hatte man sicherlich in Paris Kenntniß. Denn die Versailler erfüllten ihre patriotische Pflicht, den Feind auszuspähen, mit Eifer und es war ja doch für die Deutschen eine reine Unmöglichkeit, den Verkehr der Franzosen mit ihrer Hauptstadt ganz abzuschneiden und Paris hermetisch zu verspünden. Die Gefahr, daß von der belagerten Stadt her mit Kraft ein großer Schlag auf das deutsche Generalhauptquartier versucht werden könnte, lag sehr nahe. Deutsche von Wissen und Urtheil haben ihre Verwunderung ausgesprochen, daß so ein Schlag nicht versucht worden [1]. Aber von einem solchen Versuch stand eben in Trochu's „unfehlbarem" Plan nichts geschrieben. Moltke behielt Recht, er kannte seine Leute, d. h. Trochu und Kompagnie. Es ging in Versailles das Gerücht, man hätte den deutschen Strategen darauf aufmerksam gemacht, daß dort das Generalhauptquartier mitsammt dem Bundesfeldherrn doch sehr gefährdet wäre, maßen die Franzosen einen kräftigen Ausfall von Paris leicht bis dorthin treiben könnten,

---

1) „Wenn man in einer dunkeln Oktobernacht 60—70,000 Mann gute Truppen" (vorausgesetzt, daß es so viele „gute" Truppen in Paris gab) — „in der Nähe des Mont Valerien versammelt und alsbald einen schnellen rücksichtslosen Marsch nach Versailles gemacht hätte, so wäre man in 2 Stunden sicherlich daselbst gewesen". — (In einer dunkeln Nacht? Das ist doch sehr fraglich.) — „Unsere Vorposten bei St. Cloud und Sèvres hätten den Durchbruch eines solchen Korps wahrlich nicht aufgehalten, und wenn die Franzosen durch gewandte Menschen zur gleichen Zeit die Drähte der deutschen Feldtelegraphen zerstörten, was trotz aller Posten und Patrouillen ein leichtes Unternehmen war, so hätte man auch in der Nacht sehr schwer Truppen zum Schutze von Versailles herbeiziehen können, zumal wenn auch von den anderen Forts aus Scheinangriffe erfolgt wären". Wickede, Geschichte des Krieges von Deutschland gegen Frankreich, 331.

und darauf hätte der General zur Antwort gegeben: „Ja, wohl, sie könnten es schon, aber sie thun es nicht.“ Einen geschichtlichen Kern mußte diese Sage gewiß haben. Denn wäre Moltke nicht fest überzeugt gewesen, daß „sie es nicht thun“ würden, so hätte er die Uebersiedelung des großen Hauptquartiers nach Versailles sicherlich nicht befürwortet.

Ein Ruhepunkt ist freilich die Stadt des vierzehnten Ludwigs für die deutsche Heerleitung nicht gewesen. So wenig war sie dieses, daß die Besorgniß vor einer von Paris her möglichen Ueberraschung wohl weit zurücktrat vor den Sorgen, welchen der im Süden, Westen, Norden und Osten sich rührende und sich rüstende nationale Widerstand Frankreichs wachrief. Man mußte die Augen überall haben, in nächster Nähe wie in weitester Ferne, auf den Gegenden, welche die Seine und Marne, die Oise und die Somme, wie auf denen, welche die Saône und die Loire durchströmten.

In der von der Loire und vom Loir bewässerten Landschaft machten sich die Wirkungen von Gambetta's fieberhafter Thätigkeit schon im Oktober und mehr noch im November deutlich fühlbar. Die Sage vom Dasein einer Loirearmee wurde zur Wirklichkeit [1]). Aus seinem Glauben an das legendarische Dogma von 1793 hatte der Diktator auch die Ansicht geschöpft, daß zu einer glücklichen Kriegsführung insbesondere der rasche Wechsel der Obergenerale gehörte. Dazumal, in der rothglorreichen Zeit der Sainte-Terreur, hatte man, hieß es, die Generale solange in die Arme der begehrlichen Tochter des Doktor Guillotin gestoßen, bis sich welche fanden, die zu siegen verstanden. Das ist zwar jetzt nicht mehr Mode, das Guillo-

1) Sie bestand zunächst aus 2 Armeekorps, dem 15. und dem 16. Ein drittes, das 17., war in der Bildung begriffen. Diese Loirearmee hieß „die erste“ und ihre Unternehmungen und Schicksale sind geschildert in dem Buche „La première armée de la Loire“, par le général d'Aurelle de Paladines.

tiniren nämlich, aber absetzen wenigstens können und müssen wir alle Heerführer, welche so ungeschickt waren, unglücklich zu sein. Weg also sofort mit dem General Motterouge, welcher den feindlichen General Von der Tann nicht verhindert hat, mit seinen „hellblauen Preußen“ — so hießen die Franzosen die Baiern — Orléans zu erobern. An seine Stelle trat der General Aurelle de Paladines, welchem Gambetta am 13. Oktober den Oberbefehl über die Loirearmee übertrug und der später — freilich erst nach seinem Zerwürfniß mit dem Diktator — über denselben das Urtheil fällte: „Ein wie tüchtiger Organisator oder vielmehr Improvisator von neuen Truppenmassen Gambetta war, so ist ihm doch jedesmal, wann er sich unterfing, Unternehmungen zu kalkuliren, oder wann er in die Bewegungen der Armee eingriff, wann er den Feldherrn spielen wollte, blutig bewiesen worden, was für Faktoren er nicht in seine Rechnung gezogen hätte, sowie, daß der Krieg eine Kunst wäre, welche sich von Bönhasen nicht betreiben ließe.“ Um so weniger, als der Krieg in den Loiregegenden bald ein sehr ernstes Gesicht annahm und Dimensionen gewann, in welchen der Dilettantismus sich nicht mehr zurechtzufinden vermochte.

In Versailles scheint man des Glaubens gewesen zu sein, der Vorstoß Von der Tanns auf Orléans und die Besetzung dieser Stadt würde in dortigen Gegenden nachhaltiger einschüchternd auf die Franzosen wirken, als dies in der That der Fall war. Daraus erklärt sich, daß die ohnehin knappen Streitkräfte des genannten Generals noch beträchtlich verringert wurden durch die Zurückberufung der 22. Infanteriedivision (Wittich) und der 4. Reiterdivision zum Einschließungsheer um Paris, welches freilich Verstärkungen sehr nöthig hatte. Schon am 15. Oktober fertigte der Generalstabschef der 3. Armee, Blumenthal, dem General Wittich den Befehl zu, mit den erwähnten Fußvolk- und Reiterharsten von der Loire über

Chateaudun, Chartres und Dreux in die Umgebung von Paris zurückzumarschiren, und wurde diese Marschlinie vorgeschrieben, weil es galt, unterwegs die in jenen Gegenden zahlreich aufgetauchten Banden von Mobilgarden und Freischützen zu zerstreuen und weitere feindliche Ansammlungen auf der Rückzugslinie Von der Tanns oder im Rücken der deutschen Armee vor Paris zu verhindern. Wittich trat seinen Marsch am 17. Oktober an und erschien am folgenden Mittag vor der Stadt Chateaudun, welche auf eine hartnäckige Vertheidigung sich eingerichtet hatte und von 3—4000 Franctireurs und Moblots unter der Führung des polnischen Grafen Lipowski besetzt war. Schon in den Dörfern vor Chateaudun hatten die Deutschen Widerstand gefunden und dieser wurde dann von der Stadt aus, ja sogar von jeder einzelnen Straße, von jedem einzelnen Hause derselben aus in erbitterter Weise geleistet. Nachdem Wittich den im Osten der Stadt gelegenen Bahnhof hatte erstürmen lassen, nahm er seine Geschütze vor, um durch dieselben die krenelirten Stadtmauern und die an allen Zugängen erbauten Barrikaden zu bearbeiten, und als auch dieses die Vertheidigung nicht brach, ordnete und führte er sein Fußvolk zum Sturm. Es war ein furchtbarer Kampf, ein solcher, wie er am 1. September vor und in Bazeilles gewüthet hatte. Noch dazu ein Nachtkampf, dessen Schrecknisse die eines beim hellen Tage ausgefochtenen verdoppelten. Erst zur 3. Morgenstunde vom 19. Oktober waren die deutschen Stürmer die Herren der brennenden Stadt[1]). Auch Chartres

---

1) „Rühmlichst muß bemerkt werden, daß die Artillerie die großen Schwierigkeiten, welche Terrain und Baulichkeiten auf dem rechten wie auf dem linken Flügel den Bewegungen entgegenstellten, entschlossen und schnell überwand. Ich selbst begab mich zur Reserve am Eingange der Stadt. Nach allen Seiten sandte ich den Befehl, den Angriff ununterbrochen fortzusetzen, wenig zu schießen, aber mit Hurrah zu stürmen. Jedes Haus beinahe mußte mit den Waffen genommen werden; viele

machte Miene, sich zu vertheidigen, aber von Chateaudun ging ein Schrecken vor den Deutschen her, welcher keinen Widerstand mehr aufkommen ließ. Wittich besetzte am 21. Oktober die Stadt, entwaffnete die Nationalgarde, nahm Freischützenbanden gefangen, zersprengte andere und wurde von Versailles her angewiesen, vorderhand in Chartres stehen zu bleiben und südwärts gen Tours, südwestwärts gen Le Mans scharf auszulugen. Etliche Tage darauf legte sich die 6. Reiterdivision in die Stadt Dreux, demzufolge Orléans, Chartres und Dreux für weit nach Süden und Westen gerückte Vorpostenstellungen des deutschen Heeres gelten konnten, welches Paris umschlossen hielt.

Das großentheils in Brandruinen gelegte Chateaudun wurde zu einer Hauptnote in dem Revanchegeschrei der Franzosen. Allerdings war das Schicksal der Stadt schwer und beklagenswerth; allein das grausame Gesetz des Krieges bereitet nun einmal solche Schicksale Städten, welche einem feindlichen Sturme Trotz bieten und deren Bewohner am Kampfe sich betheiligen. Auch ist erwiesen, daß General Wittich sein Fußvolk in den Kampf schickte, weil er hoffte, dadurch die Zerstörung der Stadt hintanhalten zu können. Wäre das nicht seine Absicht gewesen, so hätte er ja, ohne einen Mann von seiner Infanterie auf's Spiel setzen zu müssen, durch seine Kanonen die Stadt in Trümmer legen können. Im übrigen

---

gingen dabei in Flammen auf. Gegen 3 Uhr stießen die Spitzen der verschiedenen Angriffskolonnen auf dem Platze vor der Mairie zusammen und die Vertheidigung hörte auf. Graf Lipowski mit den Franctireurs verließ den Ort in regelloser Flucht. Mit Waffen in der Hand wurden ungefähr 150 Mann gefangen. Zahlreiche Todte, Franctireurs, Nationalgarden und bewaffnete Bauern, lagen in den Straßen und Häusern, in denen viele verbrannten; denn an Löschen und Retten war nicht zu denken. In der Stadt verbreitete sich das Feuer, angefacht durch einen frischen Wind, immer mehr und der ganze Theil östlich von der Mairie war schließlich ein Flammenmeer." General Wittich, Tagebuch, 93 fg.

wäre es ungeschichtlich, ja geradezu thöricht, bestreiten zu wollen, daß von der Zeit ab, wo Gambetta und seine Genossen den Krieg „à outrance“ proklamirt haben, der deutsch-französische Krieg eine mehr und mehr wilde Gestalt annahm. Zur höchsten Erbitterung wurden die deutschen Soldaten gereizt durch die häufig so heimtückisch-mörderische Betheiligung von Bürgern und Bauern am „kleinen“ Kriege, d. h. am Kriege der Verräthereien, Hinterhalte und Ueberrumpelungen. Trotzdem ist es wahr, daß unsere Offiziere und Soldaten das ihnen nach Kriegsbrauch verfallene Leben von hunderten und tausenden von mit den Waffen in den Händen gefangenen Freischützen und Bauern geschont haben. Anderweitig gebot das eiserne Gesetz der Selbsterhaltung ein schonungsloses Vorgehen gegen feindliche Personen und ganze Ortschaften, vonseiten welcher gegen unsere Truppen das geübt worden, was den Deutschen „Verrath“, den Franzosen aber mit Recht Patriotismus hieß. In Folge solcher Vorgänge und zum „warnenden Exempel“ sind von den Deutschen die Ortschaften Ablis bei Rambouillet, Etrepagny in der Normandie, Fontenay unweit von Toul, Parmain bei Isle-Adam mit Vorbedacht verbrannt worden. Auch die Plünderungslust der deutschen Soldaten gedieh im späteren Verlaufe des Krieges zu einem Grade, der keine Beschönigung zuläßt, auch diese nicht, daß ja manche Offiziere zu solchen Ausschreitungen ausdrücklich aufgefordert hätten [1]).

---

1) Monod, den wir auch hier für einen vollgiltigen Zeugen nehmen dürfen, hat im Anhange zu seinem Buche (156 fg.) den aus Arques vom 9. December 1870 datirten und in einem Hause von Sainte-Geneviève zwischen Dieppe und Rouen gefundenen Brief eines deutschen Soldaten (Eugen Mayer) an sein „liebstes Mütterchen“ im Urtext und in französischer Uebersetzung mitgetheilt, welchen auch wir nicht übersehen dürfen oder wollen. Der Mayer schreibt unter anderem: „Unsere Sitten haben in dieser Zeit, wenigstens die meinigen, glaub' ich, keinen Schaden erlitten; man wird rauh und hart, aber nicht wild und wüst. Das einzige, welches uns schaden wird, wenn wir, so Gott will, glücklich nach Hause kommen,

Kurz, die Summe der Geschehnisse fasste sich nachgerade zusammen in das Schillerwort:

„Ein furchtbar wüthend Schrecknis ist der Krieg“.

---

ist, daß man das Mein und Dein nicht mehr unterscheiden wird. Wir werden alle ausgemachte Spitzbuben sein. Es ist uns nämlich befohlen, alles zu nehmen, was wir finden und gebrauchen können; dies erstreckt sich nicht allein auf Futter für Pferde und Menschen, sondern auf alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Durch das Verlassen der meisten Schlösser hier in der Umgegend steht uns der Zugang zu allen Gemächern auf und nun wird alles stipitzt, was nur zu kriegen ist. Besonders werden die Weinkeller untersucht und haben wir in dieser Normandie mehr Champagner getrunken, als wir in der Champagne gesehen. Unser Adjutant, Prinz W......, sagte mir vorgestern: „„Mayer, thun Sie mir den einzigen Gefallen und stehlen Sie alles, was Sie kriegen können; wir wollen doch dem Volke zeigen, daß sie uns nicht umsonst in diesen Krieg verwickelt haben.““ Ich konnte natürlich, da es ein Befehl war, nicht anders antworten als: „Zu Befehl, Durchlaucht.“ — Es gehört, scheint mir, byzantinische Liebedienerei dazu, derartige Thatsachen vertuschen oder bemänteln zu wollen, wie ja deutsche Hofräthe versucht haben. Ehrenhafter und klüger ist es, zu sagen: Der Krieg hat auch auf deutsche Soldaten und Offiziere seinen verwildernden Einfluß geübt. Dagegen darf und muß aber betont werden, daß die deutschen Heerführer und Generäle mit leeren und reinen Händen aus Frankreich zurückgekehrt sind. Sie haben sich zum „warnenden Exempel“ genommen die Erinnerung an die Schamlosigkeit, womit die Marschälle des ersten und echten Napoleon vor Zeiten Deutschland, Oestreich, Polen, Russland, Italien, Spanien und Portugal ausgeraubt hatten. Davoust, Soult, Ney und Junot waren, wie die Welt weiß, unter den systematischen Plünderern und Langfingern die allerärgsten. Der Juwelenraub, welchen der letztgenannte in Lissabon beging, noch dazu in Verbindung mit einem ruchlosen Mord, gehört zu dem häßlichsten, was jemals im Kriege vorgefallen. Vgl. über dieses Thema Bernhardi's Aufsatz „Napoleons I. Politik in Spanien“ in Sybels Histor. Zeitschrift, Bd. 41, S. 46 fg.

2.

Der Zug der Deutschen vom Elsaß aus gen Epinal und weiter gen Dijon hatte nicht allein in jenen Gegenden, sondern auch in den leitenden Kreisen zu Tours große Besorgnisse erregt. Man fürchtete hier ebensosehr ein Vorgehen der von Werder befehligten feindlichen Streitkräfte nach Süden, in der Richtung auf Lyon, wo nicht viele Vertheidigungsmittel vorhanden waren, als auch ein Weiterführen des deutschen Vorstoßes nach Westen zu, was sehr störend in die Armeeneubildung an der Loire eingreifen konnte. Diese Befürchtungen mußten noch beträchtlich dadurch verschärft werden, daß der General Cambriels den Deutschen nirgends lange standzuhalten vermochte und mit seinen aus Rand und Band gekommenen Truppen nach Besançon zurückgeworfen wurde, welcher feste Platz überdies in Folge langer Vernachlässigung ebenfalls in schlechtem Vertheidigungszustand sich befand. Gambetta hielt es darum für nöthig, persönlich von Tours nach Besançon zu eilen, wo er am 18. Oktober anlangte, um mit Cambriels die nöthigen Verabredungen zu treffen und, wo möglich, seine eigene Energie den Vaterlandsvertheidigern und ihren Führern auch auf der östlichen Scene des Kriegstheaters einzuflößen[1]).

Am Tage zuvor war auch Garibaldi in Besançon ein-

1) Bezüglich der Vorgänge auf dieser Scene bis zum Ende des Krieges habe ich neben Blume und dem Generalstabswerk vorzugsweise zu Rathe gezogen Oberst Graf Wartensleben, die Operationen der Süd-Armee — Friedrich von der Wengen, die Kämpfe vor Belfort (eine Zierde der kriegsgeschichtlichen Literatur) — Freycinet, La guerre en province — Beauquier, Les dernières campagnes de l'Est — Juteau, Rapport sur la campagne de l'Est — Bordone (Garibaldi's Generalstabschef), Garibaldi et l'armée des Vosges — Middleton, Garibaldi, ses opérations à l'armée des Vosges.

getroffen, nachdem er die Gegend bis gen Belfort hinauf besichtigt hatte. Am 19. Oktober hatte er eine Unterredung mit dem Diktator, bevor dieser nach Tours zurückreis'te. Der rothhemdige Vorkämpfer für Wolkenkuckuksheim, d. h. für die Universalrepublik, setzte seinen Kriegsplan auseinander, welcher abzielte auf die Zurückeroberung der Vogesen und weiterhin auf einen Rheinübergang und einen Einfall ins Land Baden. Gambetta ließ den Mann reden, schenkte aber seinen Worten wenig Beachtung. Trotz seines eigenen nicht geringen Vorraths an Phantasie sah er in dem garibaldischen Plan eines Einfalls in Baden ganz richtig nur ein Phantasma. Ueberhaupt war der Diktator für seine Person keineswegs garibaldisirt. Im Begriffe, Besançon zu verlassen, sagte er zu seiner französischen Umgebung: „Man muß sich nicht mit Garibaldi einlassen; er ist eigentlich für uns nur eine Last“ [1]). In den von Gambetta mit Cambriels und andern Offizieren gepflogenen Erörterungen war schließlich festgestellt worden, daß man es vorderhand als die Hauptaufgabe der französischen Kriegsleitung in dieser Gegend ansehen sollte und müßte, wieder in den Besitz der westlichen Abdachung des Vogesengebirges zu gelangen und dadurch die Streitkräfte Werders soweit als möglich nach Norden zurückzudrängen [2]).

Das war nun aber nicht gelungen. Werder hielt die Linie Lure, Vesoul, Gray, Dijon, stand mit seinem Gewalthaufen in der Hauptstadt von Burgund und behauptete sich länger als einen Monat in dieser allerdings sehr gefährdeten, aber auch wichtigen Stellung, während Abtheilungen seiner Truppen immerfort die Landschaft durchstreiften, unter häufigem Fechten mit immer zahlreicher auftretenden Freischaren. War ja die Freischärlerei in diesen Gegenden derweil in großem Stil

1) Bordone, 42. Beauquier, 35.

2) Von der Wengen, 33.

organisirt worden und zwar durch den Mann, welcher als der erste Freischärler des Jahrhunderts unbedingt anerkannt war, durch Giuseppe Garibaldi, welcher freilich, wie nicht wenige seiner besten Landsleute und seiner besten Freunde geurtheilt haben, klüger gethan hätte, so er daheim geblieben wäre und auf Kaprera seinen grünen Naturkohl wie auch seinen papierenen Briefephrasenkohl weiter gepflanzt hätte.

Der Mann hatte sich, wie ja jeder weiß, um sein Vaterland sehr bedeutende Verdienste erworben und zwar gerade in seiner Eigenschaft als Freischarenführer. Seine Vertheidigung des republikanischen Roms gegen die pseudorepublikanischen Franzosen i. J. 1849, dann seine abenteuerliche Fahrt i. J. 1860 nach Sicilien und von da nach Neapel sind und bleiben Glanzpunkte der neuzeitlichen Geschichte Italiens. Das letzterwähnte Unternehmen wäre freilich, obzwar Garibaldi es dabei nur mit Neapolitanern zu thun hatte, kaum zu einem glücklichen Ende geführt worden, so Cavour nicht ein piemontesisches Heer in den Kirchenstaat und nach Unteritalien geschickt hätte. Der Feldzug im Neapolitanischen hatte ganz unwidersprechlich dargethan, daß Garibaldi ein ganz vortrefflicher Freischarengeneral, aber kein Feldherr wäre und im großen Kriege sich gar nicht zu rathen und zu helfen wüßte. Dasselbe Jahr 1860 hatte auch ein für allemal dargethan, daß der Mann ein glühender, durchaus selbstloser und jeder Aufopferung fähiger Patriot wäre, aber als Politiker ein Pfuscher und als Staatsmann eine Null. Der große Minister Viktor Emanuels, Cavour, nannte ihn daher zwar unhöflich, aber treffend gewöhnlich nur „notre ganache heroïque“. In Wahrheit, überreich mit Phantasie und Gefühl, aber ärmlich mit Verstand und Urtheilskraft ausgestattet, besaß Garibaldi ein Herz von Gold und einen Kopf von Stroh. Darum war er auch allzeit so leicht von seiner Umgebung zu leiten, falls diese seinen Schwächen zu schmeicheln verstand, und er ist

demzufolge mehr als einmal der Hampelmann von notorischen Narren oder Gaunern gewesen. Die Besiegung der Franzosen bei Wörth, Metz und Sedan, also die Wegwischung des Kaiserreiches durch die Deutschen, hatte er mit überschwänglichem Jubel begrüßt. Wenige Wochen später bot er den Franzosen seinen Degen gegen die Deutschen an. Er handelte hierbei als der urtheilslose Phantasiemensch, der er immer gewesen. Der Name „Republik" wirkte auf ihn wie der Zaubertrank der Hexe auf den Faust. Er „sah Helena in jedem Weibe", d. h. er berauschte sich mit der närrischen Illusion, die neugebackene französische Republik müßte und würde eine allgemeine Umwälzung Europa's im republikanischen Sinne bewirken. Darum gab er auf alle, nach seiner Ankunft in Frankreich ihm entgegengebrachten Begrüßungen allfort zur Antwort: „Evviva la república universale!" Daß, wie die Sachen lagen, von einer europäischen Bewegung im republikanisch-revolutionären Sinne nicht entfernt auch nur die Rede sein könnte, davon hatte der gute Mann keine Ahnung, und weil er die Sachlage ganz und gar verkannte, hat er auch nichts ausgerichtet, rein nichts, und konnte nichts ausrichten. Zudem war es für ihn vom Anfang an ein großes Hinderniß, daß sich um ihn Leute sammelten, welche auch die beste Sache hätten zu Grunde richten müssen. Seine beiden Söhne Menotti und Ricciotti, sowie sonst noch ein Dutzend ehrlicher Phantasten und Enthusiasten, wie z. B. der Pole Bossak-Hancke einer war, ausgenommen, war die Umgebung des Generals mit Ignoranten angefüllt und von katilinarischen Existenzen verstänkert. Der eine oder der andere dieser Katilinarier brannte gelegentlich mit der, übrigens nie sehr schweren, garibaldischen Kriegskasse durch.

Fünf bis sechshundert „Rothhemden", welche dem General aus Italien gefolgt oder vielmehr vorangegangen waren, machten den Kern der garibaldischen Schar aus. Dieser Kern,

um welchen sich ziemlich rasch allerhand Verschalungen herlegten, bestand großentheils aus alten Schicksals- und Streitgenossen ihres Führers, dessen Ruf sie zur Betheiligung an dem neuen Abenteuer gelockt hatte. Dazu kam dann zuvörderst eine Anzahl von jungen Leuten, welche von Politik so wenig verstanden wie Garibaldi selber, aber nicht minder aufrichtig als er von der Narrenidee einer Weltrepublik begeistert waren. In dem Maße nun aber, in welchem das „Heer der Universalrepublik" in Frankreich durch Zuzug aus allen Richtungen der Windrose sich vergrößerte, wurde die Gesellschaft immer gemischter, wurde schließlich eine fürchterlich gemischte [1]. Mit dieser Gesellschaft sollte nun der Alte von Kaprera alle die Wunder thun, welche man von ihm erwartete. War er doch selber wie ein wandelndes Mirakel in Frankreich empfangen worden. Nämlich von der Menge, vom souveränen Unverstand; denn die Verständigen und Urtheilsfähigen wußten ja von vornherein, wie sie mit dem rothhemdigen Guerrillero daran wären. Bekannt ist auch, daß Frankreich den armen, alten, gichtbrüchigen Mann, nachdem derselbe als kein Hexenmeister sich erwiesen und kein Wunder gewirkt hatte, mit einem Fußtritt heimschickte, mit jenem Fußtritt, welchen ihm die Nationalversammlung im Februar von 1871 zu Bordeaux gegeben hat.

Zur Zeit, als man noch an Garibaldi glaubte, also im Oktober von 1870, war beschlossen worden, daß eine „Vogesen-Armee" gebildet werden und der General dieselbe befehligen sollte. Dabei war angenommen, daß sich der Führer dieser aus garibaldischen Freischärlern und aus französischen

1) Eine fleißige und genaue, obzwar keineswegs erbauliche Analyse dieser Mischung veranstaltete Robert Middleton in seinem Buche „Garibaldi et ses opérations". Der Verfasser gibt sich durchweg als einen grimmigen Deutschenfresser, was ihn aber doch nicht gehindert hat, das Thun und Treiben der Garibaldiner als Augen- und Ohrenzeuge mit einer Deutlichkeit zu schildern, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Mobilgarden zu bildenden Vogesen-Armee mit dem Kommandanten der sogenannten „Ost-Armee“, dem General Cambriels, ins engste Einvernehmen setzen sollte und daß die beiden Generale gemeinsam handeln würden. Allein diese Annahme ging fehl. Cambriels trug von vornherein und dann vollends nach Gambetta's bezüglichen Auslassungen zu Besançon gar kein Verlangen zu einer Verständigung und zu gemeinsamem Handeln mit dem rothhemdigen Kämpen der Universalrepublik. Ueberhaupt haben nicht allein die französischen Generale und Offiziere, sondern auch die französischen Soldaten das Erscheinen und Auftreten Garibaldi's durchweg mit scheelen Augen angesehen und nur höchst widerwillig und ungenügend mit dem „Cirkus-General“ zusammengewirkt. Auch die steifkatholische Bevölkerung der Vogesen- und Juragegenden stieß der unpolitische Alte heftig vor den Kopf durch Gewaltsamkeiten, welche er, der Fremdling, auf französischem Boden gelegentlich gegen Jesuiten und andere Priester verübte. Alle diese Umstände mußten auf seine Unternehmungen hemmend und lähmend wirken und noch dazu wurde er von der Regierung in Tours, für die er ja „nur eine Last war“, auf wirklich unwürdige Weise im Stiche gelassen, indem seiner Schar nur ganz spärlich das nöthige Feldzeug, das nöthige Geld und die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln und Schießbedarf zugefertigt wurden. Anständiger wäre es freilich gewesen, wenn Gambetta dem General frei heraus erklärt hätte, derselbe möchte sich gefälligst heimscheeren; allein das wollte der Diktator nicht thun, weil der Aberglaube an den Mirakelthuer von der Ziegeninsel dermalen in Frankreich noch gar weit verbreitet war.

Derweil war Garibaldi von Besançon nach Dôle gegangen und hatte hier, obgleich arg von der Gicht geplagt, auf eigene Faust und sehr thatkräftig seine Streitmacht zu sammeln, zu ordnen und auszurüsten begonnen, so gut es

eben gehen wollte. Es ging schwierig und langsam. Die französischen Zuzügler, welche anlangten, gehörten zumeist einer Sorte von „Streitern und Sterbern für das Vaterland“ an, welche man anderwärts gern losgeworden war. Der erwartete „massenhafte“ Zuzug aus Italien blieb ganz aus, weil ja alle Einsichtigen von Garibaldi's eigener Partei daheim mit seinem französischen Abenteuer gar nicht einverstanden waren: 1) darum nicht, weil sie es ebenso thöricht als undankbar fanden, gegen die Deutschen zu kämpfen, welche mittels ihrer Siege den Italienern so eben Rom, das ihnen von den Franzosen so lange vorenthaltene Rom gegeben hatten; und 2) desshalb nicht, weil sie, so Garibaldi schlechterdings etwas unternehmen wollte, es viel lieber gesehen hätten, daß er, statt für das Narrenheim von Weltrepublik zu fechten, einen Versuch machte, sein Heimatland Nizza wieder an Italien zurückzubringen. Indessen blieb der Alte aller Schwierigkeiten, auf die er stieß, ungeachtet guten Muthes. Es ist ja die, übrigens beneidenswerthe, Art solcher oberflächlicher Menschen, Optimisten aus dem ff zu sein und Brillen mit rosenrothen Gläsern zu tragen. Der Stärkebetrag der garibaldischen Freischar lässt sich nicht mit völliger Genauigkeit feststellen. Hing ja derselbe gar oft vom Wind und Wetter ab. Bald mehrte, bald minderte sich der Dazu- und der Davonlauf. Der General selber hat in einem aus Kaprera vom 7. März 1871 datirten Briefe die Stärke seiner Schar auf 8000 Mann angegeben, allein er kann hierunter nur die Garibaldiner im engeren oder engsten Sinne verstanden haben. Denn es ist ja erwiesen, daß die garibaldische Freischar, als ihre Organisation vollendet und sie zum höchsten Bestand gelangt war, 4 Brigaden zählte, deren erste Bossak-Haucke, deren zweite Delpech, deren dritte Menotti Garibaldi, deren vierte Ricciotti Garibaldi befehligte. Allerdings waren diese 4 Brigaden an Stärke so verschieden, daß die schwächste 1250 und die stärkste

2800 Mann zählte; alles in allem jedoch, die Kavallerie und Artillerie (18 bis 20 Geschütze) hinzugerechnet, hatte der Alte von Kaprera zur Zeit der höchsten Blüthe seiner Freischar etwa 18,000 Mann unter seinem Befehl[1]). Als er einmal soweit war, seine Truppen von Dôle aus gegen die Saône und den Oignon vorschieben zu können, blickte der optimistische Schwärmer durch die erwähnten Brillengläser höchst zuversichtlich in die Zukunft und schrieb zu Anfang Novembers an einen Freund in England: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Frankreich ist gar nicht so übel daran, wie man glaubt, und ich zweifle nicht daran, daß wir siegen und den Feldzug mit einer brillanten Schlußscene beendigen werden.“ Der gute Alte hätte besser gethan, nicht unter die Propheten zu gehen. Später schrieb er von seiner Ziegeninsel aus an einen Freund auf dem italischen Festland: „Die deutschen Soldaten sind die ersten der Welt; es ist unmöglich, gegen sie aufzukommen.“

Erst in der 2. Hälfte vom November fühlte sich Garibaldi in der Verfassung, ernstlich ins Feld zu rücken, d. h. gegen das 14. deutsche Korps unter Werder anzugehen, welches vor allen Dingen durchbrochen werden mußte, falls der garibaldische Feldzugsplan, auch seiner phantastischen Ueberspannung entkleidet, zur Entwickelung kommen sollte. Hierbei nun hatte der große Freischärler bald Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß er es diesmal nicht mit neapolitanischen Soldaten zu thun hätte. Auch die gebildeteren seiner Offiziere merkten sofort, das zu spielende Spiel würde kein leichtes sein. Aber gethan mußte doch etwas werden; denn die närrischen Hoffnungen, welche die ungeheure Mehrzahl der Franzosen auf Garibaldi gesetzt hatte, begannen schon in Misstrauen oder gar in Verachtung umzuschlagen. Es handelte sich also darum,

---

1) Bordone (welcher als „Generalstabschef“ es doch wissen mußte), 218 et suiv.

dem General Werder in den Rücken zu kommen. Die zu diesem Zwecke zu durchbrechende Linie der deutschen Stellungen lief von Belfort über Mömpelgard, Vesoul und Gray nach Dijon. Belfort, der Schlüssel zum oberen Elsaß, war seit dem 3. November vom General Treskow eingeschlossen. Da war also nicht durchzukommen. Am 9. November war auch die Stadt Mömpelgard — sie und ihr Gebiet waren erst 1793 dem herzoglichen Hause Wirtemberg von den Franzosen geraubt worden — von den Deutschen besetzt worden. Das alte Schloß daselbst gab einen starken Stützpunkt ab, und da am selben Tage auch das hart an der Schweizergränze gelegene Delle deutsche Besatzung erhielt, so waren alle Zugänge zum Elsaß vom Süden her abgesperrt. Garibaldi mußte daher seinen Angriffsstoß in viel weiter westlich gelegener Richtung, aus der Gegend von Autun her, unternehmen, und, indem er Dijon rechts liegen ließ, die deutschen Stellungen vom Rücken her zu fassen versuchen.

Das Unternehmen hatte einen für die Freischar so glücklichen Anfang, daß es gelingen zu wollen schien. Dieser Anfang war der Ueberfall von Chatillon-sur-Seine, woselbst am 18. November 3 Kompagnien vom westfälischen Landwehrbataillon Unna, das über Chaumont und Nancy von Pont-à-Mousson gekommen, und 1 Landwehrhusarenschwadron eingerückt waren. Die Deutschen vernachlässigten den Sicherheitsdienst keineswegs, denn sie wußten die Garibaldischen in der Nähe. Aber die Leute waren vom langen und beschwerlichen Marsch um so mehr ermüdet, als derselbe mit unaufhörlichen Erkundungsstreifereien nach rechts- und linkshin verbunden gewesen, und so schliefen sie in der Nacht vom 18. auf den 19. November fester, als sie hätten thun sollen. Hiervon war der von Lucenay mit seiner Brigade nach Saulieu marschirte Ricciotti Garibaldi durch Einwohner von Chatillon verständigt. Sofort machte er sich über Montbard nach

Culmiers-le-Sec auf und von hier aus überfiel er vor Tagesanbruch nach Zurückdrängung ihrer Feldwachen die schlafenden Deutschen in Chatillon, holte 167 Mann, worunter mehrere Offiziere, als Gefangene aus den Betten, tödtete und verwundete viele der zu den Waffen geeilten Feinde in einem erbitterten Straßenkampf, trieb den Rest zur Stadt hinaus und machte sich dann mit den Gefangenen, sowie mit den erbeuteten Pferden und Waffen eilends davon und auf den Weg, den er gekommen, nach Montbard zurück. Unter den deutschen Gefallenen befand sich auch der Husarenmajor Alvensleben. Nicht wenige der Todten fand man in ihren Betten erschlagen oder erstochen. Die Deutschen waren jedoch schon am Abend des Tages wieder in Chatillon, nachdem sie von Chateau-Vilain, beziehungsweise von Chaumont her Verstärkung erhalten, und die Stadt hatte den gelungenen Handstreich der Garibaldiner mittels Erlegung einer hohen Kriegssteuer zu büßen. Ueberhaupt hatte es für die Ortschaften, welche sich mit den Freischaren einließen oder auch nur in den Verdacht kamen, mit denselben sich eingelassen zu haben, regelmäßig die schwersten Folgen und daraus erklärt es sich, daß die Einwohnerschaften der kleinen Städte und der Dörfer bald dahin kamen, viel lieber die verhassten „Prussiens“ als die gefährlichen Franctireurs in ihren Mauern und in ihren Häusern zu sehen. Von Montbard aus richtete Ricciotti Garibaldi am 21. November ein Schreiben an den Prinzen Friedrich Karl, als an den Feldherrn der 2. Armee, worin er nicht ohne Beredsamkeit für die soldatisch ausgerüsteten und geführten Freischärler die Rechte von Soldaten in Anspruch nahm. Antwort erhielt er keine, allein ohne Wirkung mag doch sein Brief nicht geblieben sein[1]). Am 22. November

1) „Man bekehrte sich diesseits allmälig zu der Anschauung, daß die uniformtragenden und eben dadurch sich offen als Gegner kennzeichnenden Freikorps auch als Soldaten zu behandeln seien, und verzichtete darauf, sie in

führte Ricciotti seine Brigade nach Semur und von da marschirte er nach Arnay-le-Duc, um den von seinem Vater geplanten und versuchten Angriff auf Dijon zu unterstützen.

Denn der gelungene Ueberfall von Chatillon, welchen die französische Lügenpresse gewohntermaßen zu einem „bedeutsamen Sieg“ aufschwindelte, eiferte den Freischarengeneral zu dem Versuch an, die Hauptstellung der Deutschen in diesen Gegenden zu überfallen und ihnen Dijon zu entreißen. In seinem Hauptquartier Autun eine Besatzung zurücklassend, marschirte er am 21. November mit 3 Brigaden von dort aus und nach Arnay-le-Duc. Der weitere Vormarsch ging auf Pont de Pany, 2 Meilen westwärts von Dijon gelegen. Die Brigade Bossak-Haucke machte den rechten, die Brigade Menotti Garibaldi den linken Flügel, während die Brigade Delpech als Rückhalt folgte. Am Nachmittag vom 24. November sollte in Pont de Pany der Aufmarsch der ganzen Schar geschehen, damit dann die letzten Vorbereitungen zum Ueberfall der Deutschen in der Hauptstadt von Burgund getroffen werden könnten. Auch hier war es ja auf einen Ueberfall im korrekten Stile der Freischärlerei abgesehen, nur misslang diesmal der wohlgeplante Streich völlig. Abergläubischen Rothhemden mochte es schon als ein übles Vorzeichen erscheinen, daß der General, nachdem er in der Frühe vom 26. November mühsälig auf sein Schlachtroß geklettert war, von diesem abgeworfen wurde. Indessen schienen die Vorschritte, welche die Freischar an diesem Tage über Pasques und Prénois gen Dijon hin machte, das Gelingen des ganzen Unternehmens zu verbürgen. Am Abend waren die Dijoner überzeugt, daß schon in den nächsten Stunden die „Vogesen-Armee“ siegreich einrücken würde. Die mehr oder weniger

---

gleiche Reihe mit jenen heuchlerischen, die Friedlichkeit der blauen Bluse heimtückisch ausnützenden „Paysans“ zu stellen, die uns innerhalb des Dorfes bewirtheten und außerhalb desselben niederschossen.“ Fontane, II, 675.

schönen Dijonerinnen warfen höhnisch-stolze Blicke auf die deutschen Ketzer, welche ja keine Christen wären [1]). Die Blusenmänner nahmen eine drohende Haltung an, machten aber nur noch eine Faust im Sack, als die Deutschen ihre Geschütze an den Straßenecken zum feuern herrichteten und Werder die Drohung ausgehen ließ, der Versuch einer Revolte würde ihn zwingen, die Stadt zu vernichten.

Bordone erzählt, Garibaldi hätte in Darois, wo, wie auch in Pasques, die Brigade Delpech als Reserve zurückblieb, während die beiden andern Brigaden gegen Dijon vorgingen, am Abend vergnügt zu ihm gesagt: „Nun, Oberst, wollen wir in Dijon zur Nacht essen?" und er, Bordone, hätte geantwortet: „Wir wollen es versuchen." Es wurde aber nichts daraus. Der nächtliche Anlauf der Freischar auf die Stadt war muthig genug, allein 2 Bataillone des 3. Regiments von der Brigade Degenfeld, welche vor dem Nordwestthore von Dijon quer über der nach dem Suzonthal hinaufführenden Straße aufgestellt waren, reichten aus, diesen dreimal tapfer wiederholten Anlauf zu hemmen und zu brechen. Hier galt es nicht wie in Chatillon, im Schlafe überraschte Gegner todtzustechen, sondern gegen einen sehr wachen Feind anzu-

1) „Mit meiner Hauswirthin (in Dijon) hatte ich manches interessante Gespräch, welches mich tief in die kirchlichen und religiösen, politischen und socialen Zustände des französischen Volkes hineinblicken ließ. Es genüge zur Beleuchtung der über unsern evangelischen Glauben unter demselben verbreiteten Vorurtheile darauf hinzuweisen, daß die gute Frau alles Ernstes meinte, Voltaire und Rousseau seien die Gründer des Protestantismus, und daß sie mich fragen konnte, ob wir denn an Jesum glaubten. Kurz, alle diese Fragen ließen sich in die eine zusammenfassen, welche in Noidbans-le-Ferroux eine Bauersfrau an mich gerichtet hatte, ob die Protestanten denn Christen wären. Beidemale wollten die Fragestellerinnen meinen bejahenden Antworten keinen rechten Glauben schenken." H. Bauer, Erinnerungen eines badischen Feldgeistlichen aus dem Kriege 1870—71, S. 43.

gehen, welcher auch durch das Blasen des Garibaldimarsches und durch das Singen der Marseillaise sich keineswegs erschüttern ließ, sondern seine Stellung behauptete und den Angreifern mörderische Salven in die Front und bald auch in die Flanke schickte. Dem letzteren Umstand schreibt Bordone es zu, daß die garibaldische Sturmsäule zerbarst, daß Verwirrung einriß, welche durch die Dunkelheit und das Regengeströme noch vermehrt wurde, und daß demnach nichts übrigblieb, als einen schleunigen Rückzug auf Lantenay anzutreten. Am folgenden Tage, 27. November, ließ Werder durch die Brigade Von der Goltz, welcher 2 Bataillone von der Brigade Prinz Wilhelm beigegeben waren, die garibaldische Reserve unter Delpech bei Pasques und Prénois angreifen und zum Rückzug auf Ancey zwingen. Die ganze Freischar vermochte überhaupt nach diesem großen Fehlschlag vorderhand das Feld nicht mehr zu halten und koncentrirte sich mit möglichster Beschleunigung rückwärts auf Autun.

Demzufolge wußte Werder die Stellungen des 14. Korps während des Restes vom November und den December hindurch nicht allein zu behaupten, sondern er verstand es auch, mittels wiederholter Angriffsstöße dem Feinde beträchtlichen Schaden zu thun. So entsandte er die Brigade Von der Goltz zur Beobachtung und Unschädlichmachung der nordwärts von Dijon gelegenen Festung Langres, welche den zahlreichen Freischützenbanden der Côte d'Or zum Rückhalt für ihre Unternehmungen und zur Zufluchtsstätte bei ihren Rückzügen diente. Im December sodann wurde ein größeres Unternehmen gegen einen Theil der französischen Ost-Armee ins Werk gesetzt, gegen die Division Cremer, welche sich über Beaune bis Nuits vorgeschoben hatte, also bis auf 3 Meilen südlich von Dijon. Unter Führung des Generals Glümer sollten die beiden Brigaden Degenfeld und Prinz Wilhelm den Stoß auf die Franzosen bei Nuits führen und sie führten denselben am 18. De-

cember mit großer Tapferkeit und schönem Erfolg, aber auch mit blutigen Einbußen. Die Erstürmung des Eisenbahndammes vor dem Ort, dann die Erstürmung von Nuits selber waren gefahr- und verlustvoll [1]). Nach Einbruch der Dunkelheit, um $5^1/_6$ Uhr, empfing General Glümer die Meldung, daß der Sieg erstritten und der Feind auf dem Rückzug wäre. Dieser gelungene Vorstoß nach Süden zu sicherte die Deutschen in der nächsten Zeit vor einer Behelligung von dorther und also stand Werder überhaupt mit Einsicht, Eifer und Erfolg seinem Amte vor, der Hüter der großen deutschen Verbindungslinie vom Südosten her zu sein, bis zur Zeit, wo eine neue Wendung des Krieges den General zur Lösung einer noch weit größeren Aufgabe berief.

3.

Neununddreißig Tage vor ihrer Niederlage bei Nuits auf der südöstlichen Scene des Kriegstheaters hatten die Franzosen auf der südwestlichen einen Erfolg gewonnen, welcher sich freilich bald als ein flüchtiger erwies, aber doch endlich einmal

---

1) Die Deutschen hatten 945 Todte und Verwundete, worunter 52 Offiziere. Oberst Renz und Major Gemmingen waren gefallen, General Glümer, Prinz Wilhelm und Oberst Wechmar verwundet. Die Trauer im Lande Baden war groß. Die Franzosen hatten noch mehr gelitten. Sie hatten an Todten und Verwundeten 1500 Mann eingebüßt und waren ihnen 700 Mann gefangen worden. In Lyon erregten der Grimm und der Schmerz über diese Niederlage, deren Opfer zu 2 Dritteln Lyoner Kinder waren, einen rothen Putsch, während dessen kurzer Dauer der Kommandant vom 12. Bataillon der Nationalgarde, Arnaud, ein braver Mann, von den Putschern in schändlichster Weise zu Tode gemartert wurde.

wie ein Sieg aussah. Begreiflich und verzeihlich daher, daß sie damit großen Staat und vielen Lärm machten. Man konnte ihnen die rasch vorübergehende Freude wohl gönnen.

Weil der Prinz Friedrich Karl seine Heersäulen erst in den letzten Oktobertagen von der Mosel gegen die Loire zu in Bewegung zu setzen vermochte, mußte die Stellung Von der Tanns mit seinen Baiern in und bei Orléans eine mehr und mehr gefährdete werden. Eine um so gefährdetere, als, wie wir ja gesehen, der General Wittich mit der 22. norddeutschen Fußvolksdivision und der 4. Reiterdivision von Orléans abberufen worden und über Chateaudun nach Chartres gezogen war. Der baierische General suchte sich durch fleißige, südwärts und westwärts unternommene Erkundungszüge über die Zustände beim Feinde und über die Pläne desselben zu vergewissern, und in den ersten Tagen des Novembers konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß bedrohliches gegen ihn im Werke wäre. Ein Kundschaftszug, welchen am 7. November 3 Regimenter von der 2. Reiterdivision und 1½ Bataillon baierisches Fußvolk unter der Führung des Generals Grafen Stolberg von Orléans aus rechtshin gegen den Wald von Marchénoir hin unternahmen, brachte die Gewißheit, daß die französische Loirearmee daran wäre, die Deutschen in Orléans am rechten Flügel zu umgehen, augenscheinlich in der Absicht, auf Von der Tanns Rückzugslinie gen Paris sich zu stellen. Orléans mußte demzufolge geräumt werden, so sich die Deutschen der Gefahr, daselbst umflügelt und eingeschlossen zu werden, entziehen wollten.

Die französische Loirearmee war jetzt soweit, ein solches Unternehmen planen und ausführen zu können. Ihr neuer Oberbefehlshaber D'Aurelle de Paladines, hatte in Salbris zwischen Orléans und Vierzon sein Hauptquartier aufgeschlagen und eifrig an der Vervollständigung und Fertigstellung seiner beiden Armeekorps gearbeitet. Am 24. Oktober hatte in Salbris ein Kriegsrathschlag stattgefunden, an welchem Gam-

betta's Hauptgehilfe Freycinet theilnahm. Hier wurde der vorläufige Beschluß gefasst, Orléans zurückzuerobern, und zwei Tage später wurde dieser Beschluß zu einem bestimmten bei einer Zusammenkunft, welche D'Aurelle mit Gambetta in Tours hatte[1]). Am 27. Oktober begann der Zusammenzug der Truppen vom 15. und 16. Armeekorps in der Richtung auf Blois. Hier hielt D'Aurelle den Weiterzug für etliche Tage inne, weil er seine „jungen" Truppen den Einwirkungen der eingefallenen schlechten Witterung nicht bloßstellen wollte. Dann wurde der Marsch loireaufwärts angetreten und dieser Marsch führte die Franzosen dem Zusammenstoß mit den Baiern bei Coulmiers entgegen.

Denn Von der Tann hatte mit schnellem Entschluß seinen Harst aus der Falle gezogen, welche nach französischer Rechnung die Stadt der Jungfrau für denselben werden sollte. Eine Nachhut von etlichen Bataillonen zur Deckung und Fortschaffung der Lazarethe in Orléans zurücklassend, war er in der Nacht vom 8. auf den 9. November abgezogen und hatte, was er an Streitkräften besaß, westnördlich von der Stadt zwischen Huisseau und St. Péravy in Vertheidigungsstellung gebracht, die Front gen Westen gerichtet, mit dem linken Flügel an den Wald von Montpipeau, mit dem rechten an St. Sigismond gelehnt, mit dem Centrum auf Coulmiers gestützt[2]). Eilboten waren nach Chartres gegangen, um Wittich von dort

1) Géuéral D'Aurelle de Paladiues, l. c. 41.

2) Die letzten baierischen Mannschaften zogen erst gegen Mittag vom 9. November aus Orléans ab, um sich über St. Ay, Chateau-Préfort und Ormes ihren Landsleuten anzuschließen. Zwei Feldlazarethe mit nicht transportfähigen Verwundeten, bei welchen selbstverständlich die Aerzte zurückblieben, mußten in der Stadt zurückgelassen werden und fielen den Franzosen in die Hände. Ueber die Räumung von Orléans finden sich anschauliche Berichte bei Kayßler (welcher hierbei in französische Kriegsgefangenschaft gerieth), S. 211 fg. und bei Boucher, 327 et suiv.

herbeizurufen. Der Gerufene brach auch sofort auf, um Von der Tanns Weisung gemäß auf St. Péravy zu marschiren; allein aller Anstrengung zum Trotz konnte er die 16 bis 18 Wegstunden seines Marsches unmöglich so rasch bewältigen, um noch rechtzeitig auf der Walstatt von Coulmiers zu erscheinen. So mußte denn Von der Tann mit seinen 20,000 Mann und 110 Geschützen den Kampf gegen 70,000 Franzosen mit 150 Geschützen annehmen und bestehen [1]). Wenn der fest und wohlgeordnet vollführte Rückzug, zu welchem er durch die mehr als dreifache feindliche Uebermacht schließlich genöthigt wurde, eine „Niederlage" heißen darf, so ist diese Niederlage zweifelsohne eine der schönsten deutschen Ruhmesthaten in diesem Kriege gewesen.

Der Plan der Franzosen war dieser: Während das 15. Korps unter der Führung des Obergenerals D'Aurelle und das 16. unter dem Kommando des Generals Chanzy vom Südwesten her, von Blois aus, gegen Orléans vorgingen, marschirten 20,000 Mann unter dem General Martin des Pallières vom Südosten her, von Gien aus, auf dasselbe Ziel los. Die beiden Kolonnen sollten bei oder vielmehr nördlich von Orléans zusammentreffen und also die Umgarnung der Deutschen bewerkstelligen. Von der Tann hatte sich aber, wie wir sahen, dieser Umgarnung nicht nur entzogen, sondern er brachte auch mittels des heldischen Widerstandes, welchen die Baiern in der Vertheidigungsschlacht bei Coulmiers der französischen Uebermacht leisteten, diese zum stocken und zum stehen. Nachdem ein Versuch der Franzosen, von ihrem linken Flügel aus ihre Reiterei den rechten Flügel der Deutschen umgehen zu lassen, um auf die deutsche Rückzugslinie zu gelangen, misslungen war — ein Misslingen, welches

---

1) Generalstabswerk, II, 420. Deposition des Generals Borel, Enquête parlem. III, 487.

der General Chanzy der schlechten Führung dieser Kavallerie durch den General Reyau schuldgegeben hat[1]) — mußten die Baiern, welche beträchtliche Verluste erlitten, aber den Feinden noch größere zugefügt hatten, ihre den Tag über behaupteten Stellungen am Abend räumen und auf St. Péravy zurückgehen[2]). Da Von der Tann erwarten mußte, die Franzosen würden selbstverständlich von ihrer großen Uebermacht Gebrauch machen und scharf nachdrücken, führte er nachtschlafender Weile und des abscheulichen Novemberwetters ungeachtet seine Truppen weiter bis Artenay und von dort am folgenden Tage bis Toury, wohin sich einer Weisung Von der Tanns zufolge auch die von Chartres in der Richtung auf Voves und Orgères ausmarschirten Fußvölker und Reiter wandten[3]).

Eine ernstliche Verfolgung der zurückgewichenen Deutschen durch die Franzosen fand gar nicht statt. Die übermächtigen Sieger von Coulmiers gingen nordwärts kaum über das Gefechtsfeld hinaus. Sie begnügten sich, dieses Gefechtsfeld ihrerseits zu einer starken Vertheidigungsstellung herzurichten, weil der General D'Aurelle die Ansicht hegte, es müßte auf den französischen Stoß vom 9. November bald ein deutscher Gegenstoß erfolgen. Der Führer der Loirearmee konnte sich nun freilich schon im Laufe des 10. Novembers überzeugen, daß dem nicht so sein würde; allein trotzdem wagte er einen nordwärtsigen Verfolgungsmarsch nicht anzutreten. Ihm bangte vor

1) Général Chanzy, La deuxième armée de la Loire, 31.

2) Die Baiern verloren an Todten und Verwundeten 800 Mann, die Franzosen 1500 oder mehr. Wenigstens hat dem Général Chanzy zufolge das 16. Korps allein 1250 Mann eingebüßt.

3) Abends 11 Uhr schrieb Von der Tann von St. Péravy aus an den General Wittich: „In Folge eines heute stattgefundenen Gefechts gegen große Uebermacht habe ich mich nach St. Péravy zurückgezogen und werde noch in der Nacht nach Toury marschiren. Ich ersuche Sie, so rasch wie möglich in Toury einzutreffen.“ Wittich, Tagebuch, 142.

dem allerdings bevorstehenden Eingreifen des vom Prinzen Friedrich Karl vom Nordosten herangeführten Heeres in die Ereignisse an der Loire und dieses Bangen war wohlbegründet, maßen auf die Botschaft von Coulmiers hin am 10. November aus Versailles der Befehl an den Prinzen erging, den Marsch seiner Heeressäulen zu beschleunigen.

Schon 3 Tage früher hatte man im deutschen Generalhauptquartier Maßnahmen getroffen, um den drunten an der Loire immer bedrohlicher sich entwickelnden feindlichen Veranstaltungen allseitig gewachsen zu sein. Hierzu sollte auch das neugebildete kleine Heer dienen, welches kraft bundesfeldherrlicher Anordnung vom 7. November dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, eines Neffen König Wilhelms, unterstellt wurde. Diese Heerschar wurde zusammengesetzt aus dem 1. baierischen Korps, aus der 17. von der Einschließungsarmee vor Paris entsandten Infanteriedivision, aus der 22. Infanteriedivision, aus der 2., 4. und 6. Reiterdivision. Der Großherzog blieb vorderhand der obersten Leitung der 3. Armee untergeordnet und erhielt von dieser die Aufgabe zugewiesen, in südwestlicher Richtung allfälligen französischen Entsatzversuchen auf Paris entgegenzutreten. Zu diesem Zwecke empfahl es sich zuvörderst, die namhaft gemachten Truppentheile auf der Linie Toury-Angerville zu massiren und, nachdem der Prinz Friedrich Karl hiervon verständigt worden war, in dieser Aufstellung der weiteren Entwickelung der Dinge gewärtig zu sein.

Der General D'Aurelle hatte derweil die Loirearmee von Coulmiers rechtshin geschoben, um sie nördlich von Orléans, auf beiden Seiten der Straße nach Paris, in und vor dem großen Walde, welcher nach der Stadt benannt ist, eine ziemlich weitausgedehnte Aufstellung beziehen zu lassen. Am 12. November kam Gambetta mit Freycinet nach Orléans, dessen Besatzung eine Brigade vom 15. Korps bildete, und noch an

demselben Tage hielt der Diktator mit den Generalen D'Aurelle, Borel und Martin des Pallières einen großen Rathschlag, an welchem auch der Präfekt Pereira theilnahm. Der Sieg von Coulmiers hatte die Gemüther ungemein erhoben. Es war ja der erste Glückssonnenstral nach einer langen Nacht des Missgeschickes. Die Franzosen konnten also doch auch noch siegen, schon das war ein Trost und eine Hoffnung. Auf die Umstände, welche den Erfolg von Coulmiers ermöglicht hatten, brauchte man ja nicht näher einzugehen. Genug, es war ein Erfolg. Die bislang unbesieglichen Deutschen waren endlich einmal zurückgewiesen und „die Stadt der Jungfrau" war ihnen entrissen. Die Freude war groß [1]).

Gambetta und Freycinet waren sicherlich in der Erwartung nach Orléans gekommen, daß die bei Coulmiers so glücklich begonnene Angriffsbewegung der Loirearmee unverweilt fortgesetzt werden müßte und würde [2]). Allein D'Aurelle war durchaus nicht dieser Meinung. Er hielt sich zu einem Vorgehen auf Paris für zu schwach, er traute auch dem Zusammenhalt seiner Truppen nicht. Seinen Bedenken gegenüber wagte der Diktator doch nicht entschieden auf seiner Ansicht zu bestehen, obzwar dieselbe durch den Generalstabschef Borel unterstützt wurde. Der Obergeneral scheint sogar davon gesprochen zu haben, er hielte für klug, bis nach Salbris zurückzugehen. Dies ward abgeworfen und man einigte sich im Kriegsrath dahin, einstweilen in einem verschanzten Lager nördlich von

1) „Vendredi 11 novembre. Orléans a repris son ancien aspect. Aujourd'hui c'est une cité délivrée, une ville française; elle semble même plus bruyante et plus gaie qu'autrefois. On y respire enfin; on parle sans contrainte et en public; des groupes stationnent sur les trottoirs. Sur les fronts comme dans les coeurs, on aperçoit la joie d'un patriotisme qui reprend ses esperances." Boucher, 348.

2) Von der Goltz, 42 fg.

Orléans, welches Lager mit 150 eilends herbeizuschaffenden schweren Marinegeschützen bewehrt werden sollte, stehen zu bleiben und mit äußerster Kraftanstrengung der Armee beträchtliche Verstärkungen zuzuführen. Das alles geschah denn auch mit großem Eifer und mit großer Eile. Das verschanzte Lager wurde hergestellt und bewehrt und unmittelbar nach dem 19. November hatte der Oberbefehlshaber der Loirearmee statt 2 Armeekorps 5 zur Verfügung: das 15. Korps (Martin des Pallières), das 16. (Chanzy), das 17. (De Sonis), das 18. (Billot) und das 20. (Crouzat) — in runder Summe 200,000 Mann [1]).

4.

Der Diktator war aus Orléans nach Tours zurückgekehrt mit der festen Entschließung, die stillgestandene Vorwärtsbewegung der Loirearmee gen Paris bald wieder in Gang zu bringen. Er hatte es jedoch im Diktatorspielen vorerst noch nicht soweit gebracht, daß er, ohne auf die Einwürfe vonseiten der Generale zu hören, diesen ohne weiteres befahl, zu thun, was und wie er wollte. Er kam freilich in der Handhabung seiner Rolle bald zu diesem Grade der Virtuosität. Einstweilen rief er in einer Proklamation den Soldaten D'Aurelle's zu: „Als Vorhut des ganzen Landes seid ihr auf dem Wege nach Paris. Niemals dürfen wir vergessen, daß Paris uns erwartet und daß unsere Ehre es heischt, die Hauptstadt der Bedrängniß durch die Barbaren zu entreißen, welche dieselbe mit Brand und Plünderung bedrohen."

Die „Barbaren" trieben zur Zeit die Rücksichten auf die

1) Duret, II, 208 und dazu Note B., p. 364.

Civilisation und die Gefühle der Franzosen so thöricht weit, daß sie es unterließen, die mit deutschen Verwundeten und Kranken belegten Säle des Schlosses von Versailles zu heizen, damit die „toutes les gloires de la France“ pralerisch zur Schau stellenden Malereien an den Wänden nicht Gefahr liefen, Schaden zu leiden. Bismarck hatte ganz recht, über diese auf Kosten der Söhne des eigenen Landes geübte Rücksicht auf den Feind sich zu ärgern [1]).

Dem Kanzler fehlte es dazumal überhaupt nicht an Aergernissen und er hätte vielfache Gelegenheit gehabt, mit dem Dichter vom „Laienbrevier“ zu denken:

„Geduld, die seligste der Tugenden,
Ist nicht umsonst!“

denn gewiß hat er sich während der immer noch schwebenden und mitunter stockenden Verhandelungen mit den süddeutschen Höfen, wenigstens mit dem stuttgarter und münchener, nicht selten tapfer zusammennehmen müssen, um mittels Geduld zum Ziele zu kommen. Auch die Quertreibereien vonseiten der „europäischen“ Diplomatie zu Gunsten Frankreichs erheischten doch immer wieder energische Zurechtweisungen durch den Leiter der deutschen Politik. Der wüste Lärm, welchen die gesammte deutschfeindliche Presse ringsum über die Bedingungen aufschlug, unter welchen Deutschland friedenswillig zu sein erklärt hatte, durfte gleichfalls nicht ganz überhört werden und durfte nicht unbeantwortet bleiben [2]). Inmitten von allen diesen

1) Am 1. December sagte er, von einem Besuch in den Krankensälen zurückgekommen: „Es war kalt in den Zimmern, weil nicht eingeheizt werden sollte, damit die Bilder an den Wänden nicht Schaden litten. Als ob das Leben eines einzigen von unsern Soldaten nicht mehr werth wäre als der ganze Bilderkram im Schlosse.“ Busch, II, 56.

2) Die deutschen Publicisten hatten hierbei einen höchst eifrigen Bundesgenossen in dem Schotten Thomas Carlyle, welcher wiederholt und durchschlagend für das gute Recht Deutschlands eintrat. Die „Times“

Sorgen und Arbeiten konnte es dem Kanzler nur willkommen sein, daß von der Newa her ein „Zwischenfall“ kam, welcher

vom 19. November 1870 brachten einen Artikel von ihm, worin unter anderem zu lesen war: — „Wohlfeiles Mitleid und Zeitungslamento über das besiegte Frankreich mag ja ein recht schöner Zug der Menschennatur sein; aber es scheint mir denn doch ein sehr müssiges, irregeleitetes und gefährliches Gefühl zu sein, so man es auf die Abtretung von Elsaß und Lothringen an die deutschen Sieger anwendet, und es verräth vonseiten Englands die allergrößte Unwissenheit inbetreff der Geschichte Frankreichs und Deutschlands und dessen, was Frankreich viele Jahrhunderte lang Deutschland zugefügt hat. Für die Deutschen ist in dieser Krisis die Frage nicht eine Frage der Großmuth und des Mitleids für den besiegten Feind, sondern eine Frage der gesunden Vorsicht und der praktischen Erwägung, was dieser besiegte Feind aller Wahrscheinlichkeit nach thun wird, sobald er wieder auf die Beine kommt. In dieser Hinsicht hat die Erfahrung von 400 Jahren den Deutschen die allereindringlichsten Lehren gegeben, von denen im Gedächtnisse Englands jetzt freilich wenige oder gar keine Spuren mehr vorhanden sind. Man weiß bei uns allenfalls noch, wie die Revolution und Napoleon der Erste Deutschland behandelt haben, aber das war durchaus nicht, wie die Mehrzahl hier zu glauben scheint, das erste Leiden Deutschlands durch Frankreich; es war vielmehr das letzte einer langen Reihe oder sagen wir lieber das vorletzte und hoffen wir, daß das jetzige blutige, die Folge von Frankreichs neuestem „Auf, nach Berlin!“ das allerletzte sein werde. Keine Nation hat jemals einen so schlechten Nachbar gehabt, wie Deutschland ihn seit den letzten 4 Jahrhunderten an Frankreich hatte, einen schlechten in jeder Weise, einen frechen, raubsüchtigen, unersättlichen, unermüdlich raufluftigen Nachbar. Dafür hat nun aber auch noch nie ein böser Nachbar eine so vollständige, rasche und schmachvolle Züchtigung erhalten. Nachdem es eine vierhundertjährige schlechte Behandlung erfahren, hat jetzt Deutschland die hohe Freude, seinen Feind ehrlich und gründlich niedergeschlagen zu haben, und da müßte es denn doch fürwahr ein Thor sein, wenn es jetzt, wo es das thun kann, nicht zwischen sich und einen solchen Nachbar eine schützende Schranke aufrichtete. Ich kenne kein Naturgesetz, keine Himmels-Parlamentsakten, kraft dessen und welcher die Franzosen allein unter allen irdischen Geschöpfen geraubtes Gut nicht herauszugeben brauchten, wenn der Eigenthümer, dem sie es genommen, es ihnen wieder abzunehmen vermag. Das könnten doch nur die Franzosen sich

die Blicke der Diplomatie, namentlich der englischen, für eine Weile vom deutsch-französischen Krieg abzog. Russland wollte von dieser europäischen Verwickelung auch seinen Vortheil haben, wie es sich denn seit Peter dem Großen jede derartige Verwickelung ebenso geschickt als skrupellos zunutzen zu machen verstanden hatte. Mittels Schreibens vom 19. Oktober an den russischen Gesandten Oubril in Berlin zeigte der russische Reichskanzler Gortschakoff der Welt an, daß der Car den pariser Vertrag vom März 1856 zerrissen und die Fetzen desselben in den Wind gestreut hätte. Darob großes Zeitungshalloh, eine Gesandtenkonferenz in London, zu welcher sich zu begeben, um Frankreichs Schmerzensschrei ertönen zu lassen, der arme Favre vergeblich sich abzappelte, viel Depeschenpapiervernützung, viel diplomatisches Geschwätz und Geträtsch und — der besagte Vertrag war und blieb zerrissen. „Das Recht eines jeden reicht gerade soweit wie seine Macht", steht beim Spinoza und auf jeder Seite des Weltgeschichtebuches geschrieben und der politischen Moral des 19. Jahrhunderts zufolge sind Staatsverträge überhaupt nur da, um gebrochen zu werden. Die lieben Menschen sind ja nachgerade immer „vorurtheilsfreier" und die Völker immer „gebildeter" geworden. Die europäische und amerikanische Menschheit nähert sich mit riesenhaften Vorschritten der höchstgebildeten und ganz vorurtheilsfreien Zeit, allwo es heißen wird: Ein Mann eine.

---

einbilden. Elsaß und Lothringen sind den Deutschen wahrlich nicht in besonderer göttlicher Mission geraubt worden. Richelieu's Schlauheit und Ludwigs des Vierzehnten Gewaltthätigkeit waren die einzigen französischen Rechtstitel auf diese deutschen Länder. Nun hat sie König Wilhelm den Franzosen wieder abgenommen und es ist vollkommen gerecht, vernünftig und weise, wenn Deutschland diese Länder wieder zu Handen nimmt und durch gute Befestigung seines alten eigenen Wasgau und seines Hundsrück beizeiten gegen abermalige französische Besuche sich deckt und schützt."

Lüge! und die Philosophie des Meineids ihre öffentlichen Lehrstühle und ihre ordentlichen Professoren hat.

Ja, „Geduld ist nicht umsonst“, d. h. sie ist schwer zu üben, aber sie richtet auch etwas aus. Bismarck erfuhr beides. Der alte unselige deutsche Centrifugalgeist erkannte zwar, daß die deutschen Heere aus Frankreich nicht heimkehren könnten, ohne eine Art von nationaler Einheit mitzubringen; aber er that doch alles Centrifugalgeistmögliche, um den neuen Reichsbau nicht zu einem ganz, voll und wirklich einheitlichen werden zu lassen und auch innerhalb dieses neuen Bauwerkes dem alten partikularistischen Ungeziefer die Aufenthaltsberechtigung zu sichern. Wirtemberg und Baiern, obzwar von der unumgänglichen Nothwendigkeit überzeugt, die kriegerisch geschlossene und großartig-herrlich bewährte Einheit Deutschlands auch staatsrechtlich zu schaffen, beanspruchten doch auch wieder Ausnahmestellungen, welche das ganze Einigungswerk mehr oder weniger in Frage stellten. Sogar an Lappalien schien dasselbe mitunter scheitern zu wollen, wie z. B. an den zwischen den preußischen und baierischen Bevollmächtigten hitzig erörterten Fragen: Spitzenhelm oder Raupenhelm? Kragen (zum Anbringen der offizierlichen Gradezeichen) oder Epauletten? Die wirtembergischen Bevollmächtigten benahmen sich ebenfalls sperrbeinig. Sie wollten auch ihre „Reservatrechte“ haben wie ihre baierischen Nachbarn. Sie wurden sogar, als man ihnen nicht ganz den Willen that, heimberufen und verließen am 15. November Versailles, besannen sich jedoch daheim eines Besseren, gingen zur Fortsetzung der Verhandlungen nach Berlin und dort kamen diese am 25. November zum Abschluß. Zehn Tage früher schon waren Baden und Hessen in Versailles dem neuen deutschen Bundesstaate beigetreten. Am Mittwoch dem 23. November hatte der Kanzler im Salon des Hauses der Frau Jessé in der Rue de Provence bis spät in den Abend hinein mit den baierischen Bevollmächtigten ver-

handelt. Um 10 Uhr öffnete er die Flügelthüre zu dem anstoßenden Zimmer, wo seine Räthe und Sekretäre beim Abendessen saßen, kam herein und sagte heiter: „Nun wäre der baierische Vertrag fertig und unterzeichnet. Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch“ [1]). Er hieß Champagner bringen, denn, sagte er, „es ist ein Ereigniß“. Und nach einigem Nachsinnen bemerkte er: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen: der dumme Karl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt — und er kann rechthaben mit dem Müssen. Mir aber liegt mehr daran, daß die Leute innerlich mit der Sache zufrieden waren — was sind Verträge, wenn man muß? — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnützen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber ist um so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesem Jahre erreicht haben. Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müßte für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem deutschen Kaiser einzuräumen als dem Könige von Preußen“ [2]).

In den Verträgen der 4 süddeutschen Staaten war vorgesehen, daß die Ratifikation derselben vor dem Schlusse des Jahres erfolgen und behufs dieser Ratifikation die Zustimmung des norddeutschen Bundesrathes und Reichstages, sowie die der süddeutschen Kammern eingeholt werden sollte. Denn jedes rechte Ding auf Erden will auch seine richtige Form haben. Der deutsche Parlamentarismus hat sich zwar, wenigstens in

---

1) Er hätte mit Heine hinzufügen können: „Aber fragt mich nur nicht, wie?“

2) Busch, II, 22, 25, 26.

den Augen von Menschen, welche hinter dem Sansara das Nirwana zu erschauen vermögen, zum englischen und zum französischen nie anders verhalten als wie ungefähr ein Puppenspiel zur wirklichen, d. h. von lebenden Komödianten agirten Komödie; allein gerade im vorliegenden Falle ließ sich ihm eine nicht geringe, obzwar rein nur formale Bedeutung doch nicht absprechen. Man fühlte das Bedürfniß, den diplomatischen Abmachungen von Kabinett zu Kabinett den Schein einer volksmäßigen Weihe zu verschaffen. Man wollte der deutschen Verfassungsurkunde, so zu sagen, einen parlamentarischen Einband geben. Bei Herstellung dieser Urkunde hatte das Volk nicht mitzusprechen gebraucht, aber hintennach sollten seine Vertreter Gelegenheit erhalten, nach Herzenslust zu rednern und sogar schon anderwärts Beschlossenes noch einmal zu beschließen oder, anders ausgedrückt, auf das von Fürsten und Ministern geschriebene J des neuen deutschen Bundesstaates das verfassungsmäßige Tüpfelchen zu setzen.

Das ist dann auch geschehen und zwar mit mehr oder weniger Umständen. Am 24. November trat der Reichstag des norddeutschen Bundes in Berlin zusammen und in der Begrüßungsrede seines Präsidenten Simson sprach sich jene gehobene Stimmung aus, welche die deutschen Siege naturgemäß hatten erzeugen müssen. „Verschwunden ist in der Erhebung der Nation, was uns bisher trennte und zerriß. Der alte Fluch hat sich gelös't und die beseligende Gewißheit davon verbürgt uns auch eine Zukunft, segensvoll und gedeihlich für die Werke des Friedens". Am 5. December hielt der Obmann des Bundeskanzleramtes, Staatsminister Delbrück, seine große Rede, in welcher er Entstehung und Wachsthum des neuen Verfassungswerkes darlegte [1]), das Wesen

1) Bedeutsam war diese Stelle der Delbrück'schen Darlegung: — „Die Initiative kam von Baiern. Die baierische Regierung gab im

desselben auseinandersetzte und die Vorbehalte, welche Wirtemberg und mehr noch Baiern bei ihrem Beitritte gemacht, kennzeichnete. Der norddeutsche Reichstag genehmigte die Vereinbarung mit Baden, Hessen und Wirtemberg nahezu einmüthig, die mit Baiern mit 195 gegen 32 Stimmen. Inzwischen hatte der König Ludwig von Baiern schon am 3. December durch seinen Oheim, den Prinzen Luitpold, dem deutschen Bundesfeldherrn in Versailles ein Schreiben überreichen lassen, worin die Wiederherstellung des deutschen Reiches und die Annahme des deutschen Kaisertitels vonseiten des Königs von Preußen als Obmann des neugeschaffenen deutschen Bundesstaates beantragt war [1]). Zugleich hatte sich der Baierkönig brieflich an seine sämmtlichen Mitfürsten gewandt, um die Zustimmung derselben zu seinem Antrag einzuholen. Am 9. December beantragte demzufolge der norddeutsche Bundesrath im Einverständniß mit den Regierungen von Baiern, Wirtemberg, Baden und Hessen im norddeutschen Reichstage, den deutschen Bund umzutaufen in das „Deutsche Reich“ und den Präsidenten des Bundes in den „Deutschen

---

Laufe des Septembers dem Bundespräsidium zu erkennen, daß die Entwickelung der politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie durch die kriegerischen Ereignisse herbeigeführt sei, nach ihrer Ueberzeugung es bedinge, von dem Boden der völkerrechtlichen Verträge, welche bisher die süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bunde verbanden, zu einem Verfassungsbündnisse überzugehen.“

1) Der Brief ist hundert-, ja tausendfältig gedruckt und demzufolge allbekannt. Viel weniger bekannt dagegen ist, wenigstens im einzelnen, was alles für Ränke und Schwänke des baierischen Partikularismus zu überwinden waren, bevor dieser Brief geschrieben werden konnte. Erst in späterer Zeit dürften die Verdienste ganz klargestellt werden, welche sich dazumal deutsche Patrioten in Baiern, auch in den Hofkreisen, erworben haben. Bismarck hat übrigens, wie Busch meldet (II, 156), am 20. December die Aeußerung gethan: „Der Deutscheste in den obern Regionen (Baierns) ist immer der König.“

Kaiser", welcher „das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen hat". Die Annahme dieser Vorlage erfolgte am 10. December im norddeutschen Reichstage mit 188 gegen 6 Stimmen. Eine Abordnung von 30 Reichstagsmitgliedern mit dem Obmann Simson an der Spitze wurde nach Frankreich entsandt, um den König von Preußen zu bitten, „daß es ihm gefallen möchte, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen". Sonntags den 18. December übergab diese Abordnung im großen Sale der Präfektur zu Versailles die Adresse des Reichstages dem Bundesfeldherrn. Dieser erklärte seine Geneigtheit, hielt aber ein bestimmtes Ja noch zurück, weil „das Einverständniß aller deutschen Fürsten und freien Städte zur Stunde zwar gesichert war, aber die amtliche Kundgebung noch bevorstand" [1]). Zwei Tage früher hatte in Baden die 2. Kammer die Verträge mit allen Stimmen genehmigt und am 19. December fiel auch die 1. Kammer mit allen gegen zwei Stimmen denselben zu. In Hessen that am 20. December die 2. Kammer mit 40 gegen 3 Stimmen und am 29. December die 1. Kammer einmüthig dasselbe. In Wirtemberg erfolgte am 23. December die Genehmigung in der Abgeordnetenkammer mit 74 gegen 14, am 29. December in der Standesherrenkammer mit 26 gegen 3 Stimmen. Am längsten und heftigsten wehrte sich der

---

1) Wie der richtige Bureaukratendünkel die doch gewiß sehr harmlose parlamentarische Mitwirkung bei der Schaffung des deutschen Verfassungswerkes ansah, ist drastisch beim Busch (II, 97 fg.) zu lesen. Als die bevorstehende Ankunft der Reichstagsdeputation in Versailles bekannt wurde, sagte ein Geheimrath in Bismarcks Kanzlei, Abeken, ärgerlich: „Daß der Reichstag uns 30 Kerle herschicken will, ist doch schrecklich. Eine Deputation von 30 Kerlen, das ist schrecklich!"

partikularistische Eigensinn — ein deutsches Erblaster vom Anfang an — in Baiern gegen den Schicksalsschluß geschichtlicher Nothwendigkeit. Zwar die Kammer der Reichsräthe nahm am 30. December die Verträge mit 37 gegen 3 Stimmen an, in der Abgeordnetenkammer dagegen sträubte sich der altbaierische „Patriotismus“ noch volle 3 Wochen lang gegen das Unvermeidliche, bis endlich am 21. Januar 1871 der nationale Sinn in der Versammlung mit 102 gegen 48 Stimmen den Sieg davontrug. „Durch diesen Beschluß — sagte der Kammerobmann Weis — ist das deutsche Einigungswerk vollendet und ist Baiern in das neugegründete deutsche Reich eingetreten“.

5.

Ein schweres Stück geschichtlicher Arbeit war also gethan. Nur unvollkommen freilich gethan, aber was ist denn überhaupt vollkommen auf diesem unserem kleinen Planeten, welchen bittere Ironie die „beste der Welten“ genannt hat? So diese die „beste“ wäre, wie schlecht müssten die anderen sein! Es ist nicht auszudenken.

Während in den Kabinetten an der Aufrichtung des Reichsbau's gearbeitet worden, war die Arbeit im Felde nicht stillgestanden und es hatten in den letzten Tagen vom November und in den ersten Tagen vom December kriegerische Ereignisse stattgefunden, welche das ganze ungeheure Kriegsdrama seiner Katastrophe beträchtlich näherrückten. Die Schauplätze dieser Auftritte waren vor Paris und drunten an der Loire. Gleichzeitig bereiteten sich auch droben an der Somme und an der Hallue große Waffenentscheidungen vor. Die letzteren wollen wir in ihrem Zusammenhange später an uns vorüberziehen lassen

und vorerst zusehen, was vor Paris und bei Orléans geschah. Diese Geschehnisse sind ja offenbar aus einem und demselben Gedanken und Antrieb hervorgegangen und wurden eins durch das andere bedingt und bestimmt. Die Loirearmee sollte zum Entsatze der Hauptstadt heranrücken und den deutschen Einschließungsring von außen durchschneiden, während die Besatzung von Paris gleichzeitig versuchen müßte, von innen den Ring zu sprengen und durch die Lücke hindurch dem Entsatzheere die Hand zu reichen. Der Plan war zweifelsohne gut, und daß er zwischen Tours und Paris vereinbart werden konnte, beweis't klärlich, daß die Luftschiffe- und Taubenpost gar nicht übel arbeitete, und übrigens war ja eine hermetische Absperrung der Stadt durch die Deutschen doch nicht möglich. Wenigstens nicht bis zu dem Grade möglich, daß verschlagene und waghalsige Kundschafter und Sendlinge nicht von Zeit zu Zeit immer noch aus Paris heraus oder nach Paris hinein zu schlüpfen vermocht hätten.

Sobald die Regierung der nationalen Vertheidigung nach Niederschlagung des Putsches vom 31. Oktober neubefestigt erschien und vonseiten der Rothen für die nächste Zeit keine ernstliche Störung zu besorgen war, machte sich in der eingeschlossenen Stadt die Ansicht wiederum laut, daß es doch endlich an der Zeit wäre, den geheimnißvollen Plan Trochu's einmal zur Ausführung zu bringen. Man nahm allgemein an, dieser Plan könnte nur der eines Massenausfalls sein und, wie jeder weiß, haben später seine Landsleute, wie nicht minder alle Franzosenfreunde in Europa, dem General aus der Nichtausführung dieses Ausfalls im Kolossalstil einen bittern Vorwurf gemacht. Die öffentliche Meinung war in ihres Unverstandes souveränem Gefühle noch immer des Dafürhaltens, wenn die halbe Million Waffenträger, welche Paris innerhalb seiner Burgen und Wälle zählte, sich mit einmal, gleichzeitig und an verschiedenen Stellen lawinenhaft, winds-

bräutlich aus der Stadt gegen die deutsche Einschließungslinie ergösse, so müssten die Belagerer, welche ja wenig mehr als 200,000 Mann zählten und auf vielmeilenweitem Umkreise vertheilt waren, von solcher Windsbraut zu Boden gerissen, von solcher Lawine verschüttet werden. Die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens zu erwägen, fand natürlich die öffentliche Meinung unter ihrer Würde. Als ob es damit gethan gewesen wäre, daß man Massen von hunderttausenden von Bewaffneten an verschiedenen Punkten und auf verschiedenen Straßen dem Feind entgegenjagte! Diese Massen mussten überblickt, geleitet, geführt werden. Das war aber sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit der ungeheuren Mehrzahl dieser Streitkräfte als auch inbetracht der Bodengestaltung eine bare Unmöglichkeit. Das Phantasiebild eines Windsbraut- oder Lawinenausfalls zu verwirklichen, konnten demnach dem General Trochu nur unwissende Schreier zumuthen.

Auch denkende und wissende Menschen jedoch durften und mußten des Glaubens leben, daß mit den in Paris vorhandenen und jetzt, im November, leidlich organisirten Streitkräften etwas ernstliches unternommen werden sollte, zumal die Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und Leiden, welche die Belagerung mit sich brachte, nachgerade mehr und mehr sich fühlbar machten [1]). Trochu und sein Hauptberather Ducrot

1) Der amerikanische Gesandte Washburne schrieb am 21. November aus Paris an den Staatssekretär Fish in Washington: „The people are suffering their privations with a good deal of fortitude. If they could be made to believe that France could be saved they would suffer to the last extremity. As it is, I can see no prospect of the siege being raised in any way. I shall not be as much surprised in seeing the city now hold out till January as I have been already in seeing it hold out so long as it has. There has been no *real pinch* up to within a short time, but now things are getting to be a little hard. Fresh meat, including horse and mule, is very nearly exhausted. Poultry, butter, cheese, &c., are about out of the question.

anerkannten die Nothwendigkeit des Handelns und entwarfen sorgsam den Plan zu einem Ausfall und Durchbruchsversuch, wie ein solcher unter den gegebenen Bedingungen möglich. Derselbe sollte in westnördlicher Richtung von der durch die Seine gebildeten Halbinsel Gennevilliers aus über Argenteuil und Cormeilles in der Richtung auf Rouen und Havre unternommen werden, insbesondere auch darum, weil man in jenen, dazumal vom Feinde noch unberührten Gegenden hinlängliche Vorräthe von Lebensmitteln vorzufinden hoffen durfte. Die Vorbereitungen zur Ausführung des Beschlossenen waren in vollem Zuge. Schiffbrücken standen bereit, die Aufwerfung von Batterieen, welche den Lauf der Seine bestreichen und das Vorgehen der Ausfallstruppen decken sollten, war angeordnet. Da gab das Eintreffen der Nachricht, daß die Loirearmee bei Coulmiers gesiegt und Orléans wiedergenommen hätte, dem Ausfalls- und Durchbruchsgedanken eine Wendung nach einer andern, nach der geradezu entgegengesetzten Seite hin. Es galt jetzt, im Zusammenhange oder wenigstens im Einverständnisse mit der Loirearmee zu handeln, deren siegreiches Vorgehen gegen Paris man ohne weiteres voraussetzte [1]). Demgemäß mußte man, um dieser herankommenden Entsatzarmee entgegenzugehen, in südöstlicher Richtung ausfallen und so kehrten sich die Zurüstungen hierfür dieser Seite zu. Unter den Zurüstungen stand obenan die Besetzung des

A turkey sells for sixteen dollars, a chicken for five dollars. Butter sells for four dollars a pound. There is yet quite a quantity of vegetables, but at high prices. The price of bread is fixed by law, and it has not raised much. Wine is abundant and cheap. The time is not far distant when the great mass of the people of Paris must live on bread and wine almost entirely.“ Correspondence of Washburne, 102.

1) Trochu, Une page d'hist. contemp. 93 et suiv. Enquête parlement. I, 315. Ducrot, La défense de Paris, II, 81.

östlich vom Fort Rosny gelegenen Mont Avron und dessen Bewehrung mit Geschützen schweren Kalibers, welche den Lauf der Marne zu bestreichen vermochten. Alles deutet darauf hin, daß zwischen der Regierung in Paris und dem Diktator in Tours ein Einverständniß statthatte und zwar ein in zeitlicher und räumlicher Hinsicht genaues Einverständniß über die Rollen, deren Durchführung das pariser Durchbruchsheer und die Loirearmee im Walde von Fontainebleau zur gegenseitigen Handreichung bringen sollte. Aber als man am 28. November in Paris mit Vorbereitungen zu dem großen und so verheißungsvollen Unternehmen zum Rande gekommen war, hatte man keine Ahnung, daß dasselbe am selbigen Tage schon vereitelt worden durch den Sieg der Deutschen bei Beaune-la-Rolande.

Denn der Prinz Friedrich Karl hatte derweil mit der 2. Armee nicht gerastet. Auch der Großherzog von Mecklenburg mit seinem Heerhaufen nicht. Der letztere hatte sich zunächst am 13. November von Toury aus gen Chartres in Marsch gesetzt, weil es den Anschein gewonnen, die Franzosen wollten nach ihrem Erfolge bei Coulmiers, über Chartres oder noch weiter westlich ausgreifend, gegen die deutsche Einschließungsarmee vor Paris angehen. Die kundschaftende Reiterei meldete jedoch dem Großherzog noch am genannten Tage das Erscheinen feindlicher Streitkräfte bei Artenay, wesswegen er nur 2 Divisionen den Marsch auf Chartres fortsetzen ließ und mit seinen übrigen Truppen zunächst bei Alonnes verblieb. Am Abend des nächsten Tages wurde das Vorgehen französischer Kolonnen aller Waffengattungen über Dreux und Bu gen Houdan signalisirt, welche Bedrohung der deutschen Linien vor Paris durch Truppen der bislang für ziemlich nebelhaft gehaltenen französischen „Armee des Westens“ ein geschärfteres und kampfbereites Aufschauen vonseiten der Deutschen, welche die Westseite der Stadt um-

schlossen hielten, zur Folge hatte. Auch der Großherzog von Mecklenburg setzte sich in Bereitschaft, zur Abwehr eines allfälligen feindlichen Vorstoßes von Houdan auf Versailles beitragen zu können, und sandte zu diesem Zwecke am 15. November seine 17. Division nach Rambouillet und das 1. baierische Korps nach Anneau, während die 22. Division mit der 6. Reiterdivision in Chartres stand, die 4. Reiterdivision bei Voves, die 2. Reiterdivision in Toury.

Die 2. Armee war zu dieser Zeit nahe daran, ihre höchst mühsälige Aufgabe zu lösen, bei sehr schlimmer Witterung und auf vom Feinde nach Möglichkeit verdorbenen Wegen aus dem Thale der Mosel in das der Marne, aus diesem in das der Aube, aus diesem in das der Seine und endlich aus diesem ins Thal der Loire zu gelangen. Am 14. November hatte der Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier in Fontainebleau und in dieser Gegend ordneten seine mälig herankommenden Truppenkörper ihren strategischen Aufmarsch, um handelnd auf dem Kriegsschauplatz an der Loire eintreten zu können. Am 16. November war das Hauptquartier des Prinzen in Sens, am 21. in Pithiviers, der Hauptstadt des Arrondissements dieses Namens, im Departement Loiret nordöstlich von Orléans gelegen. Die 2. Armee hatte demnach binnen 19 Tagen unter den angegebenen schwierigen Umständen einen Gewaltmarsch von vollen 50 Meilen zurückgelegt, eine Marschleistung, welche selbst die Franzosen zu bewundern nicht umhinkonnten. Die Truppen standen auf der Linie Pithiviers-Toury und hatten, arg strapazirt wie sie waren, etliche Ruhetage nöthig. Diese verwandte der Feldherr darauf, über die Stellungen und Absichten des Feindes, welchen er vor sich hatte, soviel Auskunft und Gewißheit als möglich sich zu verschaffen. Dies gelang durch die mit äußerster Kühnheit verbundene Schlauheit zahlreicher Kundschaftsreiter, unter welchen der Leutnant Bülow vom Generalstab sich einen

Namen machte. In wiederholtem Hin und Her kreuzte er die feindlichen Linien und brachte kostbare Nachweise ins Hauptquartier zurück. So erfuhr man dort, daß die französische Loirearmee nördlich von Orléans stände, auf einer Linie, welche sich von Orgères nordwestlich über Artenay und Chilleurs-aux-Bois bis Beaune-la-Roland nordöstlich erstreckte; sowie, daß sie sich auf den großen Wald im Norden von Orléans stützte und ihre Stellungen mittels Feldbefestigungen aller Art, Schanzwerken, Verhauen und Schützengräben sehr beträchtlich verstärkt hätte. Das war alledem zufolge eine mächtige Vertheidigungsstellung, welche freilich auch ihre nachtheilige Seite hatte, nämlich diese, daß bei allfällig nöthig gewordenem Rückzug die Stadt und die Loire passirt werden mußten.

Während der Prinz Friedrich Karl noch im Anmarsch gewesen, hatte der Großherzog von Mecklenburg von seinen vorhin bezeichneten Stellungen aus mit der von dem Grafen Kératry befehligten sogenannten „Armée de l'Ouest“ — sie hieß auch „Armee der Bretagne“ — zu thun. Diese hatte ihren Angriffsversuch auf die Deutschen vor Paris von Houdan aus nicht weiter fortgesetzt. Die deutschen Vorkehrungen vor ihrer Front und in ihrer rechten Flanke hatten so einschüchternd auf sie gewirkt, daß sie auf Dreux und Chateauneuf zurückwich. Am 17. und am 18. November bestanden die auf den letztgenannten Ort und darüber hinaus vorgehenden Truppen des Großherzogs verschiedene mehr oder weniger heftige Gefechte, welche das Zurückweichen der „Armee des Westens“ auf La Loupe zur Folge hatten. Auch hier hielt sie am 20. November einem weiteren Angriff vonseiten der Truppen des Großherzogs nicht stand, sondern machte sich am folgenden Tage, etliche hundert Gefangene und eine Kanone in den Händen der Verfolger zurücklassend, eilends über Nogent le Rotrou davon nach Le Mans. Auf dem Ver-

folgungsmarsch dorthin wurde der Großherzog am Nachmittag vom 23. November innegehalten durch ein Telegramm aus Versailles, welches ihn anwies, den auf Le Mans zurückweichenden Feind nur noch durch etwelche Reiterei und Infanterie verfolgen zu lassen, mit seinem ganzen übrigen Heerhaufen dagegen schleunigst linkshinüber an die Loire zu marschiren und zwar in der Richtung auf Beaugency. Am 25. November wurde von Versailles her dem Großherzog kundgegeben, daß er unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt wäre, mit dessen Armee die Verbindung möglichst rasch gesucht werden sollte. Am 27. erreichte der Großherzog den Loir und hatte sein Hauptquartier in Bonneval. Zunächst diesem Ort hielten am 28. November die 17. und die 22. Division einen Rasttag, während das 1. baierische Korps und die 6. Reiterdivision bei Chateaudun rasteten und die 4. Reiterdivision, nordöstlich von Bonneval nach Pré St. Martin entsandt, von hier ostwärts gen Toury vorging, um die Verbindung mit der 2. Armee herzustellen.

Aber auch nach Herstellung dieser ihrer Verbindung, kamen die Streitkräfte des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs von Mecklenburg mitsammen der französischen Loirearmee an Zahl bei weitem nicht gleich. Der General D'Aurelle de Paladines hatte ja, da ihm Mitte Novembers auch noch das Cambriels'sche Korps (2 Divisionen) von Besançon her auf der Eisenbahn zugeführt worden war, zu Ende des Monats wenigstens 200,000 Mann unter seinen Fahnen. Der Prinz Karl dagegen am 21. November 49,607 Mann Fußvolk, 10,166 Reiter und 276 Geschütze und an demselben Tage der Großherzog von Mecklenburg 36,312 Mann Fußvolk, 9190 Reiter und 208 Geschütze. Mitsammen hatten sie also 105,275 Mann und 484 Kanonen, wobei aber noch zu bemerken, daß die Stärke der Truppen des Großherzogs vom 21. bis zum 29. November durch zahlreiche Entsendungen

nicht unbeträchtlich vermindert war, so daß demnach, alles in allem genommen, in den Kämpfen vor Orléans auf 1 Deutschen 2 Franzosen kamen [1]).

Gambetta und Freycinet mühten sich vergeblich ab, den General D'Aurelle zu kühnen Entschlüssen zu drängen. Auf alle ihre Bestürmungen, angriffsweise vorzugehen, gab er stets zur Antwort, daß die Beschaffenheit seiner Truppen es räthlich machte, in seiner Vertheidigungsstellung vor Orléans den feindlichen Angriff zu erwarten. Zuletzt ging aber dem Diktator die Geduld aus, welche überhaupt keine lange war. Nachdem auch ein neues am 21. November an den General gerichtetes Schreiben die gewünschte Wirkung nicht erzielte, beschloß Gambetta, über D'Aurelle's Kopf hinweg selber den Feldherrn zu spielen oder durch seinen Vertrauten Freycinet spielen zu lassen. Man ließ dem Oberbefehlshaber die Verfügung über das 15. und 16. Korps, verfügte aber von Tours aus mittels des Telegraphen über das 17., 18. und 20. Korps. Freycinets Feldzugsplan ging darauf, über Pithiviers gegen Fontainebleau hinauf zu marschiren. Das 18. und das 20. Korps, unterstützt vom 15. oder wenigstens von der einen nicht weniger als 30,000 Mann Infanterie, 800 Reiter und 44 Geschütze zählenden Division desselben, sollten diesen Marsch eröffnen. Stießen sie auf den Feind, so würden die übrigen Heerhaufen ihnen zur Hilfe kommen und also müßte die ganze Loirearmee mit oder wider Willen ihres Oberbefehlshabers in das Vorgehen gen Paris hineingezogen werden. Gewiß, ein eigenthümliches Verfahren! Man warf D'Aurelle nicht weg, aber man schob ihn beiseite [2]). Der General machte

1) Blume, 76, 81. Neben Blume und dem Generalstabswerk kamen mir bei der Darstellung der kriegerischen Geschehnisse an der Loire zu statten Von der Goltz, Fontane, Junck, Wittich, Wickede, D'Aurelle de Paladines, Chanzy, Freycinet, Enquête parlement. III.

2) „An die Stelle eines Befehls oder der Abberufung des Oberbefehls-

Vorstellungen gegen diese Art von Kriegsleitung, wies zum voraus auf die verderblichen Folgen derselben hin, blieb aber doch und ließ geschehen, was geschah.

Das Vorspiel des anhebenden Kämpfedrama's an der Loire fiel auf den 24. November. Der General Martin des Pallières (15. Korps), welcher die ganze Bewegung führen sollte, marschirte von Chevilly durch den Forst von Orléans auf Loury und Chilleurs-aux-Bois, General Crouzat (20. Korps) auf Ladon und Maizières, Generalstabschef Billot (18. Korps) auf Boismorand südlich von Montargis. Von diesem Ort aus war nun an demselben Tage (24. November) das 10. deutsche Armeekorps oder wenigstens der größere Theil desselben auf dem Marsche nach Beaune-la-Rolande begriffen, stieß in Ladon und Maizières auf Franzosen, warf sie zurück, nahm ihnen nahezu 200 Gefangene ab und erreichte ohne weitere Anfechtung sein Ziel. Dieser leichte Zusammenstoß ist aber für die Deutschen darum von Wichtigkeit und Vortheil gewesen, weil man durch den Vormarsch von Crouzat und Billot, sowie durch den unterstützenden Seitenmarsch von Des Pallières im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu Pithiviers jetzt über die Absicht des Feindes aufgeklärt war. Vollends dann, als man am folgenden Tage die Besetzung von Montargis durch das 18. französische Korps in Erfahrung brachte. Die Franzosen wollten also zur Befreiung von Paris in der Richtung auf Fontainebleau vorbrechen. Dieses Wollen galt es zu einem Nichtkönnen zu machen und der Feind ließ

---

habers, der sich nicht fügen wollte, trat also die Intrike, man darf sagen ein Komplott der Regierung mit einem der Unterbefehlshaber, der durch Versprechungen momentan ihr Vertrauen gewonnen hatte. Denn Martin des Pallières sollte die Expedition unter direkter Autorität der Regierung kommandiren." Von der Goltz, 55. Hiermit sind zusammenzuhalten D'Aurelle, 158 et suiv., Enquête parlement. III, 5 et suiv., Freycinet 40 et suiv.

den Deutschen Zeit zu den hierzu nöthigen Veranstaltungen, welche hauptsächlich darin bestanden, daß der Prinz das vom General Voigts-Rhetz befehligte 10. Korps bei Beaune-la-Rolande verbleiben hieß und bei Pithiviers Truppen bereitstellte, welche, wenn es nöthig, dem linken Flügel der deutschen Aufstellung Hilfe bringen könnten. Die französische Vorwärtsbewegung war übrigens schon ins Stocken gerathen. Des Pallières stand am 26. November in Chilleurs-aux-Bois, Crouzat in' Bellegarde, Billot in Montargis, alle drei rath- und thatlos.

Da, etwas vor Mitternacht am 26. November, kam von Tours her der feldherrliche Drahtbefehl nach Bellegarde und Montargis, das 18. und 20. Korps sollten am nächsten Tage gemeinsam auf Beaune-la-Rolande, Juranville und Maizières vorgehen, diese Orte nehmen und im übrigen „weitere Befehle abwarten“. Was den mit dem 15. Korps in Chilleurs stehenden Des Pallières anging, so schien man in Tours desselben ganz vergessen zu haben und demzufolge blieb er unthätig stehen, wo er war. Crouzat dagegen verabredete mit Billot am 27. November zu Bellegarde für den folgenden Tag den Angriffsmarsch nach vorwärts. Derselbe kam dann auch am 28. November zur Ausführung und zwar mit den feindlichen weit überlegenen Kräften. Voigts-Rhetz erwartete mit seinen 17,000 Mann starken Truppen auf dem niedrigen Höhengelände zwischen Long-Court und Beaune-la-Rolande den Stoß der Franzosen. An seinem äußersten linken Flügel, in Beaune-la-Rolande selbst, stand die 38. Brigade, zusammengesetzt aus den beiden Regimentern 16 und 57, welche am 16. August bei Mars-la-Tour so heldische Arbeit gehabt und gethan hatten. Auch heute wieder hatten und thaten sie solche, denn auf sie fiel am schwersten die Ueberwucht des französischen Angriffs. Bis gegen die 4. Nachmittagsstunde hin erneuerten die Franzosen unter der Oberleitung von Crouzat

immer wieder ihre Sturmangriffe auf Beaune-la-Rolande und auf die ganze so dünne Schlachtlinie des 10. Korps zwischen diesem Ort und Long-Court: Immer wieder zurückgewiesen von den unerschütterlichen Deutschen, welche die Angreifer gewohntermaßen bis in die nächste Nähe herankommen ließen, um dann mit mörderischen Salven unter ihnen aufzuräumen, verzehrte sich mälig die Kraft der französischen Stürmer, deren Ausdauer inbetracht des Umstandes, daß sie ihrer großen Mehrzahl nach aus „jungen" Truppen bestanden, immerhin aller Anerkennung werth war. Das Eintreffen und Eingreifen der von Pithiviers her dem 10. Korps zur Hilfe gesandten 5. Infanteriedivision, welche ihre Bataillone den Franzosen in die linke Seite warf, entschied die Schlacht, nachdem die Deutschen aus Angegriffenen zu Angreifern geworden. Um 5 Uhr gingen die Franzosen auf allen Punkten zurück, die altgedienten Regimenter überall in guter Ordnung, die Mobilgardenbataillone in fluchtartiger Auflösung. Die schwierige Bodenbeschaffenheit, die eingebrochene Dunkelheit und der strömende Regen verhinderten die verfolgende deutsche Reiterei, die französische Niederlage zu einer noch schwereren zu machen, als sie ohnehin war[1]).

Die Schlacht von Beaune-la-Rolande, welche gegen den Willen des Obergenerals D'Aurelle geliefert worden, hatte der angemaßten Feldherrschaft Gambetta's und seines Generaladjutanten Freycinet ein Fiasko bereitet, dessen die beiden Herren

---

1) „In der Schlacht bei Beaune-la-Rolande waren die Deutschen anfangs nur mit etwa 11,000 Mann und 70 Geschützen dem ungefähr 60,000 Mann und 138 Geschützen starken Gegner entgegengetreten. Letzterer hatte gegen 1300 Mann an Todten und Verwundeten verloren; außerdem fielen etwa 1800 unverwundete Gefangene in die Hände der Deutschen, deren Gesammtverlust gegen 900 Köpfe betrug." Generalstabswerk, II, 459.

hätten eingedenk bleiben sollen. Auf ihre blind ins Blaue hinein gegebenen Befehle hin hatte man sich mit gewaltiger Uebermacht nur eine schwere Niederlage geholt. Aber sie nahmen sich, wie bald ersichtlich sein wird, diese herbe Lehre keineswegs zu Herzen, sondern trieben vielmehr ihre strategische Pfuscherei beharrlich weiter. Zunächst und im allergrößten Stile dann, als sie am 30. November von Paris her, und zwar auf dem Umweg über Norwegen, erfuhren, daß Trochu seinen großen Ausfall in südöstlicher Richtung, also auf den Wald von Fontainebleau zu, ins Werk gesetzt hätte.

Damit hatte es ja seine Richtigkeit. Nur war der Ausgang des Unternehmens ein anderer, als der phantasievolle Diktator in Tours ihn träumte.

6.

Schon am Abend vom 24. November war um 10 Uhr aus Paris ein Luftschiff in die Höhe gegangen, welches zwei Luftschiffer und eine nach Tours adressirte Depesche Trochu's trug, worin zu lesen, daß der von Ducrot geführte große Ausfall den 29. vor sich gehen und darauf abzielen werde, nach durchbrochener Einschließungslinie über Fontainebleau gegen die Loire zu in der Richtung auf Gien zu marschiren. Das Luftschiff hatte eine sehr rasche Fahrt, aber freilich nach einer Himmelsgegend hin, welche der, nach welcher hin es steuern sollte, geradezu entgegengesetzt war. Denn statt nach Süden wurde es nach Norden gerissen und landete — nach einer Fahrt von 15 Stunden nicht in der Gegend von Tours, sondern auf dem schneebedeckten Lifjeld in Norwegen und die beiden Luftschiffer konnten mit der geretteten Depesche erst nach

19stündigem Umirren in der winterlichen Wüstenei zu menschlichen Wohnungen gelangen [1]).

Im Generalhauptquartier zu Versailles war man auf das Bedrohliche, welches sich in Paris vorbereitete, gefasst. Man hatte das Warnungszeichen von Coulmiers nicht unbeachtet gelassen und sich demgemäß darauf eingerichtet, einem zu erwartenden Zusammenwirken der französischen Loirearmee mit ihren von Paris ausfallenden Landsleuten entgegentreten zu können. Es standen zu diesem Zwecke dazumal den Deutschen rings um Paris 6 mehr oder weniger starke (oder auch mehr oder weniger schwache) Armeekorps zur Verfügung, sowie die wirtembergische Felddivision (15,000 Mann). Ueber diese war schon am 16. November so verfügt worden, daß sie aus ihrem Verbande mit der 3. Armee in den Verband mit der 4. hinüberrückte, welcher sie ja, als auf dem rechten Seineufer gelagert, ohnehin nahegestanden. Am selbigen Tage war die Anordnung ergangen, daß der 3. Armee die Hut der gesammten Einschließungsstellungen auf dem linken, der 4. Armee die Wahrung der ganzen Belagerungslinie auf dem rechten Ufer der Seine obläge.

Dem Durchbruchsplan Trochu's und Ducrots lag der Gedanke zu Grunde, die deutschen Stellungen im ganzen Umkreise vor Paris zu beunruhigen, an verschiedenen Punkten mehr oder weniger nachdrucksame Angriffe auf dieselben zu machen und dadurch die feindliche Heerleitung zu verhindern, an den Punkt, wo die deutsche Einschließungskette wirklich gesprengt werden sollte — also die Doppellinie Bry-Champagny und Noisy le Grand-Villiers-Coeuilly zwischen dem linken Marne- und dem rechten Seineufer — rechtzeitig die

1) Das ganze Abenteuer ist beschrieben im „Aftonbladet" vom 28. November. Eine Verdeutschung des bezüglichen Artikels steht bei Hirth und Gosen, III, 3480.

nöthigen Verstärkungen zu bringen. Das Wollen war gut. Daß es nicht zum Vollbringen wurde, dafür gebührt den Wirtembergern und ihren nächststehenden Waffenbrüdern, den Sachsen, der Dank und Preis — ein theuer, übertheuer bezahlter Preis und Dank fürwahr! Denn diese Schwaben und diese Sachsen sie haben nicht gegeizt mit ihrem Blute, nein, verschwenderisch sind sie damit umgegangen und haben herrlich gezeigt, daß sie keineswegs „Preußen zweiter Klasse“, sondern Deutsche erster Klasse wären und zu heißen verdienten.

Während man drüben bei den Deutschen ernst und schweigend sich bereitete, seine Schuldigkeit zu thun, ging es hüben bei den Franzosen nicht ohne Gloirefanfaren und große Worte ab. Es ist das nun einmal französische Art und also war es auch ganz in der Ordnung, daß Trochu und Ducrot am Morgen vom 28. November großwortige Proklamationen ausgehen ließen. Nur hätte man wünschen mögen, der fromme Trochu hätte in der seinigen weniger gelogen und der tapfere Ducrot in der seinigen weniger gepralhannset. Nachdem er nämlich den Ausfallstruppen, welche er führen sollte, den Trost gegeben, daß sie sich „unwiderstehlich in die zu brechende Oeffnung stürzen würden“, denn sie wären ja 150,000 Mann stark und hätten 400 Kanonen, bramarbasete er zum Schlusse: „Was mich angeht, so bin ich entschlossen und ich schwör' es euch vor der ganzen Nation, entweder todt oder als Sieger nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt sehen, daß ich falle, nicht aber, daß ich zurückweiche. Und wenn ich falle, so haltet euch nicht auf, aber rächt mich!“ Nun, sie brauchten den Bramarbas nicht zu rächen, denn er ist nicht gefallen, und er ist auch nicht als Sieger nach Paris zurückgekehrt, aber doch lebend. Der schnellfertige pariser Gassenwitz nannte den weder siegreich noch todt Zurückgekommenen „le général ni l'un ni l'autre“. „Du sublime au ridicule

il n'y a qu'un pas", hätte der erste und echte Napoleon hier wieder einmal sagen können [1]).

Am Abend vom 28. November hatte die 2. Armee von Paris im Forste von Vincennes und hinter dem Fort Nogent Beiwachten bezogen, um für den folgenden Tag bereit zu sein. Aber der große Ausfall mußte um einen Tag verschoben werden, weil das mit großer Sorgfalt vorbereitete Schiffsbrückenschlagen über die Marne in Folge eines plötzlichen Anschwellens des Flusses viel mehr Mühe und Zeit kostete, als die Generale und Ingenieure in Rechnung gezogen hatten. Erst in der Nacht vom 29. auf den 30. November waren zum Uebergang des 1. und 2. Korps der 2. Armee vorwärts von dem Fort Nogent und dem Schanzwerk de la Faisanderie, also unter dem Schutze der Kanonen dieser Festungswerke, sowie der des Forts Rosny und der des Mont Avron, 7 Brücken vom rechten Ufer der Marne und zum linken hinüber fertiggestellt [2]). Im Fort Rosny traf Ducrot die letzten Verabredungen mit Trochu.

Unterdessen hatten aber die Bewegungen der Besatzung

---

1) Einen hübschen Gegensatz zu den Bausch- und Rauschphrasen der ducrot'schen Proklamation vom 28. November bildet ein an demselben Tage von einem deutschen Soldaten, einem thüringischen Hornisten, aus Viroflay nach Hause geschriebener Feldpostbrief, worin es heißt: „Heute sind wir wieder von Versailles zurückgekehrt, wo wir 5 Tage lagen. Am letzten Sonntag haben wir beim Grafen Bismarck zur Tafel gespielt. Er schickte uns einen ausgezeichneten Cognac und danach Wein, kam auch selbst zu uns und ein Glas ergreifend sagte er: „Prosit! Wir wollen darauf anstoßen, daß wir bald wieder bei Muttern sind." Unser Kapellmeister fragte ihn, wie lange das wohl noch dauern könnte, worauf Bismarck erwiderte: „Nun, Weihnacht feiern wir nicht zu Hause. Denn die Kunden sind uns viel Geld schuldig geworden, aber wir kriegen sie kurz." Hier in Viroflay haben wir jetzt auch Bier. Die Baiern, die inbetreff der Erhaltung des Leibes stets besorgt sind, haben nämlich eine Brauerei entdeckt und da wird halt jetzt Bier gebraut."

2) Ducrot, Défense de Paris, II, 161, 387.

von Paris, welche darauf berechnet waren, die Belagerer irrezuleiten, anderwärts schon begonnen. In der Nacht vom 28. auf den 29. November eröffneten die sämmtlichen Außenforts ein wüthendes Feuer und entsandten ihren Eisenhagel gegen den ganzen Kreis der deutschen Einschließungslinie. Das währte bis zum Mittag und dann wurde an diesem und dem nächsten Tage nordwärts, westwärts und südwärts ausgefallen, um den großen Ausfall, der ostwärts gehen sollte, zu maskiren. In und bei St. Denis wurden starke Truppenmassen vereinigt und der dort kommandirende Admiral La Roncière le Noury fiel nordwestwärts aus, um sich des unfern von St. Denis gelegenen Dorfes Epinay für eine Weile zu bemächtigen. Auf der Halbinsel Nanterre, westlich von Paris, wurden 2 Divisionen aufgestellt und mit diesen Truppen unternahm man unter der Führung des Generals Beaufort eine Demonstration gegen Malmaison und Buzenval hin. Ernstlicher ging es im Süden her, wo der General Vinoy mit zahlreichen, der 3. Armee von Paris zugetheilten Streitkräften von den Forts Bicêtre und Ivry herausbrach und zwar gegen die Stellungen des 6. deutschen Armeekorps. Durch das Feuer der Südforts wie auch der Kanonenboote auf der Seine unterstützt, nahm der Ausfall anfänglich einen guten Fortgang. Den Franzosen gelang es, sich des Bahnhofes von Choisy le Roi zu bemächtigen, und von hier aus verschritten sie zum Angriff auf L'Haÿ. Aber da nun wurden sie so waffenwarm empfangen, daß sie nach schweren Verlusten mit Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten, sowie etlicher hundert Gefangener eilends hinter die schützenden Wälle der Forts zurückgingen, von wo sie gekommen.

Frühmorgens am 30. November überschritten im Osten die 70,000 von Ducrot befehligten Franzosen die Marne, um den großen Durchbruch zu versuchen. Welche Abwehrmittel standen nun den Deutschen gegen diesen Stoß zu Gebote?

Nur 2 Divisionen, die wirtembergische Felddivision und die 24. (sächsische) Division, welche Truppen, wie schon erwähnt worden, von Noisy le Grand am linken Marneufer, wo der von Osten gekommene Strom zu einer südwärtsigen Wendung sich anschickt, gen Süden zu über Bry, Villiers und Champigny bis Coeuilly standen. Die Linie Villiers-Coeuilly hielt die erste, vom Generalmajor Reitzenstein befehligte Brigade der Wirtemberger und sie war es, welche den furchtbarsten, mit einer erdrückenden Uebermacht geführten feindlichen Stoß auszuhalten hatte, lange allein auszuhalten hatte, bis sie zuerst durch etliche Kompagnien vom 107. (sächsischen), dann später durch 1 Bataillon vom 104. (sächsischen) Regiment unterstützt wurde [1]. Und die Schwaben hielten aus, hielten aus gegen alle die Uebermacht und obgleich auf den Boden, auf dem sie standen, die Geschütze vom Mont Avron und von den Wällen von Rosny und Nogent her ihre ganze Wuth entluden.

Unter dem Schutze dieses Feuers, welches seine Vollkugeln und Hohlgeschosse über die Köpfe der französischen Ausfallskolonnen hinwegschleuderte, kamen diese vorwärts, ohne nennenswerthen Widerstand zu finden, und hatten sich zur 10. Morgenstunde in Bry, in Champigny und auf dem dazwischen liegenden Gelände festgesetzt. Jetzt aber, als sie zum Angriff auf Villiers und Coeuilly verschritten, änderte sich die Scene. Die Parke von Coeuilly und Villiers waren von den Deutschen zur hartnäckigsten Behauptung eingerichtet worden und an dieser brach sich der dreimal wiederholte Ansturm der französischen Infanterie. Zuletzt ließ Ducrot Artillerie vorgehen, um in die Parkmauer von Villiers Bresche zu schießen, allein die wohlgezielten Kugeln der Wirtemberger

1) Fontane (II, 343, Note 2) zeigt, daß diese Unterstützung nicht 1 Bataillon vom 106. (sächsischen) Regiment war, wie C. von Schmid in seiner Schrift „Antheil der wirtembergischen 1. Brigade am Kriege gegen Frankreich“ angenommen hatte.

räumten unter den Geschützmannschaften so fürchterlich auf, daß die Kanonen nicht standzuhalten vermochten und zurückgenommen werden mußten. Der bisherige, wie der weitere Verlauf des Kampfes gab einen neuen Beweis ab für die Thatsache, daß die französischen Generale gar nicht verstanden, mit Massen zu handeln, und da, wo sie sich in größter, geradezu in ungeheurer Uebermacht befanden, von dieser einen ausgiebigen Gebrauch zu machen. Auch an diesem 30. Novembertage fehlte bei den Franzosen die Straffheit der obersten Leitung, die Strammheit im Gehorchen, die Einheit der Bewegung. Ducrot hatte befohlen, daß, während er mit seinem 1. und 2. Korps geradaus auf Villiers und Coeuilly vorginge, sein einstweilen in Reserve gehaltenes 3. Korps unter dem General D'Exea die Marne bei Bry und Neuilly unterhalb des Mont Avron überschreiten, Noisy-le-Grand nehmen und von dort aus Villiers im Rücken fassen sollte. Aber D'Exea war nichts weniger als ein Drauflosgänger. Sein Brückenschlag verzögerte sich, und als er endlich damit zum Rande gekommen, wagte er es nicht, unter dem Feuer der sächsischen Geschütze den Strom zu überschreiten. Erst um 2 Uhr Nachmittags vermochte er sich zu entschließen, eine seiner Divisionen unter dem General Bellemare über die Marne zu schicken. Allein Bellemare, statt zu versuchen, Noisy zu nehmen, und von dort aus rückwärtsher auf Villiers zu marschiren, ging geradenwegs auf dieses los, um es in der Front anzugreifen, welcher Angriff, obzwar durch Ducrot mit Truppen vom 2. Korps unterstützt, ebenso erfolglos blieb wie die vorhergegangenen [1]).

Das Ergebniß des großen Ausfalls vom 30. November war also dieses: — Auf die an der Nord-, West- und Südseite gemachten Ausfälleversuche passte das Wort „Viel Lärm um nichts"; denn am Abend des Tages waren dort die

1) Ducrot, 231—264.

Truppen sammt und sonders wieder an die Punkte zurückgekehrt, von welchen sie ausgegangen. Auf der Ostseite dagegen, also da, wo der eigentliche und massenhafte Durchbruchsversuch geschehen, war es den Franzosen gelungen, auf das linke Ufer der Marne zu gelangen und auf der Linie Bry-Champigny sich zu behaupten, — ein Erfolg, welcher freilich von nur kurzer Dauer sein sollte. Die Ausführung des „großen" Plans — wenn nämlich der Ausfall und Durchbruchsversuch vom letzten Novembertag dieser große Plan Trochu's gewesen — war demnach gescheitert.

Weil aber, solange die Franzosen auf dem linken Marneufer standen, eine Fortführung des Durchbruchsversuches erwartet werden mußte, so war es jetzt an den Deutschen, diese Fortführung zu vereiteln und zwar dadurch, daß sie ihrerseits die Truppen Ducrots angriffen. Im Laufe des 1. Decembers erging daher vonseiten des Kronprinzen von Sachsen an seinen Bruder Georg als Befehliger des 12. (sächsischen) Armeekorps die Weisung, den bei Bry und Champigny stehenden Feind anzugreifen und über die Marne zurückzuwerfen. Noch umfassendere Maßnahmen traf zu diesem Zwecke das Generalhauptquartier in Versailles, indem es den Sachsen und Wirtembergern Truppentheile vom 2. und vom 6. Korps, die 3. Division, sowie die 7. und die 21. Brigade, zur Unterstützung sandte und den General Fransecky mit der Oberleitung dessen betraute, was am 2. December zwischen Seine und Marne gethan werden sollte. Der 1. Decembertag war ein bitterkalter. Franzosen und Deutsche suchten sich in ihren Stellungen so gut oder so schlecht, als es gehen wollte, vor dem Froste zu bergen. Auf deutscher Seite standen am Abend des Tages am rechten Flügel die Sachsen mitsammt der 1. wirtembergischen Brigade zwischen Noisy und Villiers, das Centrum bis gen Chennevières hielt die 7. preußische Brigade, den linken Flügel machten die 2. und 3. Brigade der Wirtem-

berger und hinter ihnen stand als Rückhalt die 3. preußische Division. Der für den folgenden Tag von Fransecky an den Prinzen Georg von Sachsen gegebene Befehl lautete, in der Morgenfrühe einen Sturmangriff auf Bry und Champigny zu vollführen.

Demzufolge gingen frühmorgens am 2. December die Sachsen auf Bry und die Wirtemberger auf Champigny vor, und da vom letztgenannten Orte aus auch Ducrot seinerseits einen Gegenstoß auf die anstürmenden Deutschen anordnete und führte, so entbrannte auf der ganzen Linie ein Ringen, welches ein sehr blutiges wurde und dessen trauervollste Episode auf deutscher Seite die tödtliche Verwundung der beiden jungen Brüder Erich und Axel Taube war [1]). Der

---

1) Die einzigen Kinder des Grafen Taube, Oberhofmeisters der Königin Olga von Wirtemberg. Beide Jünglinge machten den Feldzug als Freiwillige mit und standen in der 3. Kompagnie des 2. wirtembergischen Jägerbataillons, Erich als Unteroffizier, Axel, der etliche Monate vor dem älteren Bruder eingetreten war, als Fähnrich. Aus dem erbitterten Kampf am 30. November waren sie heil davongekommen. Im Morgengrauen vom 2. December marschirten die Brüder Seite an Seite in ihrer Kompagnie vom Jägerhof gen Champigny. Dort, beim Sturm auf den Park, erhielt Erich einen Schuß in die Brust. Axel fing den Sinkenden in seinen Armen auf. Da ward er selber in den Rücken getroffen. Er stürzt über den Bruder hin, rafft sich aber noch einmal auf und ruft seinen Jägern ein Vorwärts! zu, als ihm eine zweite Kugel in den Unterleib schlägt und ihn niederwirft. Acht Stunden lang mußten die zum Tode getroffenen Jünglinge verblutend auf der hart umstrittenen Walstatt liegen. Erst am Abend war es möglich, sie in das Schloß Lalande zu schaffen. Axel starb noch in derselben Nacht, Erich in der folgenden. Seine letzte Sorge war gewesen, daß die Eltern doch ja erführen, wie brüderlich Axel an ihm gehandelt hätte. Die Eltern trafen schon am 4. December in Lalande ein, um ihre heldischen Söhne heimzuholen in schwäbische Erde. Ein Kriegskamerad (G. J.) hat dem Moment, wo die beiden todwunden Brüder endlich von der Walstatt aufgehoben werden konnten, dieses Distichon gestiftet:

mörderische Kampf, welcher den ganzen Tag über wüthete — erst in der Dunkelheit, 5 Uhr Abends, verhallten die letzten Kanonenschüsse — schlug für die Deutschen zu einem Sieg aus. Aber nicht zu einem unmittelbaren, sondern nur zu einem mittelbaren. Denn die Deutschen vermochten zwar die Linie Bry-Champigny mitsammt diesen Ortschaften den Franzosen am 2. December nicht abzuringen, aber die Franzosen vermochten ihrerseits nicht über diese Linie hinaus vorwärtszudringen. Noch mehr, sie verzweifelten schon am 3. December an der Haltbarkeit ihrer Stellungen zwischen Bry und Champigny, begannen dieselben zu räumen und den Rückzug über die Marne anzutreten. Am Abend des folgenden Tages war der Rückzug beendigt und die Deutschen wieder in Champigny und Bry. Die Sachlage war demnach genau wieder so, wie sie am 29. November gewesen. Das will sagen: Der große Durchbruchsplan war vollständig gescheitert und — aufgegeben. Denn die zwei Ausfälle größeren Umfangs, welche später (am 21. December nordostwärts gegen Le Bourget und am 19. Januar südwestwärts gegen Buzenval) noch unternommen worden sind, waren bei weitem nicht in so großem Stil geplant und geführt wie das Unternehmen vom 30. November bis zum 2. December.

Aus alledem erhellt deutlich, wie voreilig der General Trochu handelte, als er am Abend vom 30. November, nachdem die Truppen Ducrots bis nach Bry und Champigny gelangt waren, ein Luftboot mit einer Siegesdepesche, welche allerdings unklar genug gefasst war, nach Tours absegeln ließ.

„Nicht mich traget hinweg, nehmt vorher lieber den Kleinen!"
Also war er im Tod noch für den Bruder besorgt.

Die Einbußen der Deutschen in den zweitägigen Kämpfen zwischen Marne und Seine waren groß: 6200 Todte und Verwundete; die der Franzosen größer: mehr als 12,000 Mann. Generalstabswerk, II, 577. **Ducrot, III, 98 et suiv.**

Der Ballon wurde vom Winde verschlagen, kam bei Belle-Isle-en-mer zur Erde und der elektrische Draht trug von dort den Inhalt der Depesche nach Tours, allwo er den ohnehin hitzigen Optimismus des Diktators hell auflodern ließ und mit dazu beitrug, Gambetta den Generalen der Loirearmee ein diktatorisches Vorwärts gen Paris! zurufen zu machen.

Die Loirearmee stand zur Zeit, wo am 30. November und am 2. December unter den Wällen von Paris gekämpft wurde, in Folge der Schlacht von Beaune-la-Rolande in und vor dem Walde von Orléans in einer Linie, welche eine Ausdehnung von 30 Lieues hatte. Das 15. Korps war zu Cheville und Chilleurs und bildete als Centrum die freilich allzu schwache Verbindung zwischen den beiden viel massigeren Flügelgruppen, dem als rechter Flügel an der Straße nach Pithiviers in Bellegarde und Chambon stehenden 18. und 20. Korps und dem als linker Flügel zu Sainte-Péravy und am Forste von Marchenoir aufgestellten 16. und 17. Korps[1]). Diese Auseinanderzerrung der Heerbestandtheile mußte zweifelsohne den feldherrlichen Anwandelungen zugeschrieben werden, welche Gambetta bestimmt hatten, über den Kopf des Obergenerals hinweg Befehle an die Untergenerale zu ertheilen. So aber war nun einmal die Sachlage, als Trochu's Depesche vom 24. November, von Norwegen her drahtbrieflich übermittelt, am 30. in Tours anlangte. Sofort waren Gambetta und sein Adjutant Freycinet Feuer und Flamme. Ducrot war gestern, am 29., ausgefallen, und zweifelsohne mit Erfolg. Er marschirte gewiß gegen die Loirearmee heran, also mußte diese ihrerseits eilends gegen ihn hinanmarschiren. Es konnte gar nicht anders sein. Jetzt muß es mit Danton heißen: „Kühnheit gilt es, Kühnheit, Kühnheit, und Frankreich ist gerettet!“ So schnell ein Dampfroß rennen kann,

1) Enquête parlement. III, 490 et suiv.

eilt Freycinet ins Hauptquartier der Armee zu Saint-Jean de la Ruelle bei Orléans und hält noch am Abend desselben 30. Novembers Kriegsrath mit den Generalen D'Aurelle, Chanzy und Borel. Er theilt denselben mit, was der Diktator und er wissen, d. h. zu wissen glauben, nämlich, daß Ducrot zweifelsohne durchgebrochen wäre und wohl schon im Walde von Fontainebleau angelangt sein müßte. Folglich: Auf und ebenfalls dahin! Die drei Generale waren lange nicht so sanguinisch wie der improvisirte Unter- oder Mitfeldherr Gambetta's. Sie machten bemerklich, das verlangte Vorgehen angesichts eines starken und tapferen Feindes wäre keine so leichte Sache und jedenfalls müßte, bevor die Angriffsbewegung stattfinden könnte, die gesammte Armee im Schutze des Waldes von Orléans zusammengezogen werden, damit sie dann an dem gewählten Punkte mit aller Macht hervorbrechen könnte. Davon wollte jedoch Freycinet, so zu sagen der Magister Equitum des Diktators, nichts hören. Das hieße nur Zeit verlieren und die Zeit wäre kostbar. Während man sich mit dem Zusammenzug der ganzen Loirearmee beschäftigte, ließe man ja Ducrot ohne Unterstützung, was für diesen von der höchsten Gefahr sein müßte. Diese Rücksicht trug es schließlich über alle andern davon. Es wurde beschlossen, daß am folgenden Tage alle Truppen der Armee sich auf Pithiviers in Marsch setzen und daß der linke Flügel, das 16. und 17. Korps, sowie das Centrum, das 15. Korps, diese Bewegung beginnen sollten. Die rechte Flügelgruppe, das 18. und 20. Korps, blieb zuvörderst ganz aus dem Spiele. Diese Truppen waren nach ihrer Niederlage bei Beaune-la-Rolande ohnedies in einem Zustande, der kaum noch ein feldtüchtiger heißen konnte. Kennzeichnend ist auch die Thatsache, daß D'Aurelle zur Stunde nicht wußte, ob ihm die Verfügung über diesen rechten Flügel des Heeres zustände oder nicht. Erst am Morgen vom 3. December fand sich Gambetta be-

müssigt, dem General zu telegraphiren, daß derselbe wieder den Oberbefehl über die gesammte Loirearmee hätte. Dazumal war das freilich ziemlich gleichgiltig [1]).

Am 1. December setzten sich also die drei bezeichneten Korps in Marsch. Das 16. stand voran und zielte auf Loigny, das 17. war weiter zurück, da es vom Forst von Marchenoir her einen längeren Weg zurückzulegen hatte als jenes. Vom Walde von Orléans aus richtete sich das 15. Korps auf Artenay. Hält man diese Marschrichtungen der Franzosen mit den weiter oben angegebenen Stellungen der Deutschen nördlich von Orléans zusammen, so ergibt sich, daß der französische Angriff, welchen der linke Flügel und das Centrum unternahmen, dem rechten deutschen Flügel, also dem Heerhaufen, welcher unter der Führung des Mecklenburgers stand, gelten mußte. Im Hauptquartier des Großherzogs richtete man sich beizeiten darauf ein. Das 1. baierische Korps wurde angewiesen, am Morgen des folgenden Tages gefechtsfertig bei Loigny zu stehen, mit dem linken Flügel an Schloß und Park Goury gelehnt. Die 17. Division wurde nach Lumeau, die 22. nebst 1 Brigade der 2. Reiterdivision nach Baigneaux gelenkt. Die 2 anderen Brigaden der letztgenannten sollten die Straße Orléans-Paris überwachen, die 4. Reiterdivision wurde als Deckung an das rechte Flügelende der ganzen Schlachtordnung geschickt. So erwarteten die Deutschen den Feind, dessen Vorgehen durch eine günstige Witterungswendung erleichtert wurde. Die letzten Novembertage her hatte abscheuliches Sudelwetter geherrscht, mit dem 1. December aber wurde die Luft klar und eingetretener Frost härtete den Boden, welchen eine leichte Schneedecke überzog. Auf französischer Seite hatte vorzugsweise das 16. Korps

1) Chanzy, 57 et suiv. Enquête parlement. III, 491 (Aussage des Generals Borel). Von der Goltz, 68 fg.

(Chanzy) die Kampflast vom 2. December zu tragen. Die Wucht des französischen Angriffs aber fiel vorzugsweise auf Von der Tanns vielgeprüfte und schwergezehnteten Baiern. Von Terminiers aus ließ um 8 Uhr des Morgens Chanzy seine 3 Divisionen sammt der Kavalleriedivision Michel auf Loigny und Lumeau vorgehen. Später ward er durch Truppen vom 17. Korps verstärkt, während das 15. links der Eisenbahn Orléans-Paris von Artenay her auf Pouprh losdrückte.

Der Angriff der Franzosen geschah auf der ganzen Linie mit großem „Elan“. Hatte ihnen doch Gambetta gehörig eingeheizt und zwar mittels einer überschwänglichen Proklamation, welche freilich ungefähr so viele Lügen wie Worte enthielt. Sie war gestern (am 1. December) von dem Diktator gedichtet worden auf Grund der soeben in Tours angelangten zweideutigen Halbsiegesdepesche Trochu's vom Abend des 30. Novembers. Gambetta zog aus dieser Depesche ohne weiteres den Schluß, die deutsche Einschließungskette um Paris wäre gesprengt. In der Depesche war gesagt, der Admiral Roncière le Noury stände in Epinay. Aha, sagte sich der Diktator, das ist Epinay südlich von Longjumeau an der Straße Paris-Orléans. In der Depesche hieß es, Ducrots Truppen hätten Bry genommen. Richtig, das muß Brie-Comte-Robert zwischen Paris und Fontainebleau sein. Eine Karte zur Hand zu nehmen und nachzusehen, ob es nicht etwa auch ein Epinay bei St. Denis und ein Bry sur Marne gäbe, dazu hat ein vielbeschäftigter Diktator keine Zeit. Wohl aber dazu, um 4 Uhr Abends am 1. December vom Balkon der Präfektur herab der versammelten Menge den großen Sieg der Armee von Paris kundzugeben und dann sich hinzusetzen, um eine Proklamation zu entwerfen, worin der Gambettaismus seine rasselnden Wirbel schlug[1]).

---

1) „Der Genius Frankreichs, einen Augenblick verdunkelt, erscheint

Derweil Frankreich am 2. December die hoffnungsgrüne Dichtung des Diktators las, verzeichnete auf den beschneiten Feldern von Loigny und Pouprh die rauhe Hand der Wirklichkeit im Buche der Geschichte dieses Krieges eine neue französische Niederlage, welche die kecken Aufschneidereien Gambetta's geradezu furchtbar lügenstrafte.

Die Baiern hatten vor der Uebermacht Chanzy's anfänglich zurückweichen müssen. Allein nicht für lange. Der General Treskow führte die 17. Infanteriedivision gegen das mit Loigny auf gleicher Höhe liegende Lumeau vor, um in die rechte Flanke des 16. Korps der Franzosen zu stoßen und die 4. Reiterdivision schwenkte ihrerseits gegen die linke Flanke des Feindes ein. Solchen Beistandes sicher, gingen die Baiern am Nachmittage wieder vor und erzwangen in Verbindung mit der 17. Division den Rückzug des 16. französischen Korps sammt dem der Truppen vom 17., welche General De Sonis herangeführt hatte, und der päpstlichen Zuaven unter ihrem Oberst Charette. Sonis und Charette selbst blieben schwerverwundet auf der Walstatt liegen. Der „Elan" der französischen Truppen hatte auf dieser Seite des Schlachtfeldes

---

strahlend wieder. Der Sieg kehrt zu uns zurück und lächelt uns, wie um uns eine lange Reihe von Mißgeschicken vergessen zu machen, fast auf allen Punkten. In der That hat unsere Loirearmee alle Pläne der Preußen durchkreuzt und alle ihre Angriffe zurückgeschlagen. Ihre Taktik ist machtlos gewesen gegenüber der Festigkeit unserer Truppen, auf dem rechten wie auf dem linken Flügel. Unsere Streitkräfte sind von Orléans aus kräftig vorgedrungen, unsere zwei Armeen marschiren einander entgegen; in ihren Reihen weiß jeder Offizier, jeder Soldat, daß er das Schicksal des Vaterlandes in seinen Händen trägt; dies allein schon macht sie unbesiegbar. Wer möchte fürder an dem Ausgange dieses Riesenkampfes zweifeln? Der Eindringling ist jetzt auf dem Wege, wo ihn das Feuer unserer aufgestandenen Bevölkerung erwartet. Frankreich und das Weltall werden nie vergessen, daß Paris zuerst das große Beispiel gegeben", u. s. w. im Gambetta.

nach Chanzy's eigener Bezeugung nur solange vorgehalten, als sie im Vortheil gewesen. Dann war gegen Abend zu eine große Erschlaffung und Lockerung eingetreten. Am linken Flügel der Deutschen hatte inzwischen Wittich mit seiner 22. Infanteriedivision, unterstützt von einer Brigade der 2. Reiterdivision, die in der Richtung auf Bazoches vorgedrungenen Franzosen vom 15. Korps auf Poupry zurückgetrieben, sodann diesen Ort erstürmt und endlich gegen Artenay hin vorgestoßen. Das Ergebniß vom 2. December war demnach, daß an diesem Tage die Deutschen gegen eine große feindliche Uebermacht gesiegt hatten, indem der angriffsweise gegen sie vorgegangene linke Flügel der französischen Loirearmee von ihnen geschlagen und zum Rückzug genöthigt worden war, wie dies am 28. November der rechte Flügel dieser Armee zu befahren gehabt. Loigny-Poupry war also das Seitenstück von Beaune-la-Rolande [1]).

Nach diesen beiden ernsten Vorarbeiten vom 28. November und 2. December glaubte der Prinz Friedrich Karl die Zeit gekommen, in diesen Gegenden eine kriegerische Hauptarbeit zu thun. Sein eigener Antrieb hierzu wurde noch verstärkt durch den am 2. December in seinem Hauptquartier eingelangten Drahtbefehl aus Versailles, ungesäumt den Angriff auf Orléans zu unternehmen. Noch an demselben Tage gab der Prinz die nöthigen Weisungen an seine Generale, Weisungen, welche ein koncentrisch-angriffsweises Vorgehen der deutschen Armee auf die Stadt der Jungfrau vorschrieben und regelten. Hierbei verfügte er über die unter seinem unmittelbaren Befehle stehende

1) Aber ein blutigeres. Denn auf jeder Seite gab es mehr als 4000 Todte und Verwundete. Die Deutschen machten 2500 unverwundete Franzosen zu Gefangenen und eroberten 9 Geschütze. Ueber die einzelnen Geschehnisse vom 2. December s. das Generalstabswerk, II, 493 fg. Wittich, 248 fg. Junck, II, 278 fg. Wachenhusen, II, 40 fg. Chanzy, 58, 65 et suiv. Enquête parlement. III, 261.

Heerschar also, daß er das 9. Korps auf Toury und Bazoches lenkte, von wo es auf Artenay vorzugehen hatte, das 3. Korps auf Pithiviers, von wo es den Angriff auf Chilleurs thun sollte, und das 10. Korps nach Boynes, von wo es mit seinem rechten Flügel auf Villereau, mit seinem linken auf Chilleurs sich richtet. Die 1. und die 6. Reiterdivision haben die Flügelbedeckungen zu stellen und die Verbindungen zwischen den Fußvolkssäulen zu unterhalten. Dem Großherzog von Mecklenburg, also dem rechten Flügel des deutschen Heeres, wurde die Aufgabe zugetheilt, in Uebereinstimmung mit der Vorwärtsschreitung des Centrums und des linken Flügels seinerseits westwärts der Straße Artenay-Orléans vorzugehen. Der Großherzog traf demzufolge für den Morgen vom 3. December diese Anordnungen: — Zum Vormarsch auf Orléans stellen sich bereit die Baiern bei Lumeau, die 17. Infanteriedivision bei Anneux, die 22. Infanteriedivision bei Poupry, die 2. Reiterdivision links davon, die 4. Reiterdivision an der von Chartres nach Orléans führenden Straße.

Das alles griff zum allgemeinen Vorschritt auf „die Stadt der Jungfrau" planmäßig in einander. Der Beginn dieser großen Bewegung am 3. und die Vollendung derselben am 4. December machten die zweitägige Schlacht von oder vor Orléans aus.

Auf französischer Seite war man von alledem, was auf deutscher am 2. December vorbereitet worden, schlecht oder gar nicht unterrichtet. In Tours träumte man sogar noch am Morgen vom 3. December von der Weiterführung der Angriffsbewegung auf Paris zu. Der General D'Aurelle freilich mußte, sobald an diesem Tage die Deutschen ihren Vor- und Angriffsmarsch begonnen hatten, erkennen, daß nichts anderes übrigblieb als der Rückzug, zunächst hinter die Verschanzungen im Walde von Orléans, dann in die Stadt selber. Die Sachlage war in der That eine verlorene. Der am Tage

zuvor geschlagene linke Flügel der Loirearmee, das 16. und 17. Korps, war links von Orléans auf Péravy und Gémigny zurückgegangen, der rechte Flügel, das 18. und 20. Korps, stand noch bei Bellegarde und Nibelle, aber in einer Verfassung, welche an das Standhalten gegen einen feindlichen Angriff nicht denken ließ, sondern nur an einen möglichst raschen Rückzug nach der Stadt. Das im Centrum stehende 15. Korps vermochte, am Vormittag vom 3. December bei Chilleurs-aux-Bois vom 3. deutschen Korps angegriffen, dem Stoße nicht zu stehen, wurde in den Wald hineingeworfen, wandte sich auf Chevilly, stieß dort wiederum auf den Feind, wich vor demselben auf Cercottes zurück und schleppte sich von dort während der Nacht in voller Auflösung nach Orléans hinein.

Nachhaltig widerstanden die Franzosen ihren Angreifern nirgends. Wie wäre das bei solcher Zerfahrenheit auch möglich gewesen? Der General D'Aurelle machte zwar etliche Versuche, ein einheitliches Oberkommando zu handhaben, aber es ging nicht mehr. Alles fiel auseinander. Um so mehr, als mit den Befehlen des scheinbaren Oberbefehlshabers solche sich kreuzten, welche vom wirklichen, d. h. vom Diktator aus Tours kamen. Von dort her wollte man mittels des Telegraphendrahtes die Schlacht leiten. Mittendrinn wurden das 16. und das 17. Korps unter den Oberbefehl von Chanzy, das 18. und das 20. unter den Oberbefehl des gerade auf der Walstatt angelangten Bourbaki gestellt. D'Aurelle wollte, daß die Korps in diesen, der Diktator, daß sie in jenen Richtungen marschirten und handelten. Befehle, Gegenbefehle, Mißverständnisse, Beschuldigungen, Gegenbeschuldigungen, eine vollständige „Komödie der Irrungen“ [1]).

1) „Den ganzen Tag über schwirrte auf dem Draht, welcher Tours mit der Armee verband, ein Wirrwarr von Vorwürfen, Rathschlägen und Befehlen hin und her.“ Von der Goltz, 78.

Derweil hatten die Deutschen ihre Gegner auf der ganzen Linie vor sich hergetrieben und standen demzufolge am Abend vom 3. December mit ihrem äußersten linken Flügel vor Nancray und Boiscommun, mit ihrem äußersten rechten Flügel, den Baiern, über Sougy hinaus gen Patay. Zwischen diesen Flügelenden war das 3. Korps bis Loury gelangt, das 10. bis Chilleurs und Neuville-aux-Bois, das 9. bis Crottes und Aschères, die 17. und die 22. Infanteriedivision bis Chevilly[1]). Diese Stellungen zeigen, daß der koncentrische Vormarsch auf Orléans die Linie seines Halbbogens schon bedeutend verkürzt und diesen schon nahe gegen die Stadt herangeschoben hatte.

D'Aurelle seinerseits hatte am Abend des Tages die Ueberzeugung gewonnen, daß Orléans nicht zu halten wäre und die Rettung der Armee nur auf einem schleunigen Rückzug hinter die Loire beruhte. Derselbe sollte so ausgeführt werden, daß der rechte Flügel (18. und 20. Korps) über Gien, der linke (16. und 17. Korps) über Beaugency, das Centrum (15. Korps) über Orléans selbst zurückginge. In der Nacht telegraphirte er diese seine Ansicht und Entschließung nach Tours. Der Draht brachte eine missbilligende Antwort. Gambetta tadelte hoch herab den General, daß er sich in Einzelkämpfen hätte schlagen lassen, während ihm doch 200,000 Mann zur Verfügung ständen; er sollte doch diese ganze Masse zusammenziehen, um Orléans zu halten. Auf diese Phantasterei des Diktators entgegnete D'Aurelle, er, welcher an Ort und Stelle, müßte doch die Sachlage richtiger beurtheilen können; es bliebe nichts anderes übrig, als Orléans aufzugeben, um eine noch größere Katastrophe[2]) zu vermeiden. Antwort Gambetta's: Wenn es so ist, so muß ich Ihren Rückzug geschehen lassen.

---

1) Blume, 84 fg.
2) D. h. ein Orléans-Sedan.

Jetzt aber beging der General den großen Fehler, in seinem ganz richtigen Entschluß wieder wankend zu werden. Er hatte nämlich die während der Nacht und des Morgens vom 4. December in die Stadt gelangten Truppen vom 15. Korps noch nicht gesehen, sondern nur von ihrer Ankunft gehört und kam daher auf den Einfall, es könnte doch wohl möglich sein, Orléans zu halten. Voreilig telegraphirte er diesen Einfall nach Tours und daß er gesonnen wäre, auch das 16. und 17. Korps nach der Stadt zu rufen, sowie das 18. und 20. heranzuziehen. Dann erst besichtigte er die Truppen des Generals Martin des Pallières und fand nur eine gänzlich entmuthigte, aus Rand und Band gekommene, entmuthigte und besoffene Bande, welche wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen ihr Befehlshaber energisch, aber nicht mit großem Erfolge versuchte. Gerade nun, als D'Aurelle unter diesen Umständen den Räumungs- und Rückzugsgedanken wieder aufgenommen hatte, traf eine Depesche aus Tours ein, worin die Behauptung von Orléans lebhaft gebilligt und die bevorstehende Ankunft Gambetta's in der Stadt angekündigt wurde [1]). Um 4 Uhr Abends sah sich aber der General gezwungen, den Befehl zum allgemeinen Rückzug zu geben und meldete dies nach Tours [2]).

Zuvor, am Morgen des Tages, hatte es da und dort noch ein scharfes Fechten gegeben, doch war die Schlacht schon am Abend vom 3. December der Hauptsache nach entschieden gewesen. Ein Zurückdrängen oder auch nur Aufhalten der Deutschen durch die Franzosen konnte am 4. December gar

---

1) Diese Ankunft fand bekanntlich nicht statt. Der Bahnzug, auf welchem der Diktator bis in die Nähe von Orléans gelangte, wurde von einer Batterie der 2. deutschen Reiterdivision mit Granaten beworfen und gab solcher Begrüßung gegenüber schleunigst „Rückdampf“.

2) Alles nach D'Aurelle's Angaben in seinem Buch „La première armée de la Loire“.

nicht mehr ernstlich in Frage kommen. Die Flügelenden seines halbbogenförmigen Vorschrittmarsches mehr und mehr loirewärts einbiegend, schob sich das deutsche Heer wie ein unwiderstehlicher Keil gegen die Stadt heran. Die Spitze des Keiles trieb das Centrum des überall weichenden Feindes, das 15. Korps, vor sich her, nach Orléans hinein, die beiden Seiten des Keiles spalteten den rechten Flügel (das 18. und das 20. Korps) und den linken (das 16. und das 17. Korps) vom Centrum ab. Daher die gänzliche Zusammenhangslosigkeit der französischen Gegenwehr und daher auch der Rückzug der Franzosen in 3 getrennten Massen. Martin des Pallières überschritt die Loire auf den Brücken der Stadt und zog sich auf La Ferté Saint-Aubin zurück. Bourbaki ging bei Jargeau und Gien über den Strom und bewerkstelligte die Verbindung seiner beiden Korps mit den Trümmern des 15. auf dem Wege nach Bourges. Chanzy endlich zog sich auf Beaugency zurück und verblieb demnach auf dem nördlichen Loireufer. Der Rückzug war äußerst mühsälig, insbesondere für den Rest vom 15. Korps, welches ja in der Schlacht von Orléans am schwersten zu streiten und zu leiden gehabt hatte. Es war scharfes Frostwetter, die mehr sommerliche als winterliche Kleidung der Leute hing in Fetzen, viele hatten ihr ganzes Gepäck eingebüßt, viele waren ohne Schuhe. Wenn man die Versplitterung, Erschöpfung, Entmuthigung und Auflösung bedenkt, in welche die französische Loirearmee durch den Ausgang des Schlachtendreispiels von Beaune-la-Rolande, Loigny-Poupry und Orléans geworfen worden, wenn man die herben Einbußen erwägt, welche den Franzosen auch der 3. und 4. September gebracht[1]), so kann man der Thatkraft, Rasch-

1) Mehr als 2000 Todte und Verwundete. Dazu ungefähr 18,000 Mann, welche unverwundet von den Deutschen zu Gefangenen gemacht worden waren. Die Sieger, welche auch 74 Geschütze und 4 Kanonen-

heit und Geschicklichkeit, womit zum Ersatz dieser weggefegten Armee wiederum 2 andere aufgestellt wurden, fürwahr seine Bewunderung nicht versagen [1]). Es ist auch unschwer zu begreifen, daß Gambetta die Leitung des Krieges in den Loiregegenden nicht länger in den Händen des Generals D'Aurelle wissen wollte. Chanzy war jetzt der Mann des Diktators und zum Oberbefehlshaber der sogenannten 2. Loirearmee ausersehen. Diese bestand schon am 5. December, denn zu dem 16. und 17. Korps Chanzy's hatte man von Le Mans her das dort gebildete 21. stoßen lassen, sowie von Tours aus eine vom General Camo geführte Division. Als Untergenerale des Obergenerals der 2. Loirearmee befehligten das 16. Korps der Admiral Jauréguiberry, das 17. der General Colomb, das 21. der Admiral Jaurès. Die nach Bourges zurückgewichenen und dort reorganisirten Truppen des 15., 18. und 20. Korps behielten einstweilen noch den Namen der 1. Loirearmee und diese wurde dem Oberkommando Bourbaki's unterstellt. Dieser später beträchtlich verstärkten und anders benannten Armee war es bestimmt, die letzte große Katastrophe in der Kriegstragödie von 1870—71 zu erleiden und derselben einen erschütternden Abschluß zu geben, welcher wohl geeignet war, „durch Schrecken und Mitleid" die Gemüther der Menschen „zu reinigen".

Derweil war die Stadt der Jungfrau wiederum von den Deutschen besetzt worden. Noch spät am Abend vom 4. December, eine halbe Stunde vor Mitternacht ist der Großherzog von Mecklenburg an der Spitze der 17. Division eingezogen.

---

boote auf der Loire erbeuteten, hatten ihrerseits am 3. und 4. December etwa 1700 Todte und Verwundete.

1) Um so weniger, als Gambetta und seine Umgebung den Schlag von Orléans sehr schwer empfanden. Freycinet nennt in seinem Buche diesen Schlag geradezu „das größte Unglück der 2. Periode des Krieges, ein Unglück, welches das Schicksal Frankreichs entschieden hat".

Eine baierische Brigade folgte. Am folgenden Tage rückten weitere Harste ein[1]). Die ganze deutsche Armee bezog Lager in der Umgebung der Stadt, wo der Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier aufschlug und von wo auf den gen Tours, Vierzon und Gien führenden Straßen sofort Reiterscharen vorgeschickt wurden, welche noch eine Menge von Gefangenen einbrachten, sowie die bestimmte Meldung, daß die französische Armee auf ihrem Rückzug in zwei Bruchtheile auseinandergefallen wäre.

Also sahen die ersten Decembertage die Vollendung einer Reihenfolge von deutschen Kriegsthaten, deren Ergebniß von höchster strategischer Wichtigkeit war. Die erste großartige Unternehmung der Franzosen, ihre Hauptstadt zu befreien, war vollständig gescheitert. Der Anmarsch einer Armee vom Süden her zum Entsatz von Paris war verunmöglicht und blieb es, solange Orléans in der Gewalt der Deutschen sich befand.

1) „Die Bewohner von Orléans schienen von dem neuwiederkehrenden Besuch eben nicht sehr entzückt zu sein. Sie sprachen ihren Ingrimm darüber durch ihre Abwesenheit aus. Man sah fast keine Blaukittel auf der Straße, die Thüren der Häuser waren geschlossen und den niedergelassenen Persiennes merkte man an, daß hinter dieselben finstere, grollende Gemüther und angstvolle Herzen sich zurückgezogen hatten". Horn, II, 158.

II.

Belfort.

1.

Bevor die deutschen Kriegsleute rings um Paris und wo sonst in Frankreich sie lagerten, ihre Weihnachtsbäume belichtern und mit aus der Heimat überkommenen Gaben aufputzen konnten, gab es noch viel und vielerorten für sie zu thun. Denn weder der große Fehlschlag Ducrots bei Villiers und Champigny, noch die furchtbare Niederlage D'Aurelle's bei Orléans waren ja entscheidend genug, um die Widerstandskraft Frankreichs zu lähmen. Wo das Feuer des Nationalgeistes erlöschen zu wollen schien, wußte es Gambetta immer wieder auf's neue anzublasen und zum lodern zu bringen. Wie früher von Tours, so jetzt von Bordeaux aus, wohin er sich am 9. December mit der Regierungsdelegation rückwärts koncentrirt hatte. Als Grund für diese Flucht hatte er im gewohnten Lügenstil angegeben, es wäre geschehen, „um den strategischen Bewegungen der Armee nicht hinderlich zu sein".

Wenn hiermit die 2. Loirearmee gemeint war, so bestanden die „strategischen Bewegungen" derselben zuvörderst im Stehenbleiben zwischen Beaugency an der Loire und dem Walde von Marchenoir. Der General Chanzy war des ganz richtigen Dafürhaltens, daß er sich vorderhand durchaus auf die Vertheidigung einrichten und beschränken müßte, weil seine

Truppen zwar stark an Zahl, aber vorerst noch schwach an Waffenfertigkeit und Manövrirfähigkeit wären. Daß sich aber mit ihrer Menge und mit ihren vorzüglichen Waffen in den bezeichneten Vertheidigungsstellungen wohl etwas ausrichten ließe, das bewiesen ja sofort die Kämpfe, deren Reihenfolge man die Schlacht von Beaugency oder von Beaugency-Cravart zu nennen pflegt. Sie wurden auf deutscher Seite in erster Linie durch den vom Großherzog von Mecklenburg befehligten Heerhaufen ausgefochten.

Denn der Prinz Friedrich Karl hatte am 6. December also über seine Streitkräfte verfügt: — Das 10. Korps bleibt zunächst in Orléans. Das 3. geht südostwärts auf Gien vor, der Großherzog südwestwärts am rechten Loireufer auf Beaugency, das 9. Korps deckt am linken Stromufer diese Bewegung. Die 1. Reiterdivision folgt dem 3. Korps, die 2. und 4. folgen dem Großherzog, die 1. streift in der Sologne südwärts gen Salbris. Am 7. December begannen die angeordneten Vorbewegungen. Die Vorhut vom 3. Korps traf nahe bei Gien auf die Nachhut Bourbaki's, welche schleunig abzog, so daß die Deutschen am folgenden Morgen die Stadt besetzten. Bei Meung stieß die 17. Infanteriedivision auf die französische Division Camo und warf sie zurück, aber erst nach heftigem Gefecht. Man mußte überhaupt am rechten Flügel der Deutschen an diesem Tage die Erfahrung machen, daß man es, maßen der Großherzog von Mecklenburg zwar über eine zahlreiche Reiterei und Artillerie (mehr als 200 Geschütze), allein über höchstens 18,000 Mann Fußvolk zu verfügen vermochte, mit einer ganz gewaltigen Uebermacht zu thun hätte [1]). Trotzdem gewannen die Deutschen allmälig Boden und be-

1) Chanzy hatte wenigstens 100,000 Mann Infanterie; auch an Kavallerie und Artillerie war er der Zahl nach seinem Gegner überlegen. Blume, 114. Von der Goltz, 96.

mächtigten sich am 8. December Beaugency's[1]. Chanzy jedoch gab seinerseits die Hoffnung, seine Angreifer auf Orléans zurückzuwerfen, noch nicht auf, und wenn ihm auch das nicht gelang, so wußte er sich doch etliche Tage noch auf dem Raume zwischen der Loire und dem Loir zu behaupten und dies erschien den Augen seiner nur noch an Niederlagen gewöhnten Landsleute schon als ein beträchtlicher Erfolg, als ein so beträchtlicher, daß Gambetta dem Lande im „Moniteur" verkündigte, endlich wäre der „wahre Kriegsmann", der richtige General gefunden, dessen Frankreich bedürfte, um den Sieg zu seinen Fahnen zurückzubringen.

Inzwischen hatten die Meldungen des Großherzogs im Generalhauptquartier zu Versailles die Ueberzeugung hervorgerufen, daß bedeutendere Kräfte in Anwendung gebracht werden müßten, um den Widerstand des Feindes an der Loire zu brechen, und es ergingen die nöthigen Weisungen an den Prinzen Friedrich Karl, welcher darnach schon am 9. December dem 3., 9. und 10. Armeekorps die nöthigen Befehle zufertigte, südwärts dem Laufe der Loire entlang vorzugehen, um nach Bedarf der Umstände gemeinsam mit dem Heerhaufen des Großherzogs zu handeln[2]. Chanzy erkannte beizeiten die hieraus für ihn entspringende Gefahr und suchte dieselbe dadurch zu beschwören, daß er die Streitkräfte Bourbaki's zu seiner Unterstützung, wenigstens zur mittelbaren, heranziehen wollte. Darum ließ er Bourbaki auffordern, gen Blois zu marschiren, wodurch der Prinz Friedrich Karl verhindert werden

1) Nach Chanzy's Behauptung (La deuxième armée d. l. L., 129) in Folge eines Mißverständnisses, welches den General Camo mit seiner Division voreilig zurückgehen machte.

2) Diese Heerschar büßte in den Gefechten vom 7. bis zum 10. December an Todten und Verwundeten nahezu 4000 Mann ein, fügte aber dem Feinde noch größeren Verlust zu, eroberte 8 Geschütze und machte etwa 5000 Franzosen zu Gefangenen.

sollte, ihm, Chanzy, in den Rücken zu kommen, ja wohl gar genöthigt würde, die Loire wieder aufwärts und nach Orléans zurückzugehen. Bourbaki, welcher schon bei dieser Gelegenheit merken ließ, daß er eben auch nur ein General des second empire wäre und weiter nichts, ließ zurücksagen, er werde zwar in der angegebenen Richtung sich aufmachen, allein seine Armee befände sich in einem solchen Zustande der Auflösung, daß er wenigstens 6 Tage brauchte, nach Blois zu gelangen. So lange jedoch durfte Chanzy nicht zuwarten, falls er an seinem linken Flügel nicht vom Großherzog, an seinem rechten nicht vom Prinzen umgangen werden wollte, und so mußte er sich am 11. December zum Rückzug auf Vendôme entschließen, wo er am 13. eintraf. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Unter seinen Truppen gaben sich so bedenkliche Anzeichen von Erschlaffung kund, daß es durchaus unrathsam erscheinen mußte, sie einem neuen ernsthaften Angriff vonseiten der Deutschen bloßzustellen [1]. Diese, Meister der beiden Loireufer und der Stadt Blois, machten, auf Montoire vorgehend, Miene, den Franzosen die Rückzugslinie auf Le Mans abzuschneiden, wo sie hoffen durften, alle Mittel zur Erholung und Wiederherstellung zu finden. Chanzy brach demnach am 16. December von Vendôme auf und erreichte am 20. Le Mans. Die Deutschen folgten dem Feinde nicht dorthin. Auch sie bedurften dringend, sehr dringend der Ruhe und Wiederauffrischung; denn sie hatten ja seit vielen Wochen und bei was für Wetter! streitend und leidend furchtbare Mühsale durchgemacht. Doch mußten sie zur Sicherung des Errungenen das Nöthige thun, immer zugleich mit Rücksicht auf die Sicherheit der deutschen Einschließungsarmee um Paris. Demzufolge marschirte das 9. Korps nach Orléans zurück, wo es mittels eines mit Recht berühmten Eilmarsches

1) Chanzy, 162 et suiv.

am 17. December eintraf, das 3. ging nach Beaugency, wo es Lager bezog, das 10. hielt Blois und Vendôme besetzt und bewerkstelligte Entsendungen nach Tours und gen Le Mans hin [1]). Die Heerschar des Großherzogs ihrerseits säuberte die Umgegend von Chateaudun von Feinden und stellte sich dann südlich von Chartres auf. Das argmitgenommene 1. baierische Korps wurde zur 3. Armee zurückbefehligt und langte am 28. December auf der ihm angewiesenen Lagerstätte zwischen Arpajon und Corbeil an. Der Prinz Friedrich Karl war am 19. December wieder in Orléans. Er hatte hier das 9. Korps und in der Nähe auch das 3. zur Hand und war demnach stark genug, der allfälligen Absicht der Franzosen, von Bourges her, über Gien und Montargis, wiederum gegen Fontainebleau und Paris vorzugehen, entgegenzutreten. Diese Absicht war auch wirklich vorhanden und Gambetta bot alles auf, den General Bourbaki zur Wiederunternehmung einer Angriffsbewegung in der bezeichneten Richtung zu vermögen. Bourbaki begann denn auch seine Bewegung, obzwar lässig genug, um zwischen Loing und Yonne nordwärts zu marschiren. Sowie er aber die Anwesenheit deutscher Streitkräfte und des Prinzen Friedrich Karl in und bei Orléans in Erfahrung gebracht hatte, stockte alsbald der Zug und Gambetta mußte sich der Hoffnung auf dieses bourbakische Unternehmen entschlagen. Er that es jedoch nur, um sofort auf ein anderes zu sinnen, von welchem bald zu reden sein wird.

Nun aber ist es Zeit, dem General Manteuffel, der am 7. November in der Stärke von 45,000 Mann aus der Um=

1) Hierbei fielen den verfolgenden Deutschen noch viele Gefangene und 7 Geschütze in die Hände. Auf seinem Zuge gen Tours jagte der General Voigts=Rhetz am 20. December bei Monnaie 6000 Mobilgarden in die Flucht. Am folgenden Tage langte er vor Tours an. Die Stadt kapitulirte, nachdem sie Miene gemacht, Widerstand zu leisten, und die Deutschen darum etliche Granaten hineingeworfen hatten.

gebung von Metz abgerückt und von der Mosel an die Oise marschirt war, auf seinem Zuge im Norden und Nordwesten von Frankreich zu folgen.

Dieses Heer war zum Handeln gegen die in Lille und Amiens gebildete sogenannte „Armée du Nord“ der Franzosen bestimmt. Dieselbe sollte verhindert werden, von den nördlichen und nordwestlichen Departements des Landes her auf die deutsche Einschließungsarmee vor Paris zu drücken oder gar entsatzweise zu stoßen. Darum war der General Manteuffel angewiesen, unter anderen Aufgaben auch die im Auge zu halten, mit der 4. deutschen Armee, welche die Nord-, Nordost- und Nordwestseite von Paris umschlossen hielt, mittels seiner Reiterei in Fühlung zu bleiben. Am 21. November stand er mit dem 8. Korps bei Compiègne, mit dem 1. bei Noyon, seine Reiterei, die 3. Division, bewegte sich kundschaftend auf den nordwärts und nordwestwärts führenden Straßen, vorzugsweise gen Amiens zu, welche Stadt mit ihrer Citadelle der Achtsamkeit des deutschen Generals als ein besonders wichtiger Punkt empfohlen war. Wäre er, so lauteten die ihm vom Generalhauptquartier zugegangenen Weisungen weiter, nach Besetzung von Amiens kräftig genug, den Widerstand, welchen er auf seinem Wege fände, zu überwältigen, so sollte er seinen Marsch bis auf Rouen fortsetzen. Wie war es aber mit dem Widerstand bestellt? Im November noch schwach, wenigstens was die Feldtüchtigkeit der französischen „Nordarmee“ betraf. Das Oberkommando in diesen Gegenden war zuerst dem General Bourbaki gegeben worden, der es aber nur bis zur Mitte vom November behielt. Als der ausgesprochene Bonapartist, welcher er war, vermochte er gegen das entschiedene Misstrauen der Offiziere und Soldaten nicht aufzukommen und gab daher am 19. November den Oberbefehl ab, jedoch nur, um sofort auf einer anderen Scene der Kriegsbühne, drunten an der Loire, wo wir ihm bereits

begegneten, wieder zu erscheinen. Gambetta wähnte ja in dem gewesenen Kommandanten der kaiserlichen Garde auch einen Feldherrn entdeckt zu haben, eine seiner vielen und verhängnissvollen Illusionen. Zum Führer des Nordheeres berief er aus Algier den General Faidherbe, welcher jedoch erst am 3. December an seiner Kommandostelle eintraf. In der Zeit zwischen Bourbaki's Abgang und Faidherbe's Ankunft führte der General Farre den Oberbefehl über die „Armée du Nord“, d. h. über das 22. Armeekorps, welche jetzt und später den Kern derselben ausmachte. In den letzten Novembertagen zählte sie, die Besatzung von Amiens inbegriffen, kaum mehr als 25,000 Streitfähige; später verdoppelte sich diese Zahl, ging jedoch über 50,000 Streitbare nie hinaus [1]).

Der erste ernstliche Zusammenstoß zwischen Deutschen und Franzosen im offenen Felde ging auf dem nördlichen Kriegsschauplatze noch im November vor sich. Bourbaki hatte, bevor er die Nordarmee verließ, den Aufmarsch derselben südlich von Amiens längs der nach Rouen führenden Eisenbahn angeordnet. Die Deutschen ihrerseits waren im Anmarsch gegen diese Linie. Kundschaftsreiter hatten dem General Manteuffel gemeldet, daß in und vor Amiens beträchtliche feindliche Streitkräfte ständen, woraufhin der General seine Truppen am 24. November auf die Stadt in Marsch setzte. Schon an diesem Tage stießen die deutschen Vortruppen bei Mézières, halbwegs zwischen Roye-Breteuil und Amiens, auf den Feind. Am 25. erreichte das 1. Korps Roye, das 8. Montdidier und Breteuil, während die 3. Reiterdivision aufklärend weiter vorging. Am 26. rückten die Deutschen bis auf 2 Meilen gegen Amiens heran. Die Vortruppen der

1) Wenigstens behauptet dies der General Faidherbe in seiner Schrift „Campagne de l'armée du Nord“, welche ich in der vom Verfasser ermächtigten deutschen Uebersetzung citire (Leipzig 1872), weil mir diese gerade zur Hand. S. 15, 21.

Franzosen wichen allenthalben zurück, aber ihr hinter der Somme aufgestellter Gewalthaufe wollte offenbar standhalten und Amiens nicht widerstandslos aufgeben. Da nun die Deutschen ihrerseits die Stadt nehmen wollten, so führten diese einander schnurstracks widersprechenden Absichten am 27. November zur Schlacht von Amiens. Die Franzosen standen südöstlich von der Stadt in ziemlich langer Linie in einer verschanzten Vertheidigungsstellung. Darauf gingen die Deutschen los, ihr 1. Korps rechts in der Richtung von Noyon, ihr 8. Korps links in der Richtung von Montdidier her. Der hartnäckig geleistete Widerstand der Franzosen war aller Ehren werth, aber vergeblich. Am Abend war das 8. deutsche Korps nur noch eine halbe Meile von Amiens entfernt. Ein glänzendes Zwischenspiel im Gefecht an dem linken Flügel bildete das Anreiten und Einhauen von zwei Schwadronen des 9. Husarenregiments auf ein französisches Chasseurbataillon, welches umgeritten und niedergesäbelt wurde[1]). Das 1. Korps hatte eine noch zähere Gegenwehr zu überwinden als das 8. und bei seinem Vorschreiten auch mit größeren Schwierigkeiten der Bodengestaltung zu kämpfen. Die Franzosen wichen aus ihren festen Stellungen hier erst dann völlig, als die zwischen den Flüssen Somme und Luce vorgegangene deutsche Reiterei ihre linke Seite mit Umflügelung bedrohte. Beim Einbrechen der Dunkelheit war der deutsche Sieg auch am rechten Flügel entschieden[2]). Während der Nacht räumten die Franzosen

1) Der Oberst Wittich und der Major Lützow führten die Attake, der Ordonnanzoffizier Prinz Hatzfeld fiel unter den Bajonnetten der Chasseurs. Fontane, II, 577.

2) Faidherbe (33) gibt als Verlust der Franzosen in der Schlacht von Amiens 266 Todte, 1117 Verwundete und 1000 „Vermißte" an. Die Deutschen machten 1200 Unverwundete zu Gefangenen und eroberten 9 Kanonen, hatten aber starke Einbußen zu beklagen, denn sie zählten an Todten und Verwundeten nicht weniger als 74 Offiziere und 1300 Soldaten.

nicht nur das ganze linke Sommeufer, sondern auch die Stadt Amiens, in welche die Deutschen am Morgen vom 28. November einzogen. Zwei Tage darauf kapitulirte die Citadelle und erhielt deutsche Besatzung [1]). Die geschlagene französische Nordarmee wich in sehr gelockerter Ordnung auf Arras zurück. Allein der Kampf in diesen Gegenden, allwo jetzt die Deutschen in der Citadelle von Amiens und in der Festung La Fère, welche sich ihnen am 27. November ergeben hatte, feste Stützpunkte hatten, war keineswegs schon zu Ende.

Das hat man von mehr als einer Seite her geradezu für eine Verschuldung des Generals Manteuffel erklärt, auf welchem ja von früherher der Schatten der Unpopularität lag. Die sogenannte öffentliche Meinung ist daher schnell bei der Hand gewesen, ungünstiges über den General anzunehmen, zu glauben und weiterzugeben. Er hätte, hieß es, in seiner zahlreichen Reiterei das Mittel besessen, durch eine thatkräftige Verfolgung der am 27. November geschlagenen französischen Armee es dieser unmöglich zu machen, daß sie sich in Arras und Lille wieder sammeln, erholen und verstärken konnte, um dann ihren Versuch, über die Somme gen Paris vorzudringen, noch mehrmals zu wiederholen und dadurch die Deutschen zu neuen Schlachten zu zwingen. Wäre die Forderung einer solchen ausgiebigen Verfolgung nur so leicht zu erfüllen gewesen, als sie zu stellen war. Der General Faidherbe hatte gewiß nicht ganz unrecht mit seiner Behauptung, die Verfolgung der Franzosen vonseiten der Deutschen wäre gelähmt worden durch ihre großen in der Schlacht erlittenen Verluste [2]). Aber es kamen auch noch andere Umstände in Betracht. Ein großer Theil des französischen Nordheeres zog ja ab unter dem Schutze der Kanonen der Citadelle von Amiens, die sich

---

1) Blume, 96. Wickede, 441. Junck, II, 307 fg. Faidherbe, 22 fg.
2) Faidherbe, 34.

dazumal noch in französischen Händen befand. Auch mußten die von den Franzosen zerstörten Sommebrücken doch erst nothdürftig wieder hergestellt und für die deutsche Reiterei gangbar gemacht werden. Endlich darf nicht übersehen werden, daß jetzo die Verfolgung eines weichenden Feindes überhaupt nicht mehr so betrieben werden kann wie früher. Das rührt daher, daß das Fußvolk mit ebenso schnellfeuernden als weittragenden Gewehren bewaffnet ist und demnach eine verfolgende Reiterei in gehöriger Entfernung zu halten vermag. Es ist also eine fachmännisch ganz richtige und im beregten Falle auch dem General Manteuffel zu gut kommende Ansicht, daß eine nachdrucksame und erfolgreiche Verfolgung heutzutage das Zusammenwirken von Fußvolk, Reiterei und Artillerie erfordere. Und damit noch nicht genug, denn wenn der Verfolger große Ergebnisse erzielen will, muß er selbstverständlich dem Verfolgten auch an Marschfähigkeit überlegen sein. Alle diese Voraussetzungen trafen am 28. November 1870 an der Somme zu Gunsten der Deutschen nicht ein und zusammen.

Manteuffel hatte guten Grund, zu glauben, daß in der nächsten Zeit die französische Nordarmee zum Wiedervorgehen an oder über die Somme nicht fähig sein würde, und demnach beschloß er, weiter nach Westen auszugreifen und einen Schlag gegen die, wie es hieß, bei Rouen angesammelten feindlichen Streitkräfte sowie gegen diese Stadt selbst zu versuchen [1]. Er ließ 1 Bataillon als Besatzung in La Fère, 6 Bataillone, 2 Reiterregimenter und 3 Batterien unter dem Befehle des Generals Gröben in und bei Amiens, mit der Weisung, die Eisenbahnlinie Amiens-La Fère-Laon zu decken, und trat, nachdem er ihm zugetheilte Verstärkungsmannschaften an sich gezogen, mit dem 1. und dem 8. Korps, 43 Bataillonen, 31 Schwadronen und 168 Geschützen (Gesammtstärke ungefähr

1) Die in und bei Rouen angesammelten französischen Streitkräfte wurden auf 45,000 Mann angeschlagen.

34,000 Mann) am 1. December den Marsch auf Rouen an. Der General Briand, welcher die Franzosen in und vor Rouen kommandirte, machte Miene, zur Vertheidigung der Stadt vorwärts derselben am Wasserlauf der Andelle eine Schlacht annehmen zu wollen. Seine vorgeschobenen Truppen ließen sich aber am 4. December zwischen Forges les Eaux und Buchy durch den rechten Flügel der vormarschirenden Deutschen (8. Korps unter General Göben) überraschen und werfen, und als Manteuffel für den folgenden Tag die Anordnungen zu einer Angriffsschlacht getroffen hatte, zeigte es sich, daß der Feind dieselbe nicht hatte abwarten wollen. Briand hatte die vor Rouen aufgeworfenen Verschanzungen geräumt, 29 Geschütze in denselben zurückgelassen und war mit seinen Scharen abgezogen, Havre zu, wie es schien. Am 5. December rückte Göben in die alte Hauptstadt der Normandie ein, am folgenden Tage Manteuffel, welcher alsbald dafür sorgte, die Hilfemittel der Stadt und des Landes für das deutsche Heer nutzbar zu machen. Dann verschritt er, schon am 7. und 8. December, dazu, mittels stralenförmig von Rouen ausgesandten, in der Richtung von Dieppe, Havre, Bernay, Evreux und Vernon vorgeschickten Streifscharen das Land zu entwaffnen, Kriegssteuern einzuheben und allfällige feindliche Ansammlungen und Bewegungen zu erkunden[1]). Am 9. December ritten

---

1) Der Generalstabsoberst Graf H. Wartensleben hat in seinem Buche „Die Operationen der 1. Armee unter General Manteuffel" als Hauptergebniß dieser Operationen bis zur Einnahme von Rouen hingestellt, daß dadurch die Verstärkung, Ausbildung und Vereinigung der im Norden und Nordwesten aufgestellten französischen Streitkräfte verhindert und dieselben auseinandergeworfen wurden, so daß eine Bedrohung der deutschen Einschließungslinie vor Paris vom Norden und Nordwesten her nicht stattfinden konnte. Daneben hatte das von Manteuffel geführte kleine Heer 8000 Gefangene gemacht und 376 Geschütze erobert (mit Einrechnung der Resultate, welche die Uebergabe der Festungen Diedenhofen und La Fère geliefert).

deutsche Ulanen in Dieppe ein und hätten den atlantischen Ocean mit dem Jubelruf von Xenophons Hellenen begrüßen können: „Thalatta! Thalatta!" Sie begrüßten aber das Meer mit ihren heimischen Liedern [1]). Der Schrecken, welchen die deutschen Waffen in diese Gegenden trugen, war groß [2]).

Unterdessen hatte sich die französische Nordarmee in ihren Stellungen um Arras und Lille wieder gekräftigt und beträchtlich verstärkt. Ihr neuer Oberbefehlshaber Faidherbe war auch nicht der Mann des Rastens und Zauderns. Am 8. December brach er mit den 3 Divisionen des 22. Korps (General Lecointe) und dem neugebildeten, aber noch nicht fertiggestellten 23. Korps (General Paulze d'Ivoy), seiner eigenen Angabe zufolge in der Gesammtstärke von 30,000 Streitern mit 60 Geschützen, von Lille südwärts auf. Bei diesem Wiedervorbrechen verfolgte er einen doppelten Zweck: 1) sollte wiederum ein Stoß auf den deutschen Einschließungsring vor Paris versucht werden; 2) sollte durch Faidherbe's Vorgehen in Manteuffels rechter Seite dieser veranlasst werden, von einem allfälligen Unternehmen gegen das wichtige und reiche Havre, dem Hauptausschiffungsorte des aus England und

---

1) Am Tage zuvor war ein berühmter Franzos auf dem Friedhofe des Dorfes Neuville bei Dieppe begraben worden, Alexander Dumas. In einem Brief aus Dieppe heißt es: „Freitags den 9. December rückten die Preußen ein. Alles verlief sehr gut. Fahnen aller Länder waren von den Fremden ausgehängt, die Truppen von Neugierigen umringt. Mit schönen Gesängen begrüßten sie das Meer, in ihren schwarzen Mänteln und mit ihren großen Lanzen. Alle sehen gesund und kräftig aus, meistens Rheinländer. Die Organisation ist musterhaft, sie sind gleich wie zu Hause. Für alles ist gesorgt, nichts geht ihnen ab, weder Geld noch Lebensmittel." Hirth und Gosen, III, 3857.

2) S. den vom 8. December datirten Privatbrief aus Havre (gedr. bei Hirth und Gosen, III, 3817), worin die Panik beschrieben ist, welche in der berühmten Hafenstadt herrschte, als Briands Scharen in völliger Auflösung von Rouen dahergeflohen kamen.

Amerika massenhaft bezogenen Kriegszeuges, abzustehen [1]). Der französische General, welcher in seinen Veranstaltungen zunächst ganz ungehindert war, da ja der Gewalthaufe der Deutschen in Rouen stand, schickte 1 Division auf St. Quentin. Sie marschirte über Ham, wo sie eine deutsche Eisenbahnkompagnie überraschte und 210 Gefangene machte. Faidherbe selbst wandte sich gegen La Fère, vermochte aber gegen die Festung nichts auszurichten, richtete sich demnach auf Amiens, und weil er in Erfahrung brachte, Manteuffel wäre von Rouen her in eiligem Anmarsch gegen ihn, zog er die Nordarmee am 20. December an der Hallue zusammen, um an diesem Nebenflusse der Somme standzuhalten. Manteuffel seinerseits hatte, sobald er erfahren, daß Faidherbe im Felde stände, sich entschlossen, demselben den Weg zu vertreten und vorweg der bedrohten Besatzung der Citadelle von Amiens zur Hilfe zu eilen. Er ließ den General Bentheim mit dem 1. Korps in Rouen und zwar mit der Weisung, diese Stadt und Dieppe besetzt, sowie die französischen Streitkräfte, welche sich in Havre und in Honfleur befanden, im Schach zu halten. Mit dem 8. Korps, 1 Brigade vom 1. und der 3. Reiterdivision, also mit gewiß nicht mehr als 20—22,000 Mann, machte er selber eilfertig sich gen Amiens auf, einem Feind entgegen, welcher sich inzwischen bis auf mindestens 50,000 Mann und 80 Geschütze verstärkte. Bei Amiens eingetroffen, verschaffte sich der deutsche General Gewißheit über die Stellung der Franzosen, deren Centrum bei Pont-Noyelles, Querrieux und Fréchencourt stand und deren rechter Flügel auf Beaucourt sich stützte, während

---

1) Die Sorgen, welche sich die Franzosen um Havre machten, waren wohl ganz grundlos, weil die oberste deutsche Heerleitung niemals ernstlich an eine Besetzung dieser entlegenen Hafenstadt gedacht hat. Sie scheute sich vor einer übermäßigen Ausdehnung ihres Thätigkeitskreises.

der linke Daours zum Rückhalt hatte. Diese ganze Stellung auf einem Hügelgelände am linken Ufer der Hallue war noch künstlich befestigt und versperrt. Trotzdem und trotz der feindlichen Uebermacht that Manteuffel am 23. December entschlossen den Angriff und die Schlacht an der Hallue hatte denselben Ausgang wie die vor Amiens, brachte aber freilich den deutschen Siegern auch nicht viel weniger große Verluste [1]). Die Franzosen mußten dem Ungestüm und der Ausdauer ihrer Angreifer weichen, eine ihrer Stellungen nach der andern verlassen und am folgenden Tage den Rückzug antreten. Indessen vollführten sie diesen in guter Ordnung und Faidherbe war wenigstens einigermaßen berechtigt, zu sagen, die Deutschen wären ihm zwar gefolgt, hätten ihn aber nicht verfolgt. Jedenfalls erholte sich das französische Nordheer von den Folgen der Schlacht an der Hallue in Arras, Douai und Lille wieder rasch soweit, daß es zu abermaligem Vorgehen bereit und willig war. Derweil hielt Manteuffel seinen Gewalthaufen bei Amiens zusammen, fortwährend nach allen Seiten hinaus Kundschaftsreiter und Streifscharen entsendend. Bis zum Jahresschluß gab es demzufolge in den Sommegegenden, sowie weiter westwärts bei Rouen häufiges Geplänkel und mehr oder weniger heftiges Scharmutziren, was auf deutscher Seite den Zweck hatte und erreichte, den Franzosen zur Ansammlung und Entwickelung größerer Streitmittel weder Raum noch Zeit zu gewähren. Ein größer stilisirtes Unternehmen der Deutschen war die Berennung und Belagerung der durch ihre Lage wichtigen Festung Péronne, welche mit aus der Citadelle von Amiens entnommenem schwerem Geschütze bearbeitet wurde,

---

1) Die Deutschen büßten an Todten und Verwundeten 38 Offiziere und 824 Soldaten ein. Blume, 143. Die Franzosen hatten 141 Todte und 905 Verwundete und verloren 1100 „Abgekommene“ (d. h. Gefangene). Faidherbe, 43.

so daß sie nach siebentägiger Beschießung am 9. Januar von 1871 die Ergebungsfahne aushängen mußte[1]).

In der Zwischenzeit war der Oberbefehl über das deutsche Nordheer oder, wie es amtlich noch immer hieß, über die 1. Armee in andere Hände gelangt. Im Südosten nämlich war in Gestalt eines neuen von Gambetta und seinen Helfern geplanten Unternehmens eine Gefahr für die Deutschen aufgesprungen, deren Bedeutsamkeit im Generalhauptquartier zu Versailles sofort gewürdigt worden. Diesem Unternehmen, dessen Ausführung dem General Bourbaki übertragen war, mußte zunächst mit den weitaus unzulänglichen Streitmitteln entgegengetreten werden, über welche auf der Linie Dijon-Belfort der General Werder verfügte. Aber es wurde mit möglichster Beschleunigung dafür gesorgt, dem Hüter jener Linie ausgiebige Hilfe zu schaffen. Das Womit? und das Wie? wird später zur Sprache kommen. Hier mag einstweilen nur gesagt werden, daß die Führung der rasch zusammengestellten Heerschar, welche ihre Fahnen ostwärts gegen Bourbaki tragen sollte, dem General Manteuffel übertragen ward. An seinen Platz als Oberbefehlshaber des Nordheeres wurde mit glücklicher Wahl der General Göben gestellt, welcher bislang das 8. Korps geführt hatte, und es bedurfte eines Feldobersten von diesem Metall, um den Prüfungen standzuhalten, welche mit dem Beginne des neuen Jahres über das kleine deutsche Heer da droben an der Somme und Hallue ergingen und die zum Endtreffer jenen Entscheidungsschlag hatten, welchen auf dieser Scene der Kriegsbühne, wie wir sehen werden, Göben bei St. Quentin auf die Franzosen that.

Auf einer andern Scene der weiten Kampfbühne, im

1) Mit einem Theil der französischen Belagerungsgeschütze, welche in Amiens von ihnen erbeutet worden, hatten die Deutschen zuvor auch Mézières beschossen und zur Uebergabe gezwungen, die in der Neujahrsnacht erfolgt war.

Osten, bereitete sich für die Deutschen das vorhin angedeutete Bedrohliche vor, ohne daß man jedoch im Generalhauptquartier zu Versailles den ganzen Umfang der Gefahr schon jetzt zu erkennen vermocht hätte. Soweit jedoch ging die Erkenntniß doch alsogleich, daß man den Punkt Bourges, allwo der eine der zwei Bruchtheile, in welche die 1. französische Loirearmee nach der Schlacht von Orléans auseinandergefallen, in seiner Wiederherstellung und Verstärkung begriffen war, scharf im Auge behalten müßte. Denn es könnte ja nicht ausbleiben, daß von dorther wiederum ein Vorstoß auf die deutschen Linien erfolgen würde, sei es in nördlicher, sei es in östlicher Richtung. Zur Hut der ostwärtsigen Stellungen der Deutschen, inbegriffen sowohl die Deckung der Belagerung von Belfort, als auch die Unterhaltung der Verbindung zwischen der 2. und der 3. Armee, waren 2 Korps verfügbar, das 7. unter dem General Zastrow, dessen Hauptquartier am 8. December zu Chaumont sich befand, und das 14. unter Werder. Zastrow erhielt am genannten Tage die Weisung, auf Chatillon-sur-Seine zu rücken und nach Befund der Umstände von da auf Nuits oder auch darüber hinaus zu gehen, um der Aufgabe, die Bahnlinie Chatillon-Nuits-Tonnerre-Joigny zu sichern, genügen zu können. Werder seinerseits wurde angewiesen, die Festung Langres mittels Isolirung derselben unschädlich zu machen, eine Division zur Verstärkung der Belagerer von Belfort abzugeben und die Linie Belfort-Gray-Dijon zu hüten. Wie er diesen Verpflichtungen nachkam, namentlich auch mittels des blutigen, von seinem Untergeneral Glümer mit den Badensern auf Nuits geführten Stoßes, ist seines Ortes erwähnt worden. Was die Belagerung von Belfort anlangt, so hatte, wie wir ja gesehen, die Einschließung dieses wichtigen, von Natur und durch Kunst sehr festen Platzes durch den General Treskow mit 15 Bataillonen, 4 Schwadronen und 24 Geschützen am 3. November be-

gonnen. Das „Belforter Loch (la trouée de Belfort)“ ist jener enge Durchpaß zwischen dem Jura und den Vogesen, welcher den Zugang vom oberen Elsaß her ins südöstliche Frankreich gestattet. Die Festung mit ihrer Citadelle (château de Belfort), deren Wälle aus dem lebendigen Felsen gehauen sind, und mit ihren 5 Außenforts (La Justice, La Miotte, Des Barres, Haute Perche, Basse Perche) bildet den natürlichen Abschluß und Markstein vom Elsaß gen Süden. Für kriegerische Absichten und Handlungen der Franzosen im Südosten mußte demnach Belfort ein Stützpunkt sein, dessen Wichtigkeit nicht verkannt werden konnte. Es war daher für die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes gethan worden, was in der Eile geschehen konnte. Der Kommandant hatte etwa 15,000 Mann unter seinem Befehl, 300 oder mehr Geschütze und für Besatzung und Einwohnerschaft auf etwa 140 Tage reichlichen Mundvorrath. Die Belagerung war schon um der bergigen und waldigen Bodenbeschaffenheit der Landschaft willen ein schwieriges Unternehmen. Der Einschließungsring mußte sehr weit gespannt werden, namentlich gen Süden zu, von woher ein Entsatzversuch für die Belagerer sehr gefährlich werden konnte. Zu einem ernstlichen Angriff hatte Treskow erst dann die Mittel, als ihm unter dem General Debschütz zu Ende Decembers eine Verstärkung von 8 Bataillonen Landwehr sammt 2 Schwadronen, sowie von Straßburg her schwere Belagerungsgeschütze zugekommen waren. Eine vorgenommene Beschießung blieb jedoch erfolglos und man mußte zu systematischen Belagerungsarbeiten greifen, welche sich zunächst gegen die beiden vorgeschobenen Forts Haute und Basse Perche richteten. In der Nacht vom 7. auf den 8. Januar 1871 ließ Treskow das südlich von Belfort gelegene Dorf Danjoutin, dessen Besitz zur Fortführung der Belagerungsarbeiten erforderlich war, durch das Landwehrbataillon Schneidemühl stürmen und erstürmen, wobei 700 Franzosen sammt 18 Offi-

zieren gefangen wurden. Dann aber stockte der Weitergang der Belagerung, während die Belagerten neuen Muth schöpften. Ein Sendling des französischen Konsuls in Basel hatte sich durch die deutschen Linien zu schlängeln gewußt und die Nachricht von dem Anmarsch der französischen „Ostarmee“ unter Bourbaki nach Belfort gebracht. Treskow aber mußte von seinen schweren Kanonen 37 Stücke an Werder abgeben und konnte schon darum die Durchführung seiner Aufgabe für eine Weile nur lässig betreiben. Der einfallende strenge Frost mehrte noch die Schwierigkeiten dieser Aufgabe und der Befehliger der Belagerung war daher genöthigt, vorderhand auf die Behauptung der gewonnenen Stellungen sich zu beschränken.

2.

Das Jahr 1870 schickte sich zum Ab- und Ausklingen an und aus ihren verschneiten Lagern auf Frankreichs Boden blickten hunderttausende von deutschen Kriegern sehnsüchtig ostwärts, hinüber zur Heimat, in deren Gauen von grauester Vorzeit her die Tage und Nächte der Wintersonnenwende eine fröhlich begangene „Hochzeit“ gewesen waren. Das Christenthum hatte zu der heidnischen Festzeit auch noch eine kirchliche „Gnadenzeit“ hinzugethan und hatte es zu machen gewußt, daß der uralte germanische Weihnachtsbaum mit seinen Lichtern jetzt neben der „Wiedergeburt des Jahres“ auch die Erscheinung des erlösenden „Gottes“ auf Erden und die mit derselben verknüpfte „Wiedergeburt des Menschen“ versinnlichte. Freilich, das deutsche Heimweh mußte sich im December von 1870 gedulden und damit begnügen, fern von Vater und Mutter, von Weib und Kind, auf französischer Erde in Lagern und

Lazarethen, in feindlichen Schlössern und Hütten die Weihnachtsbäume zu rüsten. Eins konnte jedoch die deutschen Kriegsleute dabei trösten: der Rückblick auf alles das Gewaltige, was sie binnen 5 Monaten gethan, der Hinblick auf die überreiche Siegesernte, welche sie schon jetzt eingeheimst hatten. Aber fertig und zu Ende waren sie immer noch nicht; denn dieses stolze Frankreich scheute noch immer vor der Demüthigung zurück, einzugestehen, daß es besiegt wäre.

Auch Trochu in Paris wollte oder konnte es nicht wagen, von der Fortsetzung der „heroischen Narrheit“ abzulassen, d. h. die Vertheidigung von Paris für hoffnungslos zu erklären. Und doch passte, seitdem die Deutschen drunten an der Loire und droben an der Somme neuerlich wiederum gesiegt hatten, auf die Sachlage in und vor Paris ganz genau des alten Pindaros weises Wort: „Hoffen heißt wachend träumen“.

Nachdem der Versuch, den Einschließungsring gen Südosten hin zu durchstoßen, in den ersten Decembertagen gescheitert war, bereiteten Trochu und seine Generale einen neuen Durchbruchsversuch im großen Stile vor. Diesmal sollte der Stoß gen Norden gehen, welcher Absicht die freilich nur phantastische Kombination eines Zusammenwirkens mit den Bewegungen der französischen Nordarmee zu Grunde liegen mochte. Der Massenausfall nahm zu seinem Hauptziele denselben Ort Le Bourget, um dessen Besitz schon im Oktober Deutsche und Franzosen erbittert gerungen hatten. Die umfassenden und geräuschvollen Vorbereitungen, welche gegen den 20. December hin und an diesem Tage selber vor der nördlichen und nordöstlichen Front der deutschen Einschließungslinie getroffen worden, ließen unschwer errathen, daß wieder etwas ernstliches gegen die Belagerer im Werke wäre. Die Deutschen waren demnach auf das, was am 21. December in Scene ging, auf den zweiten Kampf um Le Bourget, wohl-

vorgesehen und gutgerüstet[1]). Der Ausfall ging dann in der Richtung auf die Linie Le Bourget-Aulnay-Sevran mit beträchtlichen Massen und anfänglich auch mit freilich nur scheinbarem Erfolg vonstatten. Es war ein heißer Tag trotz der grimmigen Winterkälte und seine Blutkosten hatte namentlich die preußische Garde zu tragen, welche die von den Franzosen mit Uebermacht überfallene und besetzte Nordseite von Le Bourget dem Feinde wieder abrang[2]). Die Ausfallsarmee stand in der Nacht vom 21. auf den 22. December außerhalb von Paris auf der Linie Noisy le Sec-Bobigny-Bondy-Mont Avron. Aber der von den Deutschen erwartete weitere Vorschrittsversuch fand weder am 22. noch am 23. statt. Die zwei in den Beiwachten verbrachten Decembernächte hatten den „Elan“, womit der Ausfall begonnen worden war, auf Null, unter Null herabgebracht. Am 24. December begann der Rückzug hinter die Linie der Außenforts, am 26. war er

---

1) „Wenn es in Paris der Spionage zugeschrieben wurde, daß man bei jedem Ausfalle die deutschen Truppen wohlvorbereitet fand, so ist die Wahrheit diese, daß die Aufmerksamkeit der deutschen Vorposten und die Kombination der von denselben eingehenden Meldungen vollkommen ausreichten, um jeder Ueberraschung vorzubeugen, zumal die Vertheidigung so wenig Geschick zeigte, ihre Absichten zu verbergen. In dieser Beziehung mag es gestattet sein, als Kuriosum anzuführen, daß auf dem Mont Valérien längere Zeit vor dem Beginn jeder Offensiv-Unternehmung von dieser Seite her ein den deutschen Vorposten wohlbekannter Gefechtswimpel aufgehisst wurde. Natürlich machten sich die Unsrigen dann stets „„klar zum Gefecht.““ Blume, 153.

2) Den Antheil der Garde an dem Gefechte vom 21. December beschreibt anschaulich Lindau, 122 fg. Beim Kampf um Le Bourget verlor die Garde 14 Offiziere und 398 Soldaten. Auf der ganzen Gefechtslinie ließen die Franzosen Gefangene, die nach hunderten zählten, in den Händen der Deutschen. Trochu (Une page d'hist. contemp. 120 et suiv.) und Ducrot (La défense de Paris, III, 183 et suiv.) erstatten Bericht über das Unternehmen vom 21. December. Natürlich legen sie das Scheitern desselben nur der Ungunst der Witterung zur Last.

vollendet, nachdem drinnen in Paris sogar schon am Abend vom 22. die Ueberzeugung vom Misslungensein des ganzen Unternehmens platzgegriffen hatte [1]). Das war der vorletzte große Versuch der Pariser, die Belagerungsfesseln zu sprengen.

Im deutschen Generalhauptquartier zu Versailles hatte man derweil dem Problem, der immer noch aushaltenden riesigen Festungsstadt mittels eines artilleristischen Angriffs zu Leibe zu gehen, näher treten müssen. Mit der Einschließung allein war es nicht gethan, mit der Aushungerung schien es auch noch gute Weile zu haben, also mußte man sich doch entschließen, die gezogenen Vierundzwanzigpfünder und andere „schwere" Gesellen sprechen zu lassen. Demzufolge hatte man sich in den deutschen Lagern den ganzen December entlang mit den äußerst schwierigen und mühevollen Vorbereitungen zur Beschießung von Paris beschäftigt. Sie sollte ganz hauptsächlich vom Süden her geschehen. Vorderhand jedoch sollte, um die Aufmerksamkeit der Belagerten von dieser Richtung abzulenken, anderwärts, ja so ziemlich in entgegengesetzter Richtung ein Versuch gemacht werden, welcher zuerst nur demonstrativ gemeint war, mälig aber ein sehr ernsthaftes Ansehen gewann und den Verlust des Mont Avron für die Belagerten zum Ergebniß hatte. Die Lage und Bedeutung dieser vor der Ostseite der Festungswerke von Paris ansteigenden Hochfläche wurde bereits bei Gelegenheit der Schlacht

1) „Jeudi 22 décembre. Malgré toutes les forces déployées, malgré l'entrain des soldats, malgré leur valeur, malgré les sacrifices, la lutte a encore été inutile. De tous les points conquis le matin, le plus important a été abandonné sons la pluie de fer de l'artillerie ennemie. Les Allemands, démasquant leurs batteries du Bourget, du Drancy, du Noisy le Sec et du Pont-Iblon, nous ont encore une fois forcée à la retraite, et nos troupes fatiguées, furent obligées de se replier à l'abri des forts. Nos pertes sont sérieuses, celles de l'ennemi le sont aussi, mais nous n'avons pas vaincu." Un Bourgeois de Paris, 536.

von Villiers-Champigny angegeben. Seither hatten die Franzosen den Mont Avron mittels Hinaufschaffung von etlichen 70 Stücken schweren Geschützes noch fester gemacht und war die Thätigkeit dieser Feuerschlünde für die deutsche Einschließungslinie mitunter recht beschwerlich geworden. Darum und weil dieser Punkt bewältigt werden mußte, bevor die Ostforts von Paris unter deutsches Feuer genommen werden konnten, war schon am 4. December dem Kronprinzen von Sachsen aus Versailles die Weisung zugegangen, den Mont Avron unschädlich zu machen. Der Kronprinz hatte die nöthigen Befehle ausgegeben und daraufhin waren die Pionire unter der Leitung des Majors Klemm und die Kanonire unter der Leitung des Oberst Bartsch rüstig an die Arbeit gegangen, 13 Batterieen zu erbauen und mit 76 Geschützen von schwerem Kaliber (Zwölf- und Vierundzwanzigpfündern) auszustatten. Diese Batterieen, zwischen Raincy, Gagny und Noisy le Grand angelegt, umspannten den Mont Avron in einem Halbbogen und begannen am Morgen vom 27. December ihre Thätigkeit. Der Oberst Stoffel, welcher die Artillerie auf dem Mont befehligte, ließ das feindliche Feuer lebhaft erwidern und die Kanonen der Forts Rosny und Nogent fielen sekundirend ein. Allein die Ueberlegenheit des deutschen Geschützwesens erwies sich auch hier ebenso rasch als unwidersprechlich. Der Mont Avron selber bezeugte dies dadurch, daß er schon am folgenden Tage verstummte. Am Morgen vom 29. December konnten deutsche Streifwachen der Hochfläche ungehindert näher und immer näher kommen und zuletzt dieselbe betreten: der Mont war aufgegeben und von den Franzosen verlassen. Leichen und Trümmer zeigten den Deutschen, was ihre Geschütze geleistet. Der Rückzug der Franzosen war ein so eiliger gewesen, daß er zur Flucht geworden und Schrecken unter den hinter der Hochfläche rückwärts gen Paris stehenden Truppentheilen verbreitete. Auch in der Stadt verursachte die Thatsache, daß „die Belagerung

in eine neue Phase getreten", d. h. daß die Beschießung begonnen hatte, eine große Aufregung, welche zuerst die Form der Bestürzung annahm, dann aber rasch zur Entrüstung umschlug, zur Entrüstung über die Herren Generale, welche sich durch das Bombardement hätten überraschen lassen und nichts, aber auch gar nichts von dem Bau der Batterieen gemerkt hätten, die der Feind so plötzlich demaskirte[1]). Die Deutschen erachteten eine bleibende Besetzung des Mont Avron für überflüssig, unterhielten dagegen das Feuer auf die Ostforts, wie sie auch die Ebene von St. Denis mit ihren Kugeln fegten. Doch hielt diese ganze artilleristische Thätigkeit ein gemäßigtes Tempo ein, maßen ja nicht beabsichtigt war, den Angriff auf dieser Seite weiter vorzutreiben.

Daheim in Deutschland ist die Kunde von der endlich angehobenen Beschießung der Festungswerke von Paris gern vernommen worden. Die öffentliche Meinung hatte sich eifrigst mit diesem Problem beschäftigt, und da sie gar häufig ein eigensinniges Kind ist, welches greint und zappelt und strampelt, wenn man ihm nicht gleich den Willen thut, so war sie über die lange Verzögerung des Bombardements allmälig sehr erbos't geworden. Diesmal freilich war das Greinen und Strampeln nicht ganz ungerechtfertigt. Warum, so wurde allerorten gefragt, warum sollen 200,000 unserer Söhne, Brüder, Gatten, Väter, Monate lang vor der feindlichen Hauptstadt unthätig liegen und Zeit, Gesundheit, Leben opfern, bloß um dem Feinde eine großmüthige Schonung angedeihen zu lassen, welche derselbe überdies nicht einmal zu würdigen, geschweige anzuerkennen weiß? Ständen die Franzosen vor Berlin und wäre dieses eine Festung, sie würden sich fürwahr keinen Augenblick bedenken, Berlin zu bombardiren. Das war

---

1) „Ce fut dans toute la population comme un moment de stupeur, et l'étonnement fit bientôt place à la colère." Sarcey, 294.

richtig und gewiß: die Franzosen hätten sich im gegebenen Falle keinen Augenblick bedacht. Allein die öffentliche Meinung übersah in ihrer Ungeduld, welcher Aufwand von Geduld nöthig war, um die ungeheuren Schwierigkeiten einer Beschießung der französischen Hauptstadt zu überwinden. Sicherlich im Hinblick auf diese Schwierigkeiten, nicht aber im Hinblick auf die „vornehmen Schürzen", welche sich der Legende nach zwischen den Wällen von Paris und den deutschen Feuerschlünden ausgespreizt haben sollen, hatte man sich im deutschen Generalhauptquartier mit der Hoffnung getragen, die Riesenfestung bezwingen zu können, ohne dieselbe beschießen zu müssen. Als man dann, schon im November, das Trügerische dieser Hoffnung erkannt hatte, war man rüstig zu den Vorbereitungen eines artilleristischen Angriffes geschritten, dessen Hauptwucht auf die Südwestseite der pariser Festungswerke fallen sollte, wie bereits erwähnt worden[1]). Nun galt es die Herbeischaffung der Belagerungsgeschütze aus Deutschland und des zur Bedienung derselben nöthigen Schießbedarfes. Kein Kinderspiel das, sondern eine kolossale Arbeit! Gegen die Südfront von Paris sollten dem Angriffsplan gemäß, um die Beschießung wirksam zu machen, 250 Feuerschlünde schweren Kalibers in Thätigkeit gesetzt und demnach mit der „ersten Munitionsrate", d. h. mit 500 Schuß für jedes Stück versehen werden. Diese ungeheuren Lasten konnten von Deutschland her allerdings bis Nanteuil sur Marne auf der Eisenbahn befördert werden, die 11 Meilen lange Wegstrecke aber von Nanteuil bis Villacoublay mußten diese Lasten auf Fuhrwerken zurücklegen, eine Wegstrecke, welche unbrauchbar zu machen die Pariser vor der Einschließung ihrer Stadt alle

1) Blume (S. 160) gibt an, daß der Plan zum artilleristischen Angriff auf die Südwestfront von Paris schon in der 1. Hälfte des Oktobers entworfen worden sei.

Hilfemittel der Zerstörung in Anwendung gebracht hatten. Zur Beförderung der Munition allein von Nanteuil bis Villacoublay waren 5000 Fuhren erforderlich. Auch der Bau der Batterieen war mühsam und zeitraubend, weil, wie bekannt, der Boden in der Umgebung von Frankreichs Hauptstadt der Kreideformation angehört. In den ersten Tagen des Jahres 1871 waren die Zurüstungen zur Beschießung auf der Südwestfront getroffen, die auf der Ost- und Nordseite getroffenen vervollständigt. Dort waren 275 Geschützstücke zur Verfügung, von welchen zunächst 96 Feuerschlünde in Thätigkeit traten und die Forts Issy, Vanves und Montrouge, die Schanzwerke bei Villejuif, den Point du Jour und die Kanonenboote auf der Seine zu Zielpunkten nahmen[1]). Um die erforderliche Einheit des ganzen Angriffs zu sichern, war dem General Kameke die Oberleitung des Ingenieurwesens und dem General Prinz Kraft von Hohenlohe die Oberleitung des Artilleriedienstes übertragen worden. Am 5. Januar um 10 Uhr Vormittags ging aus Versailles dieser Drahtbrief des Bundesfeldherrn an die Königin Augusta nach Berlin: „Seit 9 Uhr beginnt die Beschießung der Südforts von Paris bei herrlichem windstillem Wintertage und 9 Grad Kälte ohne Schnee“.

Wenn nun die Pariser mit der Hoffnung sich geschmeichelt hatten, die Außenforts und die große Umwallung würden die deutschen Bomben und Granaten von ihrer Stadt abhalten, so sollten sie schon am 1. Tage der Beschießung bitter enttäuscht werden. Denn die deutschen Feuerschlünde spieen ihre Geschosse, allerdings vorerst nur einzelne „verirrte“, bis in den Garten des Luxemburgpalastes, auf den Friedhof Montparnasse, in die Rue d'Ulm, auf den Boulevard d'Enfer und

---

1) Eine ausführliche Darlegung der Vorbereitungen zur Beschießung, der Aufstellung der Batterieen u. s. w. gibt Junck, II, 462 fg.

in die Straße Saint Jacques[1]. Eine Granate, welche ins Pantheon schlug, köpfte einen König, denn sie riß der Bildsäule Heinrichs des Vierten den Kopf ab. Von der Mitte des Januars an mögen dann Tag für Tag etwa 200 bis 300 Granaten in die Stadt selbst gefallen sein. Die Belagerten erwiderten das Feuer der Belagerer mit äußerster Lebhaftigkeit aus den zahlreichen Geschützen der Forts, der Umwallung und anfänglich auch der Kanonenboote auf der Seine. Es währte jedoch nicht lange, bis es den Deutschen

1) „Jeudi 5 Januar. Les projectiles ennemis ont franchi l'enceinte de Paris, à deux heures et demie, lancés par les batteries de Châtillon, et sont parvenus jusque vers le Luxembourg. Malgré cela, je ne suis pas de l'avis des journaux affirmant que le bombardement de Paris est commencé. Je crois que pour restor dans la vérité, il faut dire que c'est tout simplement celui des forts qui s'exécute en ce moment. Les projectiles reçus sont des projectiles égarés, des accidents, pour ne pas dire des hasards. Paris a reçu environ 200 obus dans les quartiers de Montrouge et d'Auteuil. Quelques bombes ont été brisées dans le cimetière de Montparnasse.“ Un Bourgeois de Paris, 623. Man sieht, der ehrenwerthe Bürgersmann von Paris bemüht sich redlich, die Sachen objektiv anzusehen. Will man eine leidenschaftlich-subjektive Ansicht derselben haben, so nehme man das „Journal du siége“ (247 et suiv.) der Frau Quinet zur Hand. Labouchère seinerseits schrieb am 6. Januar in sein Tagebuch (291 fg.): „So eben bin ich vom Point du Jour zurückgekehrt, wohin ich gegangen, um selbst zu sehen, was Wahres an der Nachricht wäre, daß wir bombardirt würden. Als ich mich den Wällen bis auf eine (englische) Viertelsmeile genähert hatte, begann ich das Pfeifen der Bomben zu hören. Die Zahl der Schaulustigen war nicht groß. So oft man eine Bombe kommen hörte, rannte alles hinter Mauern und Häuser. Manche warfen sich platt auf den Boden. Knaben liefen umher, hoben Bombensplitter auf und boten sie zum Kauf aus. Weiber standen hinter ihren Hausthüren, steckten die Köpfe heraus und schrieen: „Diese Räuber und Banditen wagen uns zu bombardiren. Aber wartet nur, ihr sollt es bereuen!“ Die Preußen feuerten wahrscheinlich nur auf die Wälle und ihre Geschosse flogen, wie das oft geschieht, über das Ziel hinaus.“

gelang, die Forts Issy und Vanves, sowie die große Schanze bei Villejuif zum schweigen zu bringen. Auch Fort Montrouge gab auf die deutschen Kugelnfragen nur noch kleinlaute Antworten. Dagegen führte die Umwallung das Kanonengespräch rüstig weiter, auf der Südseite mittels der schweren Geschütze von 18 Bastionen. Die Belagerer hatten aber den Vortheil, daß ihre Batterieen bei der weiten Entfernung kaum erkenn- und fassbare Zielpunkte abgaben, wesshalb ihnen wenig Schaden geschah. Das hatte zur Folge, daß die Deutschen ihre Batterieen bald in Stellungen verschieben konnten, von welchen aus sie nach Belieben einen beträchtlichen Theil von Paris selbst in ihren Feuerkreis einzubeziehen vermochten.

Welche Wirkungen sie damit erzielten, werden wir mit ansehen. Denn wir wollen uns, wie wir uns früher in die eingeschlossene Stadt „geistweise" hineinbegaben, so jetzt in die beschossene hineinbegeben, und zuvor nur noch sagen, daß man es den Belagerten durchaus nicht verargen kann, wenn sie das Bombardement, als dessen Tragweite einmal nach Paris selbst hineinreichte, sehr widerwärtig fanden und wie Rohrspätzen und Waschweiber darüber schimpften. Allein die Sachlage unbefangen angesehen, war sie so. Eine belagerte Festung muß sich auf eine Beschießung gefasst machen. Dieselbe auszuhalten, dazu ist sie da. Diese einfache Wahrheit konnten und wollten die Pariser nicht begreifen. Nachdem sie ihrerseits 100 Tage lang auf die Deutschen hinausgeschossen hatten, erhoben sie ein wüthendes Geschrei und verfluchten es als eine beispiellose Barbarei und unerhörte Grausamkeit, als die Deutschen endlich ihrerseits sich die Freiheit nahmen, hereinzuschießen und „le centre du monde" zur Zielscheibe zu nehmen. Dieses Fistuliren und Fulminiren war demnach so albern, kindisch und närrisch, daß es überflüssig, noch weitere Worte daran zu verschwenden. Freilich, es ist ja traurig genug, daß es noch Bombardemente auf Erden gibt; aber

wer mit Kanonen auf einen andern schießt, muß es sich gefallen lassen, daß der andere ebenfalls mit Kanonen, so er welche hat, auf ihn schießt. Wir haben auch leider nur allzu gute Gründe, überzeugt sein zu müssen, daß die Menschen, so lange es welche geben wird, auf einander schießen werden. Ja, ja, noch die zwei letzten ungefiederten Zweifüßler, welche auf unserem sterbenden Erdball sich begegnen werden, dürften in die Lage kommen, auf einander zu schießen, und wäre es auch statt mit Kanonen- nur mit Blasröhren.

3.

Während des Christmonats sind die Pariser, wenigstens die von leichtem Blut und wenig Gedanken, noch hellauf gewesen, obzwar die Klemme der Lebensmittel mälig zunahm, das Fleisch — im ganzen Umfange der Fleischlichkeit gemeint — immer spärlicher, das Brot immer schlechter wurde und jenem Zustande sich annäherte, wo es, wie in der letzten Zeit der Belagerung der Fall war, nur noch aus Kleie bestand, vermischt mit sporadisch vorkommenden Reiskörnern oder auch mit häufiger erscheinenden Strohhalmen. Wie schon früheren Ortes angedeutet worden, fielen aber die jetzt anhebenden Entbehrungen weder den wirklich Reichen noch den ganz Armen beschwerlich. Jenen nicht, weil sie sich beizeiten mit einer ausreichenden Fülle von Lebensmitteln hatten versorgen können und weil bis zuletzt für schweres Geld immer noch guter Mundbedarf aufzutreiben war; diesen nicht, weil sie von den auf Staatskosten in den öffentlichen Magazinen angesammelten Vorräthen zehrten. In eine schlimme, schlimmere, schlimmste Lage dagegen geriethen die Angehörigen der Mittelklassen,

welche weder ausreichende Geldmittel hatten, der furchtbaren Theuerung Trotz zu bieten, noch Pöbelsinn genug, zu den städtischen und staatlichen Almosenaustheilungen sich drängen zu wollen. In diesen Kreisen, unbedingt den ehrenwerthesten der ganzen Bevölkerung, hat gegen das Ende der Belagerung hin zweifelsohne viel Noth, Elend und Jammer geherrscht, und wenn man die Pariser vonwegen der Ausdauer und Beharrlichkeit, womit sie die Gefahren und Leiden dieser Zeit ertragen hätten, gepriesen hat, so kommt der beste Theil von dieser Lobpreisung ganz entschieden der so eben bezeichneten Gesellschaftsklasse zu gut. In den ausreichend mit Geld versehenen Kreisen der pariser Lebemänner wurden die Absonderlichkeiten, welche die Belagerung mit sich brachte, nicht selten geradezu wie vergnügliche Abwechselungen hingenommen [1]).

Einen traurigen Gradmesser für die Zunahme der Noth in der belagerten Riesenstadt konnte die Zunahme der Sterb-

---

1) Am 29. Januar 1871 erzählte ein französischer Husarenoffizier, D'Herisson de Saulnier, welcher als einer der Begleiter von Jules Favre nach Versailles gekommen war, am Mittagstische des Reichskanzlers in diesem Sinne, d. h. ergötzlich-spassig, von den Leiden der Belagerungszeit, die er mitgemacht hatte. „Er bestritt längere Zeit allein die Kosten der Unterhaltung, indem er eine Schnurre und Anekdote nach der andern vorbrachte. Auch er berichtete, daß die Hungersnoth in der Stadt zuletzt recht fühlbar gewesen, doch schien er mehr die heitere Seite derselben als die ernste zu kennen. Die interessanteste Periode dieser Fastenzeit war ihm, wie er behauptete, die gewesen, wo sie „„den Jardin des Plantes aufgegessen hatten"". Das Elephantenfleisch habe 20 Franken das Kilo gekostet und wie grobes Rindfleisch geschmeckt. Es habe damals wirklich filet de chameau und cotelettes de tigre gegeben." Busch, II, 296. Die zahlreichen Quellen, aus welchen ich für meine Schilderung der Zustände im belagerten Paris geschöpft, habe ich wiederholt angegeben. Eine pariser Preisliste der Lebensmittel vom 2. Januar theilt Schneider (Pariser Briefe, III, 197 fg.) mit. Man ersieht daraus, daß es dazumal in der belagerten Stadt auch an Leckerbissen noch nicht fehlte. Freilich waren sie theuer. Eine Gans z. B. kostete 150, eine Truthenne 190 Franken.

lichkeit abgeben. Diese nämlich steigerte sich vom Beginn der Einschließung an bis zum Jahresende um mehr als das Doppelte des sonst um dieselbe Jahreszeit gewöhnlichen Durchschnitts. Auf der einen Seite verschuldete die stark umgehende Pockenepidemie, auf der andern die Schwächlichkeit der neugeborenen Kinder hauptsächlich diese beträchtliche Steigerung. Bei der zunehmenden Kraftlosigkeit der karggenährten Mütter versiegten die „Quellen der Natur" für die Säuglinge. Allerdings gab es zu Ende Decembers noch 4000 Kühe in Paris, aber wie das Quantum so genügte auch bei dem eingerissenen Futtermangel die Qualität der Milch nicht mehr zur Ernährung der kleinen Kinder. Unter diesen und unter den Greisen und Greisinnen schnitt der Tod eine immer reichlichere Ernte. Der Wochenausweis vom 24. September hatte 1625 Sterbfälle verzeichnet, der Wochenbericht vom 24. December stellte 2728 fest, worunter 388 Pockenfälle. In dem Maße, in welchem die Lebensmittel sich verschlechterten, nahmen die ruhr- und choleraartigen Erkrankungen auffällig zu. In der 1. Januarwoche von 1871 rafften Krankheiten dieser Art schon 151 Opfer weg[1]).

In derselben ersten Woche des Jahres 1871 rührte sich die Salpeterbande von Narren und Gaunern, welche den 31. Oktober gemacht hatte, in etlichen Stadtquartieren wieder stark. Die unverbesserlichen Anarchisten und Katilinarier vermochten aber bei der entschiedenen Theilnahmelosigkeit der Bevölkerung diesmal keinen Putsch zuwegezubringen. Den Vorwand zu einem solchen sollte die wieder einmal gegen die Regierung erhobene Beschuldigung abgeben, sie unterhandelte

---

1) Für die Genauigkeit dieser Zahlenangaben kann ich nicht gutstehen. Es gibt auch beträchtlich abweichende. So meldete z. B. der Korrespondent der „Daily News" unterm 3. Januar aus Paris, daß in der letzten Decemberwoche 454 Personen an den Pocken und im ganzen 3280 Menschen gestorben wären.

mit den Deutschen wegen der Uebergabe. Das war freilich nur eine Lüge, allein die Verwandelung derselben in eine Wahrheit mußte allen, welche mit einem gesund gebauten und richtig arbeitenden Gehirn ausgestattet waren, als eine unausweichliche und nahebevorstehende Nothwendigkeit erscheinen. Diese Verständigen, also selbstverständlich die Minderheit, sie hatten zur Einsicht in die Trostlosigkeit der Sachlage schon dadurch gelangen müssen, daß eine Anzahl von Humbugdepeschen und Schwindelproklamen Gambetta's, worin er den Bewohnern der Provinzen angebliche Siege der Pariser vorgelogen hatte, in Paris bekannt geworden war. Man folgerte ganz logisch, wenn der Diktator die Provinzen mit solchen Märchen beschwindelte, so müßten seine für Paris bestimmten Berichte aus den Provinzen nicht weniger erlogen sein. Das zweifelsohne nüchternste und klarstblickende Mitglied der Regierung, Picard, verhehlte schon jetzt nicht seine Ansicht, daß man schlechterdings Frieden machen müßte. Der General Trochu dagegen, obzwar selbstgeständlich von der Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt, konnte es seiner Eitelkeit doch nicht abgewinnen, die Bevölkerung von der Wirklichkeit der Dinge rechtzeitig in Kenntniß zu setzen und schloß noch am 6. Januar eine seiner gewohnten Thaten in Phrasen mit dem durch die späteren Geschehnisse so lächerlich gewordenen Trompetenstoß: „Nichts wird unseren Händen die Waffen entwinden. Der Gouverneur von Paris wird nicht kapituliren!“ [1])

Daß es zuletzt zu einem Bombardement kommen werde, hatten die Belagerten erwarten müssen. Die Zurüstungen dazu konnten ihnen wohl auch nicht ganz entgangen sein. Zudem war ja eine Auslassung der berliner Kreuzzeitung, welcher zufolge der General Moltke erklärt hätte, man würde zum Beginn der Beschießung von Paris den „richtigen psycholo-

1) „Rien ne fera tomber les armes de nos mains. Le Gouverneur de Paris ne capitulera pas.“

gischen Moment" abwarten, in der Stadt bekannt geworden und der schnellfertige pariser Witz hatte sich alsbald dieses Schlagwortes bemächtigt, um demselben in Spottversen und Zerrbildern eine mehr oder weniger witzige Verwendung angedeihen zu lassen. In den „weit vom Schuß" entfernten inneren Stadtquartieren machte man sich noch immer über den „psychologischen Moment" lustig, nachdem der deutsche Großstratege denselben wirklich gekommen geglaubt und die ersten deutschen Granaten nach Paris hineingeschickt hatte. Als am 27. December die Deutschen ihr Feuer gegen den Mont Avron eröffneten, merkte man drinnen in der Stadt sofort, daß die bislang so beharrlich stumm gewesenen feindlichen Geschütze jetzt zu sprechen begonnen hätten. „Das war ein preußisches Geschütz — hieß es; denn die Kanonen Krupps sagen nicht bumm wie die civilisirten französischen, sondern dumm, was in unserer Sprache imbécile heißt. Es ist die dicke, bestialische Barbarei, welche sich breitmacht". Die Leute, welche so affenmenschlich oder menschenäfflich schnatterten, überwanden auch ihre erste Verblüffung über das Sprechen der deutschen Feuerschlünde rasch wieder und meinten dann: „Aha, unsere Entsatzarmeen kommen von allen Seiten heran und zwingen die Preußen zu einer letzten verzweifelten Anstrengung. Das Bombardement ist nur ein letzter Verzweiflungsstreich vor ihrem nothgedrungenen Abzug".

Noch am 28. December war diese Tonart obenauf. Aber am folgenden Tage schlug sie in eine andere um. Die große Flucht vom Mont Avron und der Verlust dieses für wichtiger, als es war, angesehenen „Bollwerkes" warf Schrecken in die Gemüther. Briefe, welche die Luftpost an diesem Tage aus Paris forttrug, meldeten, daß einsichtige Leute die Einbuße des Mont für das Vorspiel zur Kapitulation ansähen[1]). Es

---

1) Ganz unglaublich und doch buchstäblich wahr ist es, daß Gam-

schien denn doch, daß die Deutschen den richtigen psychologischen Moment, das Bombardement anzuheben, erfasst hätten. Jeder Schuß, welchen ihre Batterieen auf Paris entluden, vermehrte die Verwirrung daselbst. Die Existenz der Regierung hing mehr als einmal nur an einem Haar. Aus der Gegend der Salpeterbande her wurde sie fortwährend der Unkenntniß und der Unthätigkeit oder gar des Verrathes bezichtigt und angeklagt. Denn der souveräne Unverstand fuhr in gewohntem Stile zu orakeln fort, daß es nur des ernstlichen Wollens bedürfte, um die deutsche Belagerungsarmee in alle Winde zu zerstäuben. Im Schoße der Regierung selbst tauchte schon im December wiederholt die Frage auf, ob es nicht rathsam wäre, daß Trochu das Oberkommando an einen andern abgäbe. Allein die frommen Leute im allgemeinen und die frommen Generale im besonderen lassen bekanntlich nicht so leicht fahren, was sie haben. Trochu wollte die Zaunpfahlwinke lange nicht verstehen, wollte nicht gehen. „Ich fühle mich der Sachlage ganz gewachsen", sagte er. Wo wäre auch eine Sachlage, der sich ein Mittelmaßmensch nicht gewachsen fühlte? Daß vor dem herankommenden Ende noch etwas unternommen und gethan werden sollte, müßte, fühlte schließlich jedermann. Selbst ein so maßvolles Blatt wie der „Temps" brachte zum Jahresschluß die Forderung eines Massenausfalls. Freilich barg sich hinter dieser Forderung bei näherem Zusehen die Anerkennung der Nothwendigkeit, zu kapituliren. Denn es hieß in dem bezüglichen

---

betta in Bordeaux amtlich log, der Angriff der Deutschen auf den Mont Avron wäre gänzlich missglückt und sie hätten dieses Misslingen mit einem Verlust von 7000, sage siebentausend Todten bezahlen müssen. Paris aber wäre „magique, antique, régénéré" und würde jedenfalls bis zum Ende vom Februar sich halten. Zur gleichen Zeit log er in seinen nach Paris gesandten Depeschen, die Deutschen hätten schon nahezu eine halbe Million Soldaten in Frankreich eingebüßt und wären jetzt mit ihren Kräften „à bout". Vgl. De Mazade, II, 275.

Artikel, daß es sich darum handelte, die 2 oder 300,000 Mann der Besatzung von Paris dem Lande zu erhalten, falls der Hunger die Stadt zur Kapitulation zwänge. Diese 300,000 Mann sollten ausfallen und sich durchschlagen, bevor Paris genöthigt würde, seine Thore dem Feinde aufzuthun.

Der 5. Januar, an welchem, wie erzählt worden, die Beschießung der Stadt auf der Südwestseite ihren Anfang genommen, war ein grimmkalter Tag; wenigstens für die Pariser, welche, auch die wohlhabenderen nicht ausgenommen, in ihren Häusern froren, weil sie kein Brennmaterial mehr auftreiben konnten. Die Bäcker schlossen ihre Läden schon vor Mittag, weil ihnen die Mehlvorräthe ausgegangen waren. In Villette, Belleville und anderen Proletarierquartieren gährte es bedenklich, weil die Sage umging, die Staatsvorräthe gingen auf die Neige oder wären wohl schon ganz aufgebraucht. Ueber das Bombardement erging man sich echtparisisch, d. h. widerspruchsvoll bis zur Tollheit. Man spottete die ganze Spottskala durch über das „unschädliche Spiel“ der deutschen Batterieen und in demselben Athem verklagte man die „deutsche Barbarei“ vor der ganzen civilisirten Welt, daß sie mittels dieses „unschädlichen“ Spieles einen ruchlosen Frevel an dem bekannten „centre du monde“, am „Universalgehirn“ verübte. Man machte sich lustig über die geringe Wirkung der deutschen Bomben und Granaten und in demselben Augenblick jammerte und fluchte man über die Verheerungen, welche diese Geschosse verursachten. Gassenbuben trieben Ulk mit den „wirkungslos“ platzenden Granaten, aber zugleich wanderte die Bevölkerung der von diesen wirkungslosen Hohlgeschossen erreichten Stadtviertel massenhaft aus. Vaterlandsvertheidiger in Nationalgarderöcken und bis an die Zähne bewaffnet, verwünschten die „atrocité prussienne“, welche ihre Weiber und Kinder niederbombardirte, und zogen sich dann, sintemalen Vorsicht die Mutter der Tapferkeit ist,

ihrerseits in bombensichere Weinkeller zurück. Am 7. Januar schon begannen die deutschen Geschosse auch in die innere Stadt, d. h. in die Quartiere auf dem linken Seineufer zu fallen. In der Nacht vom 8. auf den 9. sodann steigerte sich die Beschießung zu außerordentlicher Heftigkeit. In dieser Nacht sollen 2000 oder mehr Granaten in die Gegend vom Jardin des Plantes und des Luxemburg, nach Montrouge, Vaugirard, Grenelle und Auteuil gefallen sein. Auch in den Faubourg St. Germain und bis zum Invalidenpalaste reichte die Tragweite der krupp'schen Geschütze. Am 13. Januar hatten die noch in Paris zurückgebliebenen Vertreter fremder Mächte, die Gesandten der Schweiz, der Niederlande, Belgiens, Schwedens, Dänemarks, Amerika's, den wunderlichen Einfall, dem deutschen Kanzler eine Art von Protest gegen das Bombardement zugehen zu lassen. In seiner meisterlich geschriebenen Antwort vom 17. Januar machte Bismarck den Herren Diplomaten den völkerrechtlichen Standpunkt klar und sagte ihnen mit ausgesucht höflichen Worten, Sie würden gutthun, sich nicht in Dinge zu mischen, welche sie nichts angingen [1].

---

1) „Daß bei fortgesetztem Widerstande eine Beschießung der Stadt erfolgen werde, darauf mußte man gefasst sein — hieß es in dem bismarck'schen Schreiben. Obwohl er kein Beispiel einer befestigten Stadt mit so großen Heeren und Kriegsmitteln wie Paris vor Augen hatte, bezeugt Vattel: „„Détruire une ville par les bombes et les boulets rouges est d'une extrémité à laquelle on ne se porte pas sans des grandes raisons. Mais elle est autorisée cependant par les lois de la guerre, lorsqu'on n'est pas en état de réduire autrement une place importante de laquelle peut dépendre le succès de la guerre ou qui sert à nous porter des coups dangereux."" Gegen die Beschießung von Paris ist ein rechtsbegründeter Einwand um so weniger zu erheben, als es nicht unsere Absicht ist, die Stadt, wie Vattel es zulässig hält, zu zerstören, sondern nur die feste centrale Stellung unhaltbar zu machen, in welcher die französischen Armeen ihre Angriffe auf die deutschen Truppen vorbereiten und nach deren Ausführung Deckung finden."

Die Gesammtzahl der von den deutschen Geschossen innerhalb der Wälle von Paris vom 5. bis zum 13. Januar Getödteten war 51, die der Verwundeten 138. Unter jenen und diesen befanden sich leider auch Frauen und Kinder. Im Schulhause Saint-Nikolas tödtete und verwundete eine platzende Bombe verschiedene Knaben, eine andere durchschlug das Dach eines Pensionats, tödtete zwei junge Mädchen und verwundete mehrere andere. Allgemeinen Schmerz und Zorn erregte der Tod der beiden jungen Schwestern Clémence und Alice Legendre, welche durch eine und dieselbe Kugel getödtet wurden [1]).

---

1) Sarcey gibt (p. 308) die bezügliche Todesanzeige: — „Monsieur et Madame Jules Legendre ont la donleur de vous faire part de la mort de leurs filles: Alice, âgée de trois aus et demi, et Clémence, âgée de huit aus, frappées toutes deux par un obus prussien.“ Da man aber aus derartigen beklagenswerthen Zufällen, die doch entschieden nur solche waren, den gehässigsten Vorwurf der „Barbarei“ hergeleitet und den Deutschen ins Gesicht geschleudert hat, so will ich gleich ein Beispiel von absichtlicher und berechneter französischer Barbarei danebenstellen, welches zeigt, wessen Voltaire's „Tigeraffe“ fähig gewesen ist, als die mehrerwähnte Salpeterbande von Narren und Gaunern im rothen Quartal, dessen Geschichte ich in meinem Buch vom „Größenwahn“ (1876) geschrieben habe (S. 338—451), in Paris Herr und Meister war. „Im August 1877 erschien Jules Lyaz, genannt Bon-Coeur, 62 Jahre alt und schon früher einmal zu 10 Jahren Deportation verurtheilt, vor dem 3. Kriegsgericht vor Paris. Er war mit seinem Spießgesellen Philippe unter der Kommune der Schrecken der Vorstadt Bercy. Philippe, ein Zuhalter von Straßendirnen, welcher in Bercy als Maire der Kommune schaltete und nach dem Eindringen der Truppen die Mairie und andere öffentliche Gebäude des 12. Arrondissement niederbrennen ließ, wurde auf frischer That füsilirt; Lyaz, sein Adjunkt und unzertrennlicher Begleiter, entkam hingegen und blieb lange unentdeckt, um erst sechs Jahre nach seinen Missethaten der Behörde in die Hände zu fallen. Er hatte als Adjunkt von Bercy mit einem Gehalt von 300 Franken monatlich vorzugsweise das „Schulwesen“ unter sich und verfuhr dabei auf seine Art. So hielt er am 12. April in einer

Unter diesen Umständen hatten die Pariser etwelchen Trost geschöpft aus den Botschaften, welche durch zwei Brieftauben aus dem Südwesten gebracht und durch die Regierung am 10. und am 11. Januar bekanntgegeben worden waren. Die Einbildungskraft des Publikums ergänzte leicht und reich das in diesen Bekanntgebungen Gesagte oder auch nicht Gesagte. So freute man sich denn innerhalb der belagerten Stadt der Siege, welche Chanzy und Faidherbe einen nach dem andern davontrugen; man freute sich der 100,000 deutschen Soldaten, welche todtkrank in den Lazarethen lägen; man freute sich aber am allermeisten des Generals Bourbaki, welcher nicht nur auf der Rückzugslinie der Deutschen stände, nicht allein Belfort entsetzt, sondern sich allbereits über den Rhein und nach Deutschland hineingesiegt hätte [1]). Natürlich wurde die Re-

---

von Nonnen geleiteten großen Mädchenpension im Passage Corbes eine Hausdurchsuchung, konfiscirte 300 Franken und eine Anzahl silberner Medaillen, die er da vorfand, verjagte die Nonnen und hielt die erwachsenen von den Schülerinnen zurück. Es sollen sich hier Scenen zugetragen haben, welche, wie der Vorsitzende des Kriegsgerichts, Oberst Desandré, versicherte, alle anderen Missethaten der Kommune noch in Schatten stellten. Philippe und Lyaz stellten den Auswurf der weiblichen Bevölkerung an die Spitze der Anstalt und wenige Tage darauf sah man die zurückgebliebenen jungen Mädchen schwer berauscht und auf das entsetzlichste verwahrlost in den Höfen mit den Föderirten herumliegen. Als der Sieg der regulären Armee diesen Orgien ein Ziel setzte und die Nonnen in ihr Institut wiederkehrten, fanden sie darin eine scheußliche Epidemie: mehrere Mädchen erlagen ansteckenden Krankheiten, fünf waren von einer heftigen Augenentzündung ergriffen und fünfundvierzig hatten den Aussatz auf dem Kopfe. Wie weit Lyaz an den Brandlegungen Philippe's betheiligt war, lässt sich nicht feststellen, dagegen bekundet ein Zeuge, daß er ein Frauenbataillon errichtet hat, welches ausschließlich die Aufgabe hatte, auf die jungen Leute Jagd zu machen, die sich dem Militärdienst unter der Kommune entziehen wollten, zahlreicher anderer Gewaltthaten nicht zu gedenken."

1) Die „Liberté" brachte einen hierauf bezüglichen Jubelartikel, dessen Narrethei in diesen Sätzen gipfelte: „Nancy bedroht, Belfort be-

gierung jetzt heftiger als jemals gedrängt und getrieben, diese angeblich so günstigen Verhältnisse auch ihrerseits zu benützen, einen großen Wurf zu thun. Die Herren vom 4. September gaben scheinbar diesem Drängen nach, d. h. Trochu ließ verschiedene Bewegungen geschehen, welche man für Ausfälle nehmen konnte und welche von den Belagerern ohne sonderlichen Kraftaufwand zurückgewiesen wurden. Das vermehrte und verbitterte natürlich noch die Klagen über die Theurung, die Noth, das Elend, über die Beschießung, über die Regierung, über den Obergeneral, und diese Klagen wurden so drohend, daß Trochu endlich dadurch sich bestimmen ließ, einen letzten großen Durchbruchsversuch zu machen, den Massenausfall vom 19. Januar, der so blutig zurückgeschlagen ward und zu einer ganz eiteln und unnützen Schlächterei ausschlug.

Das Unternehmen, von welchem weiterhin noch die Rede sein wird, war geradezu ein Frevel; denn Trochu und seine Amtsgenossen glaubten an keinen Erfolg, waren aber zu feig, dies einzugestehen und der Bevölkerung von Paris die wahre Sachlage aufzudecken, wie sie doch, auf alle Gefahr hin, hätten thun sollen und müssen. Sie wußten ja ganz gut, wie die Sachen standen oder lagen. Schon am 14. Januar schrieb Favre an Gambetta: „Der Himmel ist entschieden gegen uns. Wir nähern uns der letzten Krisis, welche nur mittels grausamer Opfer um etliche Tage sich verzögern läßt“ [1]). Und

---

freit, Baden besetzt, Hamburg im Begriffe, bombardirt zu werden — das ist Frankreichs Antwort auf das Bombardement von Paris. Endlich ist sie gekommen, die Stunde der Rache! Die Preußen, welche nicht mehr wissen, wo hinaus, sie suchen Zuflucht in Paris. Das ist ihre letzte Hoffnung, das ihre einzige Rettung.“

1) Im Verlaufe seines Schreibens schämte sich Favre nicht der Lüge — einer Lüge, die er zweifelsohne als solche fühlte — zu sagen: „Les Prussiens tirent de préférence sur les drapeaux d'ambulances, sur les églises.“

am 16. schrieb er abermals an denselben: „Das Datum meines Briefes sagt Ihnen deutlich genug, daß wir uns dem Ende nähern und uns auf die letzten Opfer vorbereiten müssen“ [1]).

4.

Ja, die höchste Krisis des großen Kriegsspieles war angebrochen und die Katastrophe nahe. Auf dem Blutpfad kam sie heran, vom Dampf und Donner der Schlachten umgeben und auf die beschneiten Gefilde Frankreichs eine neue, reiche, überreiche Leichensaat hinstreuend.

Innerhalb der 3 ersten Wochen des Jahres 1871 fiel allüberall die Entscheidung: bei Le Mans, bei St. Quentin, vor Belfort und am Mont Valérien. Der „suprême effort“, welchen der Prophet des Krieges „à outrance“ gepredigt, gefordert und in Scene gesetzt hatte, schlug allerorten zu einer zerschmetternden Niederlage aus, zu einer so zerschmetternden, daß Frankreich schlechterdings nichts anderes mehr übrig blieb, als sich besiegt zu erklären.

Es ist nun an uns, zuvörderst die Vorgänge auf dem südwestlichen Kriegsschauplatz uns zu vergegenwärtigen, auf dem Schauplatze, welchen wir nach der zweiten Einnahme von Orléans durch die Deutschen und nach der Darlegung ihrer kriegerischen Thätigkeit in Verfolgung des geschlagenen Feindes bis gegen den Schluß des Jahres 1870 hin verlassen haben. Jetzt wollen wir hier bis zum Finale, bis zum Entscheidungssieg bei Le Mans am 12. Januar von 1871 mitgehen. Dann wenden wir uns nach dem Norden, von dort nach dem Osten und am Ende dieses Ganges werden wir eine solche Summe

---

1) Favre, II, 323, 324.

von Missgeschick für Frankreich finden, daß es die Gesammtlast desselben nicht mehr zu tragen vermochte und sich in die schlechthinige Nothwendigkeit versetzt sah, die Friedensbedingungen seines Besiegers anzunehmen [1]).

Die Zeit bis gegen das Ende des Christmonats hin verging, ohne daß die vom General Chanzy befehligte sogenannte 2. französische Loirearmee, welche wir durch die Deutschen auf Le Mans zurücktreiben sahen, zum Wiedervorgehen sich zahlreich und kräftig genug fühlte. Die von Gambetta dekretirte „levée en masse", obzwar keineswegs überall in Frankreich gleichmäßig zur Ausführung gebracht, lieferte der Loirearmee, welche aus dem 16., 17., 21. Korps und aus Theilen vom 19. bestand, immerhin so beträchtliche Verstärkungen, daß sie zum Jahresschluß kaum weniger als 150,000 Mann zählte. Chanzy, der sich ja auch wie noch so mancher andere französische General zum Herold seiner Thaten gemacht hat, unterließ in seinem Buche nicht, klagweise zu erklären, daß seine Armee, als den Befehlen des Diktators gemäß der 2. Winterfeldzug beginnen mußte, nur erst nothdürftig feldtüchtig gewesen wäre. Das dürfen wir ihm glauben, obgleich der General, wahrscheinlich um seinem Patron Gambetta nachzueifern, sonst mit der Wahrheit nicht immer sehr säuberlich umging und selbst vor der Lächerlichkeit nicht zurückschrak, zu sagen, er hätte eigentlich fortwährend gesiegt, nämlich nach rückwärts, welches Zurücksiegen allerdings — das ließ sich nicht weglügen — in die entscheidende Niederlage bei Le Mans ausgelaufen wäre.

Gambetta und seine strategischen Mitphantasten hatten

---

1) Die Quellenschriften und Hilfemittel, welche inbetreff der letzten Entscheidungen des Krieges für mich rathgebend und wegleitend sein mußten, waren die Bücher von Blume, Wittich, Von der Goltz, Wartensleben, Von der Wengen, Horn, Fontane, Junck, Freycinet, Chanzy und Faidherbe; nicht zu vergessen die reiche Fundgrube des Kriegstagebuches von Hirth und Gosen.

die 2. Hälfte vom December darauf verwandt, großartige Feldzügepläne zu entwerfen, ohne genauer zu erwägen, ob die verfügbaren Mittel, deren Quantität zu vermehren man allerdings mit fieberhafter Anstrengung bedacht war, hinsichtlich ihrer Qualität zur Ausführung solcher Pläne taugten oder nicht. Ein Theil der Ausführung war nun dem General Chanzy überbunden. Es war ihm aufgegeben, aus seinen Lagern bei Le Mans aufzubrechen und angriffsweise zu handeln, um einen Vormarsch in nordöstlicher Richtung gegen Paris zu erzwingen. Das Ziel dieser Bewegung sollte sein, in Verbindung mit der von Norden her — so setzte man in Bordeaux voraus — auf Paris anrückenden Nordarmee unter Faidherbe, welche ja jetzt auf eine Stärke von 2 Korps (22. und 23.) im Gesammtbetrage von 50—55,000 Mann gebracht war, der belagerten Hauptstadt endlich Entsatz und Hilfe zu bringen. Mit dieser Entsatzaufgabe jedoch war noch ein drittes Unternehmen in Zusammenhang gebracht, welches vom Südosten ausgehen sollte und dessen Führung man dem General Bourbaki anvertraute, welchen wir nach der Schlacht von Orléans mit 3 Korps auf die Linie Bourges-Nevers zurückweichen sahen. Seitdem beträchtlich verstärkt, hatte er jetzt unter seinen Befehlen das 15., 18., 20. und 24. Korps, sowie eine Reservedivision unter dem Admiral Pallu de la Barrière und die Division Cremer, alles mitsammen sicherlich nicht unter 130,000 Mann, vielleicht aber 150,000 oder mehr. Er sollte — immer in dem vorausgesetzten Zusammenhange mit den vorausgesetzten Bewegungen Chanzy's und Faidherbe's — nordostwärts vorgehen, zunächst gen Dijon, dessen er sich in Verbindung mit der „Vogesenarmee" Garibaldi's bemächtigen würde. Von Dijon aus sollte dann Bourbaki die „Ostarmee" eilends gen Belfort führen, das deutsche Belagerungsheer zersprengen und verjagen, die Festung entsetzen, dann nordwärts auf die Linie Nancy-Chalons marschiren,

diese Hauptverbindungslinie der Deutschen nach heimwärts zerschneiden, und, wenn nöthig, mit der französischen „Nordarmee" in Verbindung treten. In einem Briefe, welchen Gambetta am 5. Januar in Bordeaux an den General Chanzy schrieb, ist der dem Führer der Ostarmee vorgezeichnete Plan so gefasst: „Dermalen ist Bourbaki bei Vesoul und wir glauben, daß gegen den 10. oder 12. Januar die Belagerung (von Belfort) aufgehoben sein dürfte. Dann wird der große Marsch durch die Vogesen (d. h. durch die westlichen Abhänge derselben) und die thatenreichste Periode der Operationen beginnen. An der Spitze seiner 150,000 Mann wird Bourbaki gegen Paris umkehren und in dieser Richtung vom Osten nach Westen vorrücken, indem er gleichzeitig die beiden Eisenbahnlinien von Straßburg und Metz nach Möglichkeit besetzt." So war in Wahrheit und Wirklichkeit der Feldzugsplan, welchen Bourbaki zur Ausführung bringen sollte [1]). Die Mythenbildnerei hat aber denselben sehr bedeutend erweitert, nämlich dahin, daß die französische Ostarmee nach vollbrachtem Entsatz von Belfort die Bestimmung gehabt hätte, in das südwestliche Deutschland einzufallen, zu welchem Zwecke auch schon bei Hüningen Material zur Ueberbrückung des Rheins bereitgestellt gewesen wäre. Legenden! Es ist ja nicht unmöglich, daß, wenn Bourbaki's Unternehmen so glatt und glänzend verlief, wie Gambetta und Freycinet es sich vormalten, ihnen und ihresgleichen auch der Einfall eines Einfalls in Deutschland gekommen sein würde. Allein wahrscheinlich ist das doch nicht, weil ja eine solche Abschwenkung der Ostarmee den ganzen Zusammenhang des „suprême effort" aufgehoben hätte. Dieser Zusammenhang war aber

---

1) Es ist das Verdienst Von der Wengens, diesen Plan zuerst aktenmäßig klargestellt zu haben. „Die Kämpfe vor Belfort", 65—111. Sehr beachtenswerth ist auch das „Vorwort" des Buches.

entschieden die Basis des ganzen Plans, bei dessen Verwirklichung auch auf die Mitwirkung der pariser Armee gerechnet wurde. Denn Trochu sollte, wann alle die Bewegungen Chanzy's, Faidherbe's und Bourbaki's im Gange und weit genug vorgeschritten wären, seinerseits einen Massenausfall machen, durchbrechen und mit den herangekommenen Legionen der Loire-, Nord- und Ostarmee sich vereinigen. In Folge dieser Vereinigung geböten dann die französischen Feldherrn über Streitkräfte von solcher Ueberlegenheit, daß es ihnen gelingen müßte, die Deutschen zu erdrücken.

Auch zugegeben, daß das Erdrückungskapitel dieses Plans nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, sondern nur auf dem Nebel von Wolkenkuckucksheim fußte, lässt sich dem ganzen Projekt ein gewisser großartiger Wurf und Schwung nicht absprechen. Nun gehören aber zur Verwirklichung eines großartigen Entwurfes immer zwei: einer, welcher denselben ausführt, und ein anderer, welcher die Ausführung zulässt. Die Deutschen wollten sich zur Uebernahme der Zulasser-Rolle nicht verstehen. Sie wollten nicht bloße Zuschauer, sondern Mitspieler sein, und sie haben sich als die besseren Spieler erwiesen, obzwar anfänglich die Partie nicht eben glücklich für sie zu stehen schien. Sie konnten seit dem Jahresschluß unschwer merken, daß die Kriegsführung der Franzosen jetzt nach einem einheitlicheren Plane geleitet wurde als früher und daß ihre Streitkräfte im Zusammenhange zu wirken suchten. Ueberall rührte es sich in den französischen Lagern. Wiederum nahm die Bewegung, auch die weitausgreifende im Osten, Paris zum gemeinsamen Ziele und sie steigerte ihre Lebhaftigkeit gegen die Mitte des Januar zu mehr und mehr. So ging denn so ziemlich innerhalb des Umkreises einer Woche auf allen Theilen des weithingedehnten Kriegstheaters der letzte große Akt des blutigen Drama's in Scene.

Am Neujahrstage kam dem Prinzen Friedrich Karl die

bundesfeldherrliche Weisung zu, gegen die 2. französische Loirearmee, welche sich von Le Mans aufgemacht hatte, angriffsweise vorzugehen. Damit er das nachdrucksam thun könnte, wurde das vom Großherzog von Mecklenburg befehligte 13. Korps, d. h. die 17. und die 22. Infanteriedivision, dem Oberkommando der 2. Armee wieder unterstellt; ebenso die 2. und die 4. Reiterdivision. Das 2. baierische Korps, in der Belagerungslinie vor Paris durch das 1. abgelös't, wurde auf Montargis in Marsch gesetzt, um in Gemeinschaft mit dem General Zastrow, welcher auf Auxerre vorrücken sollte, und in Verbindung mit einer in und bei Orléans verbleibenden Division der 2. Armee die Belagerung der Hauptstadt gen Süden und Südosten hin zu decken. Die 5. Reiterdivision endlich wurde angewiesen, die rechte Flanke des Prinzen bei seinem Vormarsch gen Südwesten zu hüten. Gegen die Armee Chanzy's, welcher seiner eigenen, seine Stärke beträchtlich herabmindernden Angabe zufolge 110,000 Mann hatte, führte Friedrich Karl 57,737 Fußgänger, 15,426 Reiter und 318 Geschütze ins Feld. Sein Ziel war die alte Normannenstadt Le Mans, welcher vom 6. Januar an seine 4 Korps von ihren Stellungen aus auf verschiedenen Straßen zustrebten: das 9. Korps von Orléans aus, das 3. von Beaugency, das 10. von Vendôme, das 13. von Chartres. Diese Vormarschrichtungen bedeuteten einen umfassenden Angriff auf Le Mans, der freilich nur vollführt werden konnte mittels einer siebentägigen Reihenfolge von Kämpfen. Wenn man aber die Entfernung zwischen den Ausgangspunkten der deutschen Harste und ihrem Ziele bedenkt, sowie die Bodenbeschaffenheit der Landschaft, welche sie kämpfend zu durchschreiten hatten, so wird man es bewundern müssen, daß sie binnen einer Woche ihr Werk zu vollbringen vermochten. Die beiden Zuflüsse der Sarthe, welche über Le Mans nach Angers geht, der Loir und der Huisne, durchfließen eine wellige Gegend, hügelreich

und mit vielen Gehölzen bestanden, mit festgebauten Schlössern ausgestattet, labyrinthisch von mit dichten Dornhecken bepflanzten Erdwällen, welche zur Abgränzung der Aecker dienen, durchzogen, mit zahlreichen massiv gebauten Gehöften und Dörfern besiedelt. Da bieten sich viele, gleichsam in regelrechten Abschnitten hinter einander gelegene Stellungen, zur Vertheidigung wie gemacht. Diese Hindernisse eines raschen Vorschreitens wurden noch bedeutend vermehrt durch böses Winterwetter, das eine Kälte von 10 Graden und heftige Schneestürme mit sich brachte. Alle diese Umstände machten das Marschiren beschwerlich und das Fechten beschwerlicher. Niemand wird bestreiten können oder wollen, daß die Franzosen von Chanzy's Armee in dieser schrecklichen Schlachtenwoche sehr wacker sich gehalten und benommen haben, entschieden wackerer, als man bei der sehr verschiedenen Beschaffenheit und bunten Zusammensetzung dieser Armee eigentlich erwarten konnte. Nachdem aber die Mühsale dieses siebentägigen Feldzuges einmal recht begonnen hatten, wurde doch sofort klar und einleuchtend, daß die Deutschen an physischer und sittlicher Kraft, an Schulung und Zucht ihren Gegnern überlegen waren, weit überlegen.

Nachdem die Zusammenstöße schon am 6. Januar, wo zuerst bei Vendôme der linke deutsche Flügel auf den rechten französischen traf, begonnen hatten, wurden die Franzosen Tag für Tag aus einer Vertheidigungsstellung in die andere zurückgedrängt, immer weiter gegen den Punkt zurück, wovon sie ausgegangen, also immer weiter gegen Le Mans. Sie hatten sich mit zäher Tapferkeit geschlagen, nirgends jedoch hatten sie den koncentrischen Vormarsch der Deutschen wirklich, d. h. dauernd aufzuhalten vermocht. So kam es, daß die 2. Loirearmee am Abend vom 10. Januar auf Le Mans zurückgeworfen war und östlich und nordöstlich vor der Stadt eine Aufstellung bezogen hatte. Hier wollte Chanzy das

Loos einer Entscheidungsschlacht versuchen. Er hatte ungefähr noch 100,000 Mann. In der vorderen Schlachtlinie standen seine Kerntruppen, Linien- und Marinesoldaten, in der Reserve Mobil- und Nationalgarden. Der Prinz Friedrich Karl seinerseits hatte seine Harste soweit heran und zur Hand, daß er die Anordnungen zu einem allgemeinen Angriff auf die feindlichen Stellungen treffen konnte, welcher Angriff am folgenden Tage und zwar so gethan werden sollte, daß die beiden Flügel zur Umfassung des Gegners sich vorstreckten und dieser sodann von den Flügeln her und vom Centrum aus zugleich angefallen würde. Wie geplant, so wurde am 11. Januar gethan. Indessen blieb an diesem Tage die Entscheidung noch aus, obzwar den Franzosen wichtige Punkte ihrer Vertheidigungsstellung abgerungen worden sind. Abgesehen von der zähen Gegenwehr des Feindes waren einem rascheren Vordringen der Deutschen auch die Witterung und die Wegebeschaffenheit sehr hinderlich. Ein dichter Nebel lag auf der Gegend und erschwerte das Ausschauen und Sichzurechtfinden. Dazu glatteisete es, so daß Reiterei und Artillerie nur äußerst mühsälig zu handeln vermochten. Am Abend des Tages war Chanzy, wie er an Gambetta nach Bordeaux telegraphiren ließ, nach dem Verlust seiner Stellungen am rechten Ufer des Huisne zum Rückzuge genöthigt und entschlossen. Beim Tagesgrauen des 12. Januars aber verschritt er zur Ausführung des verzweifelten Entschlusses, zu versuchen, ob sich mittels eines Angriffstoßes das deutsche Centrum durchbrechen ließe. Es ist doch ein kräftiger Beweis für die gute Führung, wie für die Standhaftigkeit der Franzosen, daß sie nach allem, was vorhergegangen, zwar die begonnene Angriffsbewegung nicht durchzuführen, wohl aber die Schlacht bis gegen Abend zu aufrechtzuhalten vermochten. Um 4 Uhr kam die Entscheidung und zwar vom linken deutschen Flügel her, wo das 10. Korps

(Hannoveraner) den hartnäckigen Widerstand des rechten französischen Flügels brach, diesen in wirre Flucht warf, des Bahnhofes von Le Mans sich bemächtigte und fechtend in die Stadt eindrang. Chanzy konnte, nachdem er seines Hauptstützpunktes verlustig gegangen, nichts mehr thun, als in den schlechterdings und schleunigst nothwendig gewordenen Rückzug wenigstens einen Schein von Ordnung zu bringen, der aber freilich nicht lange vorhielt. Was der 1. Loirearmee nach ihrer Niederlage in der Schlacht von Orléans geschehen war, geschah jetzt auch der 2. nach ihrer Niederlage bei Le Mans. Sie brach in zwei Theile auseinander. Die Trümmer des 16. und des 21. Korps flüchteten nordwärts gen Alençon, die Reste des 17. und des 19. Korps westwärts gen Laval[1]). Der Feldmarschall Friedrich Karl machte Le Mans zu seinem Hauptquartier, von wo aus seinen großen Sieg auszunützen er sofort Veranstaltungen traf. Verfolgungsharste wurden auf Laval und Alençon gelenkt, Reiterscharen nach Angers und Tours geschickt. Der Sieger von Le Mans hielt die ganzen Provinzen Orléanais, Touraine, Maine und Normandie unter dem Machtgebote deutscher Waffen und vereitelte dadurch jeden Versuch, von dorther der belagerten Hauptstadt Hilfe zu bringen.

Zur selben Zeit, wo sich drunten von der Sarthe her Chanzy gegen Friedrich Karl in Bewegung gesetzt hatte, war

1) Die französischen Verluste an Todten und Verwundeten sind niemals genau festgestellt worden. An Gefangenen, welche den Deutschen unverwundet in die Hände fielen, betrugen sie 18,000 Mann, wozu noch weitere 6000 kamen, welche die Deutschen nach der Schlacht von Le Mans auf ihren Verfolgungszügen machten. Die Sieger eroberten während des siebentägigen Feldzugs auch 20 Geschütze und 2 Fahnen und fanden in Le Mans zahlreiches Kriegsmaterial als gute Beute vor. Ihre Einbuße an Todten und Verwundeten war aber beträchtlich: sie erhob sich zu 180 Offizieren und 3470 Soldaten.

droben an der Somme Faidherbe gegen Göben ins Feld gezogen. Zuvörderst in der Richtung auf Péronne, um dieser von einem Theil der deutschen Streitkräfte in jener Gegend belagerten Festung Entsatz zu bringen. Das sollte ihm freilich nicht gelingen. Denn zwischen Arras und Péronne fand er bei Bapaume die Deutschen auf seinem Wege. Göben hatte, weil er die Belagerung von Péronne nicht aufheben wollte, den 40,000 Mann seines Gegners nicht mehr als etwa 15,000 Mann entgegenzustellen, indem er später den aktenmäßigen Nachweis erbrachte, seine Bataillone wären durch die früheren Kämpfe, durch Marschmühsale und Krankheiten zu Anfang des Jahres 1871 so geschwächt gewesen, daß viele derselben nur noch 500, ja etliche sogar nur noch 350 Mann ins Gefecht zu stellen vermochten [1]). Am 3. Januar griff, nachdem schon am Tage zuvor gefochten worden war, Faidherbe die Deutschen heftig an und das Gefecht drehte sich insbesondere um den Besitz der beiden nördlich vor Bapaume gelegenen Dörfer Biefvillers und Favreuil, aus welchen um Mittag der General Kummer mit der 15. Division gegen Bapaume hin zurückzuweichen sich genöthigt sah. Aber dem hier sich hartnäckig Haltenden sandte Göben zwei Flügelharste zur Hilfe, die eine, 3 Bataillone, 8 Schwadronen und 24 Geschütze unter der Führung des Prinzen Albrecht von Preußen, die andere, 5 Bataillone mit 24 Kanonen unter seiner des Obergenerals, eigener Leitung. Diese Harste drangen auf den Flanken der Franzosen vor, schwenkten ein, griffen an, und zwangen dadurch den Feind, von weiterem Vorgehen gegen das deutsche Centrum unter Kummer vor Bapaume abzustehen.

---

1) Faidherbe behauptet (S. 49) freilich, die Preußen seien bei Bapaume 20,000 Mann stark gewesen, während von französischer Seite „eine kaum gleiche Anzahl“ wirklich am Kampfe theilgenommen habe. Aber er hat ja bekanntlich auch behauptet, er hätte bei Bapaume gesiegt. In der That hat er gesiegt, nämlich nach rückwärts.

Um 7 Uhr Abends brach Faidherbe den Kampf ab, doch blieb er hart vor der Front der deutschen Aufstellung stehen und mußte also Göben die Wiederaufnahme des Kampfes vonseiten des Feindes am nächsten Tage mit Besorgniß erwarten. Mit Besorgniß, denn die Uebermacht der Franzosen war ganz unverkennbar und die Deutschen hatten noch dazu ihren Schießvorrath fast ganz aufgebraucht. Allein der „Sieger“ Faidherbe mußte in seinem „Siege“ ein Haar, ein recht dickes Haar gefunden haben; denn in der Nacht brach er auf und zog ab gen Arras [1]). Der General hätte gar nicht nöthig gehabt, unter die Gambettaisten, d. h. unter die Aufschneider zu gehen. Seine wirklichen Leistungen sind ja gewiß aller Ehren werth. Wenn aber sogar ein Mann und Soldat seines Schlages von der Seuche der allgemeinen Lügnerei, welche unter seinen Landsleuten grassirte, sich anstecken ließ, so liegt hierin ein sehr gewichtiger Beweis, daß es moralische Volkskrankheiten gibt, welchen zu einer angegebenen Zeit selbst die Besten einer Nation unterliegen.

Während Faidherbe in seinen alten Zufluchtsstätten, den nördlichen Festungen, sich erholte und verstärkte, wiederum bis auf 40,000 Mann oder etwas mehr mit 70 Geschützen sich verstärkte, stand das deutsche Nordheer in einer weithingedehnten Linie, deren linke Spitze Rouen und den atlantischen Ocean berührte und deren rechte bis Amiens und Péronne reichte. Die Dünnheit dieser Aufstellung war freilich gefahrvoll, aber geboten, weil nordwärts von derselben überall noch feindliche Truppenscharen und Freischärlerbanden sich zu sammeln trachteten. Eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage in diesen Gegenden verschaffte den Deutschen der Fall

1) Die Deutschen verloren am 2. und 3. Januar bei Bapaume an Todten und Verwundeten 46 Offiziere und 1020 Soldaten. Faidherbe bezifferte seinen Verlust auf 183 Todte, 1136 Verwundete und 800 „Vermißte“.

von Péronne, welche Festung mit ihrer Besatzung von 3000 Mann und 47 Geschützen in der Nacht vom 9. auf den 10. Januar kapitulirte. Dadurch wurden die Deutschen die Meister der ganzen Sommelinie, hatten auch die Belagerungstruppen, welche Péronne zur Uebergabe gezwungen, wieder zur freien Verfügung und konnten daher eines allfälligen abermaligen Vorstoßes vonseiten Faidherbe's mit größerer Ruhe gewärtig sein. Der französische General war auch wirklich zu abermaligem Vorgehen fertig und willig. Nur hatte er beschlossen, diesmal die Richtung seines Angriffs zu ändern. Sie sollte statt, wie bislang geschehen, südwärts jetzo ostwärts gehen, d. h. er wollte den Versuch machen, mittels eines Vormarsches in östlicher Richtung den rechten Flügel der Deutschen zu umgehen und ihnen also in den Rücken zu kommen. Um dieses Vorhaben zu maskiren, ließ der General allerhand Zeitungsenten fliegen, welche kreischten, Faidherbe bereitete einen großen Angriff auf Amiens vor. Derweil marschirte er mit seiner ganzen Macht eilends südostwärts, auf St. Quentin, welche Bewegung, wie er selber erklärt hat, mit dem erwarteten großen Ausfall der pariser Armee in Zusammenhang gebracht werden sollte. Der deutsche Feldherr brachte frühzeitig genug in Erfahrung, was sein Gegner beabsichtigte, und zögerte nicht, auch seinerseits zu handeln. Es wird glaubhaft erzählt, Göben habe lächelnd zu seinen Offizieren gesagt, es wäre den französischen Strategen in diesem Kriege eigenthümlich, daß sie weitaussehende und weitausgreifende Pläne entwürfen, ohne die nächstliegenden Verhältnisse zu berücksichtigen. So schiene jetzt General Faidherbe gerade die wesentlichste Ziffer in seiner Rechnung außeracht gelassen zu haben, nämlich ihn, Göben, und die deutschen Truppen. Der Franzos schiene von einer Art von fixer Idee beherrscht zu sein, von dieser, die Deutschen würden seinen Operationen als müssige Beobachter mit gekreuzten Armen zusehen.

Das geschah nun freilich nicht. Göben nämlich brach mit allem, was er zusammenfassen konnte, von Amiens nach St. Quentin auf, um dem Gegner den Weg zu verlegen. Die Besatzungen abgerechnet, welche er in Amiens, Péronne, Ham und anderwärts zurücklassen mußte, vermochte er mit 39 Bataillonen, 53 Schwadronen und 162 Geschützen der Entscheidung entgegenzugehen. Diese fiel am 19. Januar, also an demselben Tage, wo der letzte Massenausfall der Pariser so übel verlief, bei St. Quentin. Die Franzosen hatten die Stadt am 15. Januar erreicht. „Unsere Kräfte — berichtet Faidherbe — beliefen sich auf etwa 40,000 Mann. Die Lage war keine üble. Mit allen Hilfequellen einer großen Stadt zur Hand, fanden wir in den St. Quentin auf 3—4000 Meter umgebenden Höhen ausgezeichnete Gefechtsstellungen. Unsere Armee umstand in einem Halbkreis die Stadt. Gegen unser 22. Korps mußte der Feind vom Süden her auf den Straßen von Chaunh und La Fère, gegen unser 23. Korps von Westen her auf den Straßen von Péronne und Ham anrücken. Unsere Rückzugslinien waren die Straßen nach Cambrai und Cateau." Der General dachte am 18. Januar und wohl auch noch am Morgen vom 19. schwerlich daran, daß er so bald gezwungen sein würde, von diesen Rückzugsstraßen Gebrauch zu machen. Mit dem Rasch- und Sicherblick eines rechten Feldobersten erkannte Göben bei seiner Erkundung der feindlichen Stellung, daß ein Stoß auf das Centrum der Franzosen, über welchem zwischen den Dörfern Castres, Grugis und Neuville der mit einer Windmühle gekrönte Hügel Tout-Vent aufragte, die entscheidende Handlung des Tages sein würde. Um aber die feindliche Mitte des Rückhalts ihrer beiden Flügel zu berauben, leitete der deutsche General eine Umflügelung derselben durch seine zahlreiche Reiterei ein, bevor er zum Hauptangriff verschritt. Die Ausführung desselben bot jedoch große Schwierigkeiten. Denn nach starkem

Schneefall war seit 2 Tagen Thauwetter eingetreten und die Felder waren demnach tief durchweicht, die Wege grundlos. Weniger abgehärtete Truppen würden demnach völlig erschöpft gewesen sein, bevor sie auch nur an den Feind gekommen. Als es geschehen, war das Ringen heftig und hartnäckig. Es währte ja volle 7 Stunden. Dann waren die Franzosen aus allen ihren Vertheidigungsstellungen geworfen, ihr linker Flügel in die Stadt, ihr rechter auf die Straße gen Cambrai. Um 6 Uhr Abends drangen die Deutschen nach Erstürmung des Bahnhofes in St. Quentin ein. Rechts währte das Fechten noch eine Stunde länger, weil Faidherbe hier, um seinen Rückzug zu decken, den zähesten Widerstand leistete. Zur 7. Abendstunde war aber auch hier die Gegenwehr der Franzosen vollständig gebrochen und ihr hastiger Rückzug hielt erst hinter den Festungswällen von Cambrai an [1]). Diesmal hatte Faidherbe doch allzu wuchtige Gründe, seine Niederlage bemänteln oder gar sich für den Sieger ausgeben zu wollen. Es war aus mit der französischen Nordarmee: sie vermochte nicht mehr das Feld zu halten. St. Quentin war das Le Mans der nördlichen Scene des Kriegsschauplatzes.

Zwei Tage vor dem Siege bei St. Quentin hatten die Deutschen auch südostwärts drüben am Doubs und an der Lisaine einen jener Januarschläge von 1871 gethan, welche dem Krieg ein Ende machten. An der Sarthe und an der Somme waren es Angriffsschläge, welche die Entscheidung gaben, an der Lisaine dagegen war es ein Vertheidigungsschlag, welcher zerschmetternd auf den französischen Angreifer wirkte.

---

1) Faidherbe gibt seinen Verlust auf ungefähr 3000 Todte und Verwundete an, auch gesteht er zu, daß „die Deutschen am 2. Tage nach der Schlacht 6000 französische Gefangene zählen durften.“ In Wahrheit machten die Deutschen an 10,000 Gefangene und eroberten 6 Geschütze. Sie hatten ihrerseits 94 Offiziere und 3369 Soldaten todt oder verwundet.

Seit der Mitte vom December hatten sich für die Deutschen, welche auf der Linie Belfort-Vesoul-Dijon standen, deutliche Merkmale ergeben, daß südwärts von ihnen, insbesondere bei Besançon, die Ansammlung von starken feindlichen Streitkräften stattfände. Der General Werder hielt es daher für rathsam, Dijon sowie die Beobachtung von Langres aufzugeben und seinen Gewalthaufen bei Vesoul zu scharen, um die Belagerung von Belfort gegen alle Möglichkeiten sichern zu können. In der 2. Hälfte vom December und in den ersten Januartagen war die ganze Eisenbahnlinie entlang, welche von Nevers über Chalon sur Saône nach Besançon geht, ein außerordentliches Regen und Bewegen wahrzunehmen, was daher rührte, daß die französische Ostarmee unter Bourbaki, also das 15., 18. und 20. Korps, auf der Bahn vom erstgenannten Orte zum letztgenannten geschafft wurde, wo dann zu diesen 3 Korps noch ein 4., das 24. stieß. Demnach war Bourbaki in den Stand gesetzt, mit nicht weniger als 130,000 Mann und 300 Geschützen die große Umflügelungsbewegung auf Belfort und von dort weiter gen Nordwesten zu beginnen. Der erste Stoß mußte das 14. deutsche Korps unter Werder treffen, welches, gegenüber einer solchen riesigen Uebermacht geradezu ein kleines Häuflein genannt werden konnte [1]). Aber es hielt heldisch aus, dieses Häuflein. Als an einer granitnen Klippenreihe zerschellte an ihm der Anprall des übermächtigen Feindes.

Wie im Hauptquartiere Werders, so war man auch im Kabinette Moltke's in Versailles beim Beginne von Bourbaki's Bewegungen über das Ziel derselben nicht recht im Klaren gewesen. Man glaubte bis zum Jahresschluß, die französische Ostarmee beabsichtigte vom Südosten aus gen Paris vorzu-

1) Das Belagerungskorps vor Belfort eingerechnet, hatte General Werder 62 Bataillone, 34 Schwadronen und 23 Batterien.

stoßen. Meldungen, welche bei der obersten Heerleitung in den ersten Januartagen vonseiten Werders eingingen, brachten aber die nöthige Aufklärung über die wirklichen Absichten Bourbaki's. Nachdem also der ganze Umfang der Gefahr ermessen war, wurden sofort die erforderlichen Gegenmaßregeln getroffen. Dieselben bestanden in einer möglichst raschen unmittelbaren Verstärkung Werders, welche freilich nicht sehr beträchtlich ausfallen konnte. Zunächst sollten 2 Regimenter Fußvolk (Nr. 60 und 72) von Metz und Chaumont her seinen Stellungen sich nähern, während der General Debschütz angewiesen wurde, mit einer im oberen Elsaß angesammelten Schar, 4 Bataillonen, 2 Schwadronen und 2 Batterieen, gradaus südwärts zu marschiren, links an Belfort vorbei und bis nach Delle hart an der Gränze der Schweiz. Sodann wurde gegen die Absichten der französischen Ostarmee noch eine Vorkehrung von viel größerem Belang getroffen, eine Vorkehrung, die namentlich darauf berechnet war, ein allfälliges Missgeschick Werders unverweilt wieder gutzumachen. Vom deutschen Generalhauptquartier in Versailles aus ergingen die Eilbefehle, welche die Bildung einer neuen Heerschar anordneten. Sie erhielt den Namen „Südarmee“ und wurde zusammengethan aus dem 2. und dem 7. Korps, welche aus verschiedenen Richtungen her (vom Loing, von der Yonne und von der Maas) auf Montargis, Nuits sous Ravière und Chatillon sur Seine in Eilmarsch gesetzt wurden. Man berechnete, daß diese Heerkörper der Hauptsache nach bis ungefähr am 12. Januar auf der Linie Auxerre-Tonnerre-Chatillon angelangt sein würden. Der, wie schon früher erwähnt worden, zur Führung des Oberbefehls über diese Südarmee berufene General Manteuffel traf am 10. Januar von Amiens in Versailles ein, empfing seine Weisungen, eilte nach Chatillon sur Seine und übernahm dort am Abend vom 12. Januar sein neues Amt. Auch das 14. Korps war dem Verband der Südarmee zugetheilt, der

General Werder aber verständigt worden, vorderhand noch selbstständig zu handeln, bis das Herangekommensein Manteuffels diesen zur Gesammtleitung der Operationen befähigen würde. Es ist nur gerecht, dies zu erwähnen, weil daraus unwidersprechlich erhellt, daß die Anordnungen Werders, vermöge welcher — die Tüchtigkeit seiner Untergenerale und Offiziere, sowie die Standhaftigkeit seiner Soldaten nicht zu vergessen! — es dem General gelang, das ganze Unternehmen der französischen Ostarmee zu hintertreiben, sein eigenes Verdienst gewesen sind. Zweifelsohne war seine Lage eine sehr bedrohte, obzwar die Hoffnungen der Franzosen, er würde von ihrer ihn angreifenden Ostarmee vollständig über den Haufen gerannt werden, als überstiegene bezeichnet werden müssen, hervorgegangen aus der Unkenntniß über die Beschaffenheit der werder'schen Truppen. Freilich, die Zahl dieser Truppen war bislang nur eben ausreichend gewesen, um die feindlichen Streitkräfte, mit welchen sie zu thun gehabt, Garibaldi, Cremer und die Franctireursbanden im Zaume zu halten, und nun hatte sich zu diesen eine neue feindliche Armada gesellt, welche für sich allein dem 14. Korps jedenfalls um das Dreifache überlegen war. Der Anmarsch der deutschen Südarmee vom Nordwesten her in die linke Flanke der Armee Bourbaki's konnte aber unmöglich so zeitig erfolgen, daß der französische General dadurch in seinem Angriff auf Werder und auf das Belagerungskorps vor Belfort gehemmt worden wäre. Es galt also, allein diesem Angriff zu stehen.

In den letzten Tagen von 1870 hatte Werder seine Streitmacht, 3 Brigaden Badenser, die Brigade Von der Goltz und die 4. Reservedivision, in und um Vesoul beisammen. Die Vorhut stand in Gray. Nach der Räumung Dijons durch die Deutschen am 28. December zogen die Scharen Garibaldi's und Cremers dort ein. Das Vorrücken der Ostarmee war ein bedächtiges und zwar, wie es hieß,

noch mehr in Folge der schlechten Einrichtung des Verpflegungswesens als des harten Winterwetters. Am Neujahrstage hielt Bourbaki zu Besançon Kriegsrath mit seinen Generalen, wobei beschlossen wurde, mit der aus dem 18., 20. und 24. Korps zusammenzusetzenden Hauptmacht die Deutschen in der Front anzugreifen in der Richtung von Besançon auf Villersexel. Dem 15. Korps war zunächst die Rolle der Reserve zugetheilt. Am 2. Januar erschien Bourbaki in Dijon, um persönlich dem Alten von Kaprera und Cremer auseinanderzusetzen, was er von ihnen erwartete. Sie sollten nämlich die linke Seite der Ostarmee bei dem Vormarsch derselben hüten und wahren und zu diesem Zwecke von Dijon aus handelnd in die große Bewegung eintreten. Am Tage darauf hatte eine von dem Polen Malicky befehligte französische Freischar, welche eine ziemlich ungemischte Gesindelschaft darstellte, aber den pomphaften Namen „Vengeurs“ führte, ein missliches Abenteuer zu bestehen. Diese „Rächer“ waren nämlich auf dem äußersten rechten Flügel der Ostarmee bis Croix südlich von Delle vorgeschlichen, dort aber von dem Landwehrbataillon Liegnitz übel empfangen und über die nahe schweizerische Gränze gejagt worden, als sollten sie dort Quartiere bestellen für die bald nachfolgende Armada Bourbaki's. Die Eidgenossenschaft hatte in dem Maße, in welchem das Kriegsgewitter ihrer Nordwestgränze sich näher und immer näher wälzte, ihre zum Gränzschutz aufgestellte Waffenmacht mehr und mehr verstärkt, so daß im Januar unter dem Oberbefehl des Generals Herzog 3 Divisionen (19,600 Mann mit 1800 Pferden) die Jurapässe hüteten.

Die nächsten Tage machten jedem in Werders Hauptquartier etwa noch vorhandenen Zweifel über die nächsten Absichten des Feindes ein Ende. Am 5. Januar nämlich trafen die vorgestreckten Spitzen vom linken Flügel der Ostarmee südlich von Vesoul auf deutsche Feldwachen und es

begann ein Scharmützeln, welches den General erwarten ließ, er würde am folgenden Tage mit Macht in Vesoul angegriffen werden. Das geschah jedoch nicht. Dagegen machte die Summe aller an diesem Tage eingehenden Meldungen klar, daß Bourbaki vorhätte, unmittelbar auf Belfort loszugehen, und das stellte den deutschen General vor die Wahl, entweder den Versuch zu machen, den Feind mittels eines Angriffstoßes in seine linke Seite zum stehen zu bringen oder aber mittels eines Linksabmarsches den Franzosen bei Belfort zuvorzukommen und dort, südlich von der belagerten Festung auf der zur Vertheidigung wie gemachten Linie Frahier-Héricourt-Mömpelgard, den Angriff derselben zu erwarten. Werder wählte, die ganz unverhältnißmäßig große feindliche Uebermacht erwägend, das Oder. In der Aufstellung hinter der Lisaine, mit westwärts gekehrter Front, durfte er hoffen, dieser Uebermacht die Spitze bieten zu können. Um so mehr, als er die schon von naturwegen starke Linie, welche von Frahier über Héricourt bis Mömpelgard zieht, mittels der Vorkehrungen kriegerischer Technik noch fester machen konnte und wollte. In seiner Ansicht und Hoffnung mußte er bestärkt werden durch das Aussehen der Gefangenen, welche aus den Vorpostengefechten der letzten Tage zahlreich eingebracht worden waren. Werder zog aus der ganzen Haltung oder vielmehr Nichthaltung der schlechtgekleideten und schlechtgenährten Leute den Schluß, daß Bourbaki bei der schneidenden Kälte nicht im stande sein würde, seine Massen schnell genug vorwärts zu bringen, um ihm bei Belfort zuvorzukommen. Um sich dessen noch mehr zu versichern, fasste der deutsche General den Entschluß, zur selben Zeit, wo er den Linksabmarsch seiner Truppen beginnen ließ, mit einem Theil derselben (Reservedivision Schmeling und Brigade Von der Goltz) am 9. Januar einen raschen, kurzen, aber kräftigen Stoß auf die linke Flanke des Feindes zu thun, um den Vormarsch desselben zu hemmen.

Die Ausführung dieses Entschlusses veranlasste das heftige Fechten bei und in Villersexel und Moimay. Die Deutschen warfen den Feind aus beiden Ortschaften, erstürmten das feste Schloß von Villersexel und machten mehr als 500 Gefangene vom 20. französischen Korps, hatten aber den glücklich vollführten Seitenstoß unter beträchtlichen Verlusten gethan [1]). Bourbaki sandte seinem linken Flügel starke Kolonnen zur Verstärkung, deren Ankunft die Deutschen, da ja ihr Zweck, die Marschordnung der französischen Ostarmee zu stören, bereits erreicht war, nicht abwarteten. Sie räumten Villersexel und schlossen sich der Marschrichtung Werders an.

Dieser gewann den mittels des Gefechtes vom 9. Januar erstrebten Vorsprung wirklich, traf am 11. in den bezeichneten Stellungen an der Lisaine ein und behielt bis zum 14. Zeit, seine Linie zu befestigen, was mittels Benützung aller von der Bodengestaltung dargebotenen Vortheile, mittels der Feldschanzkunst und mittels der Aufstellung von etlichen 30 aus den Belagerungsschanzen vor Belfort herübergeholten schweren Kanonen geschah. Die ganze Aufstellung wurde durch den Thaleinschnitt der Lisaine markirt, welches südwestlich von Belfort entspringende Flüßchen bei Mömpelgard in den Doubs fällt. Der rechte Flügel stand bei Frahier, das Centrum auf den waldigen Höhen bei Héricourt, der linke Flügel stützte sich auf Mömpelgard, dessen altes Schloß nach Möglichkeit befestigt worden war. Als Werder in diese Stellung am linken Rande des Lisainethales eingerückt und in derselben eingerichtet war, hatte er zur Vertheidigung einer 2 Meilen langen Linie nicht mehr als 48 Bataillone und 30 Schwadronen. Dagegen war er mit Geschütz reichlich versehen, denn

1) Sie hatten 646 Todte und Verwundete, worunter 27 Offiziere. Die Franzosen ließen auch 2 Adler und 2 Kanonen in den Händen der Deutschen.

er verfügte über 126 Feldkanonen und die erwähnten 37 Belagerungsstücke. Das Mißverhältniß seiner Stärke zu der des Gegners, dessen Angriff er erwartete, war demnach ein riesiges. Allerdings stand unsern hinter Werders Linie das Belfort belagernde Truppenkorps Treskows; allein auf die Mitwirkung desselben durfte gar nicht gerechnet werden, maßen Treskow seine ganze Achtsamkeit der belagerten Festung zuwenden mußte, damit nöthigenfalls die Besatzung verhindert werden könnte, auszufallen und mit der französischen Ostarmee zusammenzuwirken. So waren die Verhältnisse, unter welchen die dreitägige Schlacht von oder besser vor Belfort anhob, eine Schlacht, welche von 130,000 Franzosen gegen 43,000 Deutsche geschlagen und verloren wurde. Um dies verstehen zu können, muß man berücksichtigen, daß die Deutschen, Führer und Geführte, so zu sagen ein ganz anderer Schlag von Leuten waren als die Franzosen, denen noch dazu der vorübergehend bis auf 17 Grad Réaumur sich steigernde Frost furchtbar zusetzte[1]). Dieser Frost, welcher die Lisaine und ihre Nebenbäche zufrieren machte, verringerte freilich die Stärke der deutschen

---

1) „Die Armee Bourbaki's war nach der Ankunft der Division Cremer endlich mit allen ihren Korps (am 14. Januar) vor der deutschen Stellung angelangt und bereitete sich zum allgemeinen Angriff auf dieselbe vor. Unter großen inneren Friktionen hatte sich die französische Heeresmacht der Lisaine genähert. Die Einwirkungen der Kälte, die ermüdenden Märsche auf den mit Schnee und Glatteis bedeckten Straßen und ferner die Unregelmäßigkeiten bei der auf die Nachfuhr angewiesenen Verpflegung hatten für die jungen, nichts weniger als kernigen und zum Theil schlechtgekleideten Soldaten nicht ohne nachtheiligen Einfluß bleiben können. Lichteten einerseits fortwährend zahlreiche Erkrankungen die Truppen, so mußte anderseits unter solchen Umständen das ohnehin geringe moralische Element dieser Armee leiden, welche, nunmehr bereits in sich selbst tief erschüttert, zum Angriff gegen eine von der Natur begünstigte und durch den Vertheidiger noch verstärkte Stellung schreiten sollte.“ Von der Wengen, 262.

Stellung nicht unbeträchtlich und Werder machte daher vom Stande der Sachen am 14. Januar Drahtmeldung nach Versailles. Während er auf Antwort wartete, kam eine Drahtdepesche vom General Manteuffel in Werders Hauptquartier zu Brévilliers bei Héricourt an, worin der Oberbefehliger der Südarmee meldete, daß er an diesem 14. Januar mit dem 2. und dem 7. Corps den Vormarsch von Chatillon sur Seine in der Richtung auf Vesoul angetreten hätte. Die Antwort aus Versailles, welche lautete: „Feindlicher Angriff ist in der Belfort deckenden festen Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen" — traf erst am Abend vom 15. Januar bei Werder ein, also nachdem der erste der drei Schlachttage von Belfort bereits zu Ende gegangen und die Walstatt von den Deutschen siegreich behauptet worden war.

Es war ein kalter Tag (14 Gr. Frost), dieser 15. Januar von 1871, als Bourbaki das dreitägige Fechten an der Lisaine mit heftigem Ansturm auf den linken Flügel und auf die Mitte der deutschen Stellung eröffnete. Im Centrum, wo die wohlangebrachten deutschen Batterieen ein entsetzlich verheerendes Feuer den anrennenden französischen Massen entgegenschleuderten, vermochten diese gar keinen Boden zu gewinnen. Am linken Flügel drangen die Stürmer in Mömpelgard ein, allein die deutsche Schloßbesatzung hemmte mittels ihres Feuers auch da jeden weiteren Vorschritt des Feindes. Am nächsten Tage versuchte der französische General, an dessen linken Flügel sich nun auch noch von Dijon her die Division Cremer angeschlossen hatte, ein anderes Manöver. Während er nämlich das Centrum und die linke Flügelstellung der Deutschen nur stoßweise bestürmen ließ und durch Unterhaltung heftigen Artilleriefeuers zu erschüttern suchte, bedrängte er mit großer Uebermacht den rechten deutschen Flügel, um denselben zu umfassen und aufzurollen. Soweit brachten es freilich die Franzosen nicht. Allein sie traten an dieser Stelle mit so

massenhaft überlegenen Kräften auf, daß die 3 Bataillone und die 3 Batterien, welche ihnen der General Degenfeld entgegenzustellen hatte, nach tapferstem Ringen am Abend die Dörfer Chenebier und Frahier räumen und bis zur Ferme Bougeot zurückweichen mußten. Hier stellte Degenfeld sich abermals, um dem Feinde die Straße nach Belfort zu sperren. Und aber die Franzosen waren nach Erlangung dieses Vortheils so erschöpft, daß sie sich nicht über Frahier hinauswagten. Werder sandte noch an demselben Tage seinem rechten Flügel die badische Brigade Keller zur Hilfe mit dem Befehl, am folgenden Tage über Frahier auf Chenebier vorzugehen und dieses wieder zu nehmen. So geschah es am 17. Januar und zwar vor Tagesanbruch. Das Dorf wurde nach einem erbitterten Kampfe den Franzosen abgestürmt, und als zur Wiedereroberung desselben starke feindliche Kolonnen herandrangen, behauptete Keller seine unmittelbar hinter Chenebier genommene Vertheidigungsstellung. Uebrigens unternahmen an diesem 3. Schlachttage die Franzosen nur noch zwei ernstliche Angriffstöße, des Morgens gegen Chagey (zwischen Héricourt und Chenebier), des Mittags gegen Mömpelgard. Beide hatten den mit schweren Verlusten verbundenen Rückzug der Angreifer zur Folge. Als an diesem 17. Januar die Dunkelheit auf die winterliche Walstatt mit ihren Leichenhaufen und gefrorenen Blutlachen herabsank, war das Gescheitertsein des Unternehmens der Ostarmee eine vollendete Thatsache und mußte sich Bourbaki zu einem Rückzuge entschließen, dem ein so trauriger Ausgang bestimmt war[1]). Am 18. begann dieser Rückzug auf Besançon und begann auch Werder die Verfolgung. Diese betreibend konnten die Deutschen am 18. und 19. Januar leicht erkennen, daß die geschlagenen

---

1) Die Schlacht von Belfort hat den Deutschen an Todten und Verwundeten eine Einbuße von 81 Offizieren und 1847 Soldaten gebracht. Der Gesammtverlust der Franzosen vom 15. bis zum 20. Januar (Todte, Verwundete und Gefangene) ist auf 8—10,000 Mann anzuschlagen.

Franzosen fürchterlich gelitten haben mußten. Tausende von französischen Verwundeten wurden auf dem Schlachtfeld und in den an den Rückzugsstraßen Bourbaki's gelegenen Ortschaften aufgelesen und von allen Seiten wurden Gefangene haufenweise eingebracht. Eine der unmittelbaren Folgen der Scheiterung von Bourbaki's großem Unternehmen war, daß die Deutschen die Belagerung von Belfort sofort mit aller Kraft wieder aufnahmen. Sie waren ja jetzt erst vermögend, diese Arbeit dem Ende zuzutreiben. Das Belagerungskorps wurde durch die Brigade Debschütz und andere Truppenzutheilungen bis auf den Bestand von 27 Bataillonen verstärkt und in der Nacht vom 21. auf den 22. Januar ist die erste Parallele gegen die Perches-Forts ausgehoben worden. Die Festung wehrte sich wacker, konnte aber, nachdem ihr Kommandant Denfert verwunderlicherweise die gute Gelegenheit, die Lisaine-Schlacht zu einem Ausfall zu benützen, nicht bei der Stirnlocke gefasst hatte, ihrem Schicksal nicht entgehen. Dieses war — wie den Ereignissen etwas vorgreifend hier gleich noch angefügt werden soll — daß am 16. Februar Belfort zur Kapitulation sich gezwungen sah und in deutsche Hände überging, bei welchem Uebergange der deutsche Kaiser der französischen Besatzung von 12,000 Mann inbetracht ihres ehrenhaften Verhaltens freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren verwilligte.

5.

Ja, der deutsche Kaiser! Denn einen solchen gab es dazumal wieder auf Erden.

Sechs Tage nach der Schlacht von Le Mans, einen Tag nach der Schlacht von Belfort, einen Tag vor den Schlachten

bei St. Quentin und am Mont Valérien, inmitten also von lauter Siegen der deutschen Waffen, ist zu Versailles im Prachtpalast des L'état-c'est-moi-Louis der König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen worden.

Und — o, Ironie der Nemesis! — in jener „Galerie des Glaces", in jenem Spiegelsal ist das geschehen, an dessen Decke und Wänden der größenwahnsinnige Despot, welcher uns Straßburg gestohlen hatte und auf dessen Gebot die Pfalz in eine Brandstätte verwandelt worden war, seine Vergottung hatte malen lassen. Gerade unter dem großen Deckengemälde, welches Ludwig den Vierzehnten als einen thronenden Gott darstellte, dienend umgeben von den Genien der Weisheit, Tapferkeit und Schönheit, während Deutschland, Holland und Spanien besiegt und gefesselt zu seinen Füßen liegen, gerade hier war der Altar aufgebaut, an dessen Stufen in der Mittagsstunde vom 18. Januar 1871 das Halleluja der deutschen Kriegerchöre aufscholl, in welches fernher die Riesengeschütze des Mont Valérien ohnmächtig grollend hineinbrummten.

Im Prunkgemache jenes Franzosenkönigs, dessen Ränke und Raubkriege zum Untergange des alten deutschen Reiches so viel beigetragen hatten, wurde der Kaiser des neuen deutschen Reiches ausgerufen, welches gerade dadurch, daß Deutschland die seit Jahrhunderten vonseiten Frankreichs erfahrenen Unbilden endlich einmal gerächt hatte, möglich und wirklich geworden war — ja, „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte".

Ueber die Zweckmäßigkeit der Ausstattung und des Ceremoniells der bedeutungsvollen Feier ließe sich streiten und selbst billige Urtheiler werden die Bemerkung nicht ganz unterdrücken wollen, daß das specifische, das ladstocksteife Preußenthum der ganzen Handlung allzu deutlich seinen Stämpel aufgedrückt habe. Daher der einseitige Charakter des Festes. Es war

ein dynastisch-soldatisches, kein nationales. Die gänzliche, wir wollen nicht sagen beabsichtigte, aber doch thatsächliche Beiseitelassung des bürgerlichen Elementes mußte jedem unbefangenen Beobachter unangenehm auffallen. Die Formen haben viel zu bedeuten in der Welt, mitunter alles, und es war daher keineswegs so gleichgiltig, so „wurschthaftig", wie Bismarck meinte oder zu meinen sich den Anschein gab, was für einen Titel der neue Kaiser wählen und führen würde[1]). Spötter konnten auch sagen, die vielen deutschen Fürstlichkeiten und Prinzlichkeiten, welche die Strapazen des großen Krieges bislang im Hôtel des Réservoirs zu Versailles so standhaft ausgehalten, hätten zum Danke dafür bei der Kaiserproklamation eine passende dekorative Verwendung gefunden[2]).

Abgesehen von diesen mehr oder weniger begründeten Bemängelungen verdiente die Einfachheit des weltgeschichtlichen Auftritts im Spiegelsale des versailler Schlosses alles Lob[3]). Die wirkliche Pracht der Handlung bestand in der Anwesen-

---

1) „Am 21. Januar ging die Unterhaltung bei Tische in eine gelehrte Erörterung des Unterschieds zwischen den Titulaturen „Deutscher Kaiser" und „Kaiser von Deutschland" über und auch die Möglichkeit eines „Kaisers der Deutschen" wurde erwähnt. Als ein Weilchen darüber verhandelt worden war, fragte der Reichskanzler, der bisher zu der Debatte geschwiegen: „Weiß einer von den Herren, was auf lateinisch Wurscht heißt?" — „Farcimentum", erwiderte Abeken. — „Farcimen", sagte ich. Darauf der Kanzler lächelnd: „Farcimentum oder farcimen, einerlei. Nescio, quid mihi magis farcimentum esset." Busch, II, 255.

2) Die Pariser machten ebenfalls etwas gezwungene Versuche, über das große versailler Geschehniß vom 18. Januar zu spotten und zu lachen. Im Theater français wurde ein Karmen deklamirt, dessen Kehrreim lautete:

„Des empereurs? Quelle démence!
Allemagne, ton tour commence:
C'est la revanche de Sedan!"

3) Eine amtliche Beschreibung brachte zuerst der „Preußische Staatsanzeiger". Eine ausführliche Schilderung gibt Hassel, 495 fg.

heit so vieler hervorragender Kriegs- und Staatsmänner, sowie in der Anwesenheit von Abordnungen aller auf französischem Boden stehenden deutschen Heerkörper und Waffengattungen. Diese Abordnungen bildeten „in all the pride of war“, shakspeare'sch zu reden, mit ihren Fahnen und Standarten den einzigen, aber stolzen Schmuck des Ortes. Zum erstenmal wieder seit nahezu 700 Jahren neigten sich die Banner aller deutschen Stämme und Staaten, soweit der neue Reichsbau reichte, huldigend vor einem Oberhaupte der Nation. Ein Charakterzug dieser Stunde war auch, daß man zur Ausführung der Gesänge, welche die Feier einleiteten und beschlossen, keine Sänger von Beruf angestellt, sondern die vierstimmigen Chöre aus Soldaten verschiedener Regimenter zusammengesetzt hatte.

Nach beendigtem Gottesdienste — der Divisionsprediger Rogge predigte über den Text: „Gott dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unsichtbaren und Alleinweisen sei Ehr' und Preis in Ewigkeit!“ und sprach würdige, herzbewegende Worte, namentlich im Hinweis auf die Beziehung der Feierlichkeit zur Oertlichkeit — that der deutsche Bundesfeldherr diese Ansprache an die versammelten Fürsten: „Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen! In Gemeinschaft mit der Gesammtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Baiern Majestät an mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reichs die deutsche Kaiserwürde für mich und meine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Ich habe Ihnen, Durchlauchtigste Fürsten, und meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich meinen Dank für das mir kundgegebene Vertrauen und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefasst in der Hoffnung, daß es mir, unter Gottes Beistande, gelingen werde, die mit der kaiserlichen

Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich meinen Entschluß durch eine heute von mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung ich meinen Kanzler auffordere." Daraufhin trat der Reichskanzler Bismarck vor und verlas diese Urkunde: „An das deutsche Volk. Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermüthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Gränzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen

Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nachdem der Kanzler geendigt, brachte der Großherzog Friedrich von Baden das Huldigungshoch auf den deutschen Kaiser aus und unter dem brausenden Widerhall dieses Hochrufes schloß diese Haupt- und Staatsaktion, welche am 170. Jahrestag des preußischen Königthums die deutsche Kaiserschaft an das Haus Hohenzollern gebracht hat.

6.

An demselben 18. Januar war in den Straßen von Paris dieses Regierungsproklam angeschlagen: „Mitbürger! Der Feind tödtet unsere Frauen und Kinder, er bombardirt uns Tag und Nacht, er überschüttet unsere Hospitäler mit Bomben. Ein Schrei: Zu den Waffen! springt aus allen Herzen. Die unter uns, welche ihr Leben auf dem Schlachtfeld opfern können, marschiren gegen den Feind; die, welche daheim bleiben, werden, eifersüchtig auf das Heldenthum ihrer Brüder, gern die härtesten Entbehrungen auf sich nehmen, um auch ihrerseits dem Vaterland ihre Hingebung zu beweisen. Leiden und sterben, wenn es sein muß, aber siegen. Es lebe die Republik!"

Diese Kraftphraseologie signalisirte den letzten großen Ausfall aus dem belagerten Paris, zu welchem die Regierung und ihr Präsident Trochu gerade von solchen Leuten, welche sich weder „auf dem Schlachtfeld opfern" noch die „härtesten Entbehrungen gern auf sich nehmen" wollten, am allerheftigsten getrieben und gedrängt worden[1]).

1) Maxime Du Camp hat in seinem höchst lehrreichen Buch „Les convulsions de Paris, épisodes de la Commune" (1878), II, 95,

In einer Kriegrathsitzung, welche die Richtung und die Führung des Ausfalls festsetzen sollte, hatte Trochu vorgeschlagen, auf die Hochfläche von Chatillon loszugehen, um einen Durchbruch auf Versailles zu versuchen. Die Generale waren mit diesem Ziel einverstanden, meinten aber, die Wegnahme jener Hochfläche würde zu große Schwierigkeiten darbieten. Daher sollte auf der Westseite von Paris ausgebrochen werden, was den Vortheil hätte, daß die Ausbruchsarmee im Schutze des Mont Valérien sich sammeln und ordnen könnte. Der Gouverneur von Paris bequemte sich dieser Meinung, welche eine wohlbegründete war. Denn wollten die Belagerten vor der Süd-, Ost- oder Nordseite der Stadt zu einem Ausbruch sich sammeln und ordnen, so mußten sie ja stundenlang das Feuer der schweren Belagerungsgeschütze der Deutschen aushalten, eine schon an und für sich schwierige Truppenprobe, aber solchen Truppen, aus welchen die pariser Armeen der weit überwiegenden Mehrzahl nach zusammengesetzt waren, gar nicht zuzumuthen. Auch sprach noch ein anderer Umstand für die Wahl der westlichen Ausfallsrichtung: nämlich die Hoffnung eines Herankommens der Armee Chanzy's von Südwesten oder einer Handreichung der Armee Faidherbe's

---

diese Sorte von Patrioten und Helden vortrefflich gezeichnet in der Person des „Generals“ Eudes. „La lutte contre les armées allemandes paraît avoir été le moindre de ses soucis pendant la période d'investissement. Il y avait bien autre chose à faire, en vérité, que de délivrer Paris, de tendre la main aux armées de province et de tâcher de sauver notre malheureux pays. Avant de se consacrer à ces futilités bonnes à préoccuper des esprits sans horizon, il fallait établir un bon gouvernement, bien démocratique et superlativement social; installer un comité de salut public, ouvrir un tribunal révolutionnaire, proclamer la terreur, choisir Blanqui (oder Rigault oder Pyat oder Ferré) pour dictateur et nommer Eudes (oder Bergeret oder Flourens oder Cluseret) général en chef des armées de la république.“

vom Nordwesten her — ganz unbestimmte und, wie wir ja wissen, auch ganz grundlose Hoffnungen, aber in verzweifelten Lagen arbeitet die Einbildungskraft oft am keckſten. Dieselben Erwägungen übrigens, welche die Belagerten bestimmten, gen Westen auszufallen, ließen die Belagerer den Ausfall gerade in dieser Richtung erwarten. Auch schlossen die Deutschen aus unzweideutigen Anzeichen, daß diese letzte Anstrengung der Pariser unmittelbar bevorstände, und darum war am Nachmittag und am Abend des Tages, wo zu Versailles das neue deutsche Reich aufgerichtet und das neue Kaiserthum geweiht wurde, die deutsche Heerleitung emsig mit den nöthigen Gegenmaßregeln beschäftigt. Man wußte, daß die Franzosen herauskommen würden, und man war vorbereitet, sie nach Gebühr zu empfangen [1]).

In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar setzten sich die Truppenkörper, welche den Ausfall thun sollten, in Bewegung, um die ihnen angewiesenen Sammelplätze unter den südwestlichen Wällen des Mont Valérien zu erreichen. Es waren im ganzen 84,000 Mann, 19 Regimenter Linieninfanterie, 19 Regimenter von der mobilisirten Nationalgarde und 32 Bataillone der Mobilgarde. Die ganze Masse war zum Vorgehen in 3 Kolonnen bestimmt: die 1. unter Vinoy sollte links vom Mont Valérien auf St. Cloud und Montretout losgehen, die 2. unter Bellemare in der Mitte gradaus auf Buzenval, die dritte unter Ducrot rechts auf Malmaison [2]). Der erste Stoß mußte demnach auf das 20,000 Mann starke

---

1) Blume, 221. Trochu, 126 et suiv.

2) Vinoy, 400. Die Regimenter der mobilisirten Nationalgarde durften geradezu der Kern der pariser Bürgerwehr genannt werden. Diese „Bourgeois“ haben am 19. Januar sehr wacker und mit Verlusten gefochten, welche in viele, sehr viele pariser Familien Trauer brachten. Das Verhalten der Proletarierbataillone dagegen war ein nichts weniger als rühmliches.

5. deutsche Korps (General Kirchbach) treffen und der Kronprinz von Preußen, als Führer der 3. Armee, ließ den Befehlshaber desselben benachrichtigen, daß, nachdem zur 7. Morgenstunde die ersten Meldungen vom Herankommen des Feindes erstattet worden, sofort die nöthigen Vorkehrungen zu seiner, Kirchbachs, Verstärkung geschehen wären, und zwar so, daß 4 Bataillone Gardelandwehr unmittelbar hinter seinem linken Flügel und weiterhin in Versailles 5 Bataillone Gardelandwehr, sowie eine Brigade vom 2. baierischen Korps mit 2 Schwadronen und 2 Batterieen zu seiner Unterstützung bereitständen; endlich hätte der Befehliger des 6. Korps Befehl, nöthigenfalls mit 1 Brigade den Baiern zur Hilfe zu kommen. Der Kronprinz nahm behufs der Oberleitung des Gefechts auf einer nordöstlich von Vaucresson ansteigenden Höhe seinen Stand. Drüben bei den Franzosen leitete Trochu vom Mont Valérien herab die Schlacht.

Um 7½ Uhr hob der ernstliche Angriffsmarsch der Ausfallsarmee an. Bellemare ging auf Garches, Vinoy auf Montretout, Ducrot auf Buzenval vor. Allein dieses Vorgehen war schon nicht, was es doch hätte sein müssen, ein gleichzeitiges. Denn der Marsch der rechten Flügelkolonne unter Ducrot verzögerte sich um nahezu 3 Stunden, weil ihre Wege durch Barrikaden versperrt waren und weil sie in den Bereich des vom rechten Seineufer her unterhaltenen Geschützfeuers kam. Diese Stockung brachte schon das ganze Unternehmen ins schwanken. Denn das Centrum und der linke Flügel gingen auch langsamer vor, als sie sollten, wenn sie die Deutschen überraschen wollten, weil sie das Herankommen des rechten Flügels abwarteten. Nach Beseitigung des Zwischenfalls wurde die Bewegung auf der ganzen Linie fortgesetzt, allein die gemachten Vorschritte gingen nicht über die Anhöhen hinter St. Cloud, die Schanze von Montretout und den Schloßpark von Buzenval hinaus. Ueberall kam an den

bezeichneten Punkten das Gefecht zum stehen, das 5. deutsche Korps behauptete erst seine 8000 Schritte lange Vertheidigungsstellung gegen die vierfache Uebermacht der Angreifer und machte dann diese zu Angegriffenen. Einer der von den Franzosen errungenen Punkte nach dem andern wurde ihnen wieder entrissen. Um 4 Uhr des Abends konnte sich Trochu Sieger glauben, noch um 6 Uhr hielt man ihn drinnen in Paris dafür, um 9 Uhr war die Niederlage der Franzosen eine fertige Thatsache. Die Deutschen vom 5. Korps standen zu dieser Abendstunde wieder da, wo sie vor dem Beginn des Kampfes gestanden, und die Ausfallsarmee hatte sich an den Fuß des Mont Valérien zurückgezogen, also dahin, vonwo sie am Morgen ausgegangen [1]). Es war ein schlechter Trost für die abermals und an dieser Stelle endgiltig Besiegten, daß sie sich vorlogen, dem Feinde „ungeheure" Verluste beigebracht zu haben [2]).

Die Regierung, wie die ganze Bevölkerung von Paris, sie waren den Krisen des Schlachttages mit größter Spannung, Aufregung und Angst gefolgt [3]). Als die Nacht gekommen und mit ihr die bestimmte Nachricht vom Fehlschlag des großen

1) Enquête parlement. III, 103 et suiv. Vinoy, 402 et suiv.

2) Der wirkliche Verlust der Deutschen an Todten und Verwundeten betrug 38 Offiziere und 599 Soldaten. Die Franzosen ließen nicht weniger als 1200 Todte auf der Walstatt liegen, während ihnen 25 Offiziere und 450 Soldaten als Gefangene abgenommen wurden. Blume schätzt (S. 224) ihren Gesammtverlust auf „mindestens 6000 Mann".

3) „Pendant qu'on combattait, Paris était dans une attente fébrile." Duret, II, 234. „Il y eut dans tout Paris un moment du stupeur, qui fut suivi d'une tristesse infinie." Sarcey, 322. „Paris était profondement troublé. Il sentait bien qu'il touchait à la crise suprême, à l'inévitable épuisement des vivres, et il se raidissait contre cette fatalité." De Mazade, II, 304. „Der Eindruck, den diese neue und arge Niederlage hervorrief, war groß." Schneider, III, 246. Siehe auch Labouchère, 322 fg.

Unternehmens, erkannte die kleine verständige Minderheit, daß alles aus und vorbei und der Fall der Hauptstadt entschieden wäre. Die große unverständige Mehrheit dagegen schrie sofort nach einem abermaligen Ausfall, nach einem Ausfall mit 300,000 Mann, Soldaten, Mobilgarden, bewaffnete und unbewaffnete Bürger, alles durcheinander, kurz nach der richtigen „sortie torrentielle“. Die Mitglieder der Regierung begriffen, als ihnen Trochu den vollständigen Rückzug der Ausfallsarmee gemeldet hatte, daß dies nicht nur der Anfang vom Ende, sondern das Ende selbst[1]). Es bedurfte, diese Ueberzeugung zu schaffen, kaum noch der an demselben Abend durch die Taubenpost gebrachten Botschaft von der Niederlage der Loirearmee bei Le Mans. Trochu meldete vom Mont Valérien herab unter Kundgebung tiefer Entmuthigung, daß er etliche Tage dort oben zu bleiben gedächte, um die Armee wieder in Ordnung zu bringen. „Aber es war uns unmöglich, länger zu warten“, erzählt Favre, und das war die Wahrheit. Die Lebensmittel in Paris reichten, auch wenn man die Hungerleiderei durch Verkleinerung und Wiederverkleinerung der Rationen noch verschärfte, nicht länger als bis zum 1. Februar. Auch verstärkten die Belagerer nach der Schlacht am Mont Valérien — die geschlagene Ausfallsarmee kehrte am 20. Januar in die Stadt zurück — die Beschießung der Stadt und setzten jetzt insbesondere der Nordseite, St. Denis und den dahinter gelegenen Quartieren scharf zu. Man mußte ein Ende machen, es gab keine andere Möglichkeit mehr, zumal nach dem Unglück vom 19. Januar die Salpeterbande sich wieder zum putschen anschickte und Lust bezeigte, die Regierung wegzuwischen. Dem rothen Chaos durfte man aber

1) „Les membres du gouvernement avaient suivi avec une douloureuse anxiété toutes les phases de ce combat qui devait être le dernier. En apprenant la nouvelle de la retraite définitive, ils comprirent que tout était perdu.“ Favre, II, 330.

doch eine Bevölkerung von 2 Millionen nicht anheimfallen lassen.

Schon in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar hatte sich Favre mit seinem Amtsgenossen Ferry nach dem Mont Valérien begeben, um dem General Trochu begreiflich zu machen, daß er den Oberbefehl abgeben müßte, weil die Wucht seiner Unpopularität die ganze Regierung zu erdrücken drohte. Man versüßte dem alten Kinde die Pille dadurch, daß man ihm sagte, die Präsidentschaft der Regierung könnte es behalten. Das Kind sträubte sich aber doch gegen die Verschluckung der Pille und Favre und Ferry konnten sie ihm in dieser Nacht noch nicht beibringen. Als es Tag geworden, berief Favre die Mitglieder der Regierung und die 20 Maires der Arrondissements von Paris zu einem Rathschlag in das Ministerium des Auswärtigen und eröffnete die Sitzung mit einer rückhaltslosen Darlegung der Sachlage. Die Bürgermeister vernahmen diese Mittheilung mit düsterem Entsetzen („avec une morne stupeur“). Sie hatten geglaubt oder thaten wenigstens so, als hätten sie geglaubt, daß draußen die Waffengänge Chanzy's, Faidherbe's und Bourbaki's im besten Vorschritte begriffen und drinnen die Mundvorräthe noch nicht so zusammengeschmolzen wären [1]). Trochu hielt dann eine breitspurige Rede, in welcher er das von Favre bereits Gesagte wiederholte, um zu dem Schlusse zu kommen, ein weiterer Widerstand wäre unmöglich, weil die Hungersnoth binnen wenigen Tagen da sein würde und die Herren Maires sollten daher im Namen der Hauptstadt mit dem feindlichen Hauptquartier in Unterhandlung treten. Die Maires bedankten sich entschieden dieser Ehre und erklärten mit gutem Grund, es wäre nicht an ihnen, der Regierung ihre Verantwortlichkeit

1) Am 23. Januar stellte die „commission des subsistances“ fest, daß für höchstens noch 12 Tage Lebensmittel in Paris vorhanden wären. Enquête parlement. I, 515.

abzunehmen. Die Herren vom 4. September hätten in ihrer Weise regiert und gekriegt, sie möchten darum auch jetzt das thun, was gethan werden müßte. Im übrigen verlief der Rathschlag ergebnißlos, ausgenommen das Ergebniß, daß die ganze Hoffnungs- und Trostlosigkeit der Sachlage klargestellt war. Auch der folgende Tag wurde mit unfruchtbarem Hin- und Herreden vertrödelt.

Da half ein neuer Putschversuch der Citoyens von der fixen Kommune-Idee den Knoten zerhauen. In der Nacht vom 21. auf den 22. Januar bemächtigte sich eine bewaffnete Bande von Katilinariern des Gefängnisses von Mazas und befreite den dort versorgten gefährlichen, an bis zur Tobsucht gesteigertem Größenwahnsinn leidenden Flourens. Im Triumph nach der Mairie von Belleville geführt, versuchte er alsbald, seine alten Spießgesellen um sich zu sammeln und das Quartier in Aufstand zu bringen. Die Belleviller wollten aber nicht sogleich und der burleske Held vom 31. Oktober fand es daher rathsam, sich seitwärts in ein befreundetes Haus zu schlagen und, daselbst versteckt, seine kostbare Person für bessere Zeiten, d. h. für das rothe Quartal von 1871 zu sparen. Unterdessen war die Wühlerei in den Klubbs doch nicht ganz erfolglos geblieben. Denn am Morgen erschien eine ziemlich starke Gesindelschar in Waffen auf dem Grèveplatz und machte Miene, das Stadthaus zu stürmen. Der Kommandant desselben machte aber nicht nur Miene, dasselbe zu vertheidigen, sondern vertheidigte es wirklich. Die Mobilgarden unter seinem Befehle thaten ihre Schuldigkeit, indem sie aus den Fenstern des Stadtpalastes ein tüchtiges Feuer auf die Angreifer eröffneten, und sobald diese merkten, daß man ihnen statt mit Worten mit Kugeln zuspräche, wandten sie sich mit Hinterlassung ihrer Todten, worunter auch ihr Anführer Sapia, schleunigst zur Flucht. Die Regierung fühlte, daß in der äußersten Krisis, in welcher sie angelangt, die

oberste Verfügung über die bewaffnete Macht nicht länger bei einem Schwätzer bleiben dürfte, welcher nur „mit moralischen Mitteln" wirken wollte. Zeigte sie sich jetzt schwach, so konnte sie sich binnen wenigen Stunden einer großen Insurrektion gegenüber befinden [1]). Trochu sperrte sich gegen das sanfte Drängen vonseiten seiner Amtsgenossen, man mußte daher endlich Fraktur mit ihm reden, ließ ihm zur Beschwichtigung das Spielzeug einer nominellen Regierungspräsidentschaft und ernannte den General Vinoy zum Oberbefehlshaber. Dann dekretirte die Regierung die Schließung der Klubbs, sowie die Unterdrückung etlicher Brandblätter, und siehe da, sobald sie fest auftrat und statt Phrasen zu machen Befehle gab, gehorchte man ihr. Sie berief sodann zweierlei militärische Versammlungen, um in letzter Linie die Frage, ob noch ein Ausbruchsversuch zu unternehmen und überhaupt weiterer Widerstand möglich wäre, zu entscheiden. Die eine dieser Versammlungen, bestehend aus den Generalen Vinoy, Trochu, Ducrot und Clément Thomas, rathschlagte in Gegenwart von Favre und anderen Regierungsmitgliedern im Palais Elysée, die andere, aus Brigadegeneralen und Obersten zusammengesetzt, verhandelte in Gegenwart einer Anzahl von Maires bei Jules Simon im Unterrichtsministerium [2]). Beiderlei Rathschläge kamen zu dem Schluß: Es ist schlechterdings nichts mehr zu machen! und die unumgängliche Schlussfolgerung aus dieser Prämisse war: Man muß mit dem Feinde unterhandeln.

---

1) „Partout on parlait hautement d'en finir; dans les clubs, dans les cafés, dans les lieux publics, on accusait la direction militaire d'incapacité ou de trahison. Les bataillons de Belleville, de la Chapelle, de Montmartre, de Grenelle, du Gros-Caillon, semblaient prêts à marcher sur l'Hôtel de ville et sur le Louvre." Favre, II, 349.

2) Simon, Souvenirs du 4 septembre, II, 334.

Am Abend vom 22. Januar schrieb Favre an Bismarck und erbat sich von diesem eine Audienz. Im Frühroth vom 23. sandte er das Schreiben zu den Vorposten diesseits Sèvres, damit es von dort an die Deutschen jenseits der Seine weitergegeben würde. Das Feuer der Belagerer war an diesem Tage furchtbar, besonders auf der Nordseite. Bomben und Granaten platzten in den Stadtquartieren an beiden Ufern des Flusses. Die Forts und die Bastionen der Umwallung erwiderten mit äußerster Kraft. Unter tausend Aengsten („mille angoisses me torturaient") harrte Favre der Antwort des Reichskanzlers. Endlich, um 5 Uhr Abends überbrachte ihm die bejahende der Husarenkapitän D'Hérisson von den Vorposten. Um 6 Uhr war Favre, welcher im Laufe des Tages eine allerdings sehr allgemeine Generalvollmacht vonseiten der Regierung empfangen hatte, auf dem Wege nach Versailles [1]). Sein Schwiegersohn Martinez del Rio und der genannte Offizier begleiteten ihn. In einem halblecken Nachen fuhr er über die Seine, auf welcher große Eisschollen trieben und der rothe Widerschein des während der letzten Tage in Brand geschossenen Fleckens St. Cloud lag. Am Ufer drüben bei Sèvres halfen ihm deutsche Offiziere aussteigen und geleiteten ihn zu einem bereit gehaltenen Wagen, welcher um 8 Uhr an der Thüre des Hauses der Frau Jessé in der Rue de Provence zu Versailles hielt.

1) Wunderlicher Weise hat Favre den Gedächtnißfehler begangen, in seinem Buch (II, 378) den 24. Januar statt des 23. als den Tag zu bezeichnen, an welchem er Abends nach Versailles fuhr.

III.

Versailles.

1.

Um $11\frac{1}{2}$ Uhr am Abend vom 23. Januar 1871 trat der Reichskanzler, nachdem er eine mehrstündige Unterredung mit Favre gehabt und dann noch ins Präfekturgebäude zum Kaiser gefahren war, in das Speisezimmer im Erdgeschosse seines Quartiers, wo seine Hausgenossen noch beim Thee saßen, setzte sich an den Tisch, nahm eine Tasse und aß einen Bissen Brot. Dann wandte er sich zu seinem Vetter Bismarck-Bohlen mit der Frage: „Kennst du das?" und pfiff eine kurze Weise. Hierauf sagte er: „Es ist das Hallali. Ich denke, die Sache ist gemacht"[1]).

---

1). So der Augen- und Ohrenzeuge Busch, II, 259. Die Hallali-Geschichte mußte jedoch schon frühzeitig in Umlauf gekommen sein und war lange vor der Veröffentlichung des busch'schen Buches bekannt. Sorel (II, 162) erzählte sie (1875) auf die Autorität des Herrn von Rainneville hin so: „On raconte que le chancelier, lorsqu'il apprit son (Favre's) arrivée, témoigna sa joie en sifflant l'hallali et s'écria, en se tournant vers les personnes qui l'entouraient: „„Messieurs, la bête est morte."" Aehnlich De Mazade (II, 310), welcher sich nicht enthalten konnte, beizufügen: „Du moins la „„bête"", pour parler le langage prussien, avait fièrement tenu tête à ce chasseur de nations, avant de tomber non pas morte, mais épuisée. Au moment de succomber, Paris, comme un sanglier acculé, hale-

Wie es scheint, hielt es Bismarck für räthlich, den ohnehin sattsam zermürbten französischen Unterhändler noch mürber zu machen; denn auf Favre's Anrede: „Ich komme, um unsere Unterredung da wieder aufzunehmen, wie wir sie zu Ferrières fallen ließen" — hatte er geantwortet: „Sie kommen zu spät. Wir haben mit Ihrem Kaiser unterhandelt, was Sie bei Ihrem Verhalten ja wohl voraussetzen mußten." Als dann Favre seine Verwunderung aussprach, daß man deutscherseits noch mit der abgethanen Dynastie sich befassen möchte, und hinzufügte: „Die Hypothese einer Rückkehr derselben ist nur eine Chimäre; diese Rückkehr würde nur den Bürgerkrieg in Frankreich anfachen und mit einem abermaligen Sturz enden" — meinte der Kanzler: „Das ginge uns nichts an und wäre übrigens für uns nicht unvortheilhaft." Wenn Bismarck einen Schreckschuß hatte thun wollen, so muß man sagen, daß derselbe wohlgezielt war und gut traf. Der Getroffene merkte, daß keine Zeit zu verlieren wäre und die Unterhandlung alles Ernstes angeknüpft werden müßte. Schon der bloße Gedanke einer Möglichkeit der Wiederherstellung des Kaiserthums erschien ihm so furchtbar, daß derselbe um jeden Preis beseitigt werden müßte [1]. Favre hatte eigentlich nur über die Kapitulation von Paris unterhandeln wollen. Jetzt entschloß er sich rasch, mit dieser Unterhandlung die weitere um einen Waffenstillstand zu verbinden, während dessen Dauer Frankreich eine Nationalversammlung wählen sollte. Bismarck

---

tant et encore formidable, tenait toujours son ennemi à distance." Da der Kanzler, Busch zufolge, gar nicht vom „verendeten Wild" gesprochen hat, so war die stolze Entrüstung des französischen Historikers überflüssig.

1) Favre wurde in seinem Schrecken noch bestärkt, als er während der in Versailles verbrachten Nacht erfuhr, daß einer der Vertrauten Napoleons des Dritten, der Exminister Clément Duvernois, seit etlichen Tagen in der Stadt sich befände.

erklärte, daß er diesem Gedanken nicht abgeneigt wäre, daß er aber bezweifeln müßte, ob der Terrorismus, welchen Gambetta eingeführt hätte und wenigstens im Süden des Landes handhabte, die Freiheit der Wahlen gestattete. Favre suchte dem Kanzler diesen Zweifel auszureden und fragte dann nach den deutschen Bedingungen einer Kapitulation von Paris. Bismarck entgegnete, es wären dieselben erst noch zwischen dem Kaiser, Moltke und ihm zu vereinbaren. Bestimmtes könnte er demnach darüber nicht angeben. Vorläufig jedoch müßten seines Erachtens die Kapitulationsbedingungen diese sein: Die Besatzung von Paris verfällt der Kriegsgefangenschaft, maßen jedoch die Ueberführung derselben nach Deutschland zu mühsälig sein würde, bleibt sie kriegsgefangen in der Stadt; die Nationalgarde wird entwaffnet; die sämmtlichen Außenforts werden den Deutschen übergeben, nur um diesen Preis wird eine Wiederverproviantirung gestattet; die deutschen Truppen ziehen in Paris ein. Hier unterbrach Favre den Kanzler, indem er sich gegen „eine solche Demüthigung" verwahrte. Bismarck sagte: „Ich für meine Person würde euch den Einzug in Paris erlassen, allein der Kaiser und die Kriegsleute bestehen darauf. Es ist das der Dank für unser Heer. Wenn ich daheim eines Tages einem armen Teufel begegnete, welcher nur noch ein Bein hätte, würde er sagen: Mein anderes Bein hab' ich unter den Mauern von Paris gelassen und das gab mir das Recht, in die unterworfene Stadt einzuziehen; allein der Diplomat da, welcher im Besitze von allen seinen Gliedern ist, hat mich daran verhindert. Nein, nein, wir dürfen die öffentliche Meinung nicht soweit erkälten. Wir werden in Paris einziehen, aber wir wollen nicht über die Champs-Elysées hinausgehen." Der französische Unterhändler erklärte diese Bedingung für unannehmbar und meinte sehr richtig: „Paris muß man entweder gar nicht oder man muß es ganz besetzen". Schließlich erklärte

er: „Verzichten die Deutschen auf den Einzug in die Hauptstadt, so kann ein Waffenstillstand geschlossen werden. Die Armee von Paris zieht sich hinter die Loire zurück und wird dort entwaffnet. Man schreitet zur Wahl einer Nationalversammlung, welche entscheiden wird, ob Frieden oder Krieg sein soll. Verwirft Deutschland diese Bedingungen, so dauert der Kampf fort. Muß dann Paris unterliegen, so muß es sich auf Gnade oder Ungnade ergeben und ihr mögt dann zusehen, wie ihr damit fertig werdet" [1]). Bismarck versprach, diese Erklärung dem Kaiser mitzutheilen, und damit hatte die erste Zusammenkunft ein Ende. Man muß dem französischen Unterhändler ohne allen Vorbehalt das Lob zollen, daß er sich während der ganzen Unterhandlung so wacker hielt, als ihm die Sachlage nur immer gestattete. Seine Stellung war misslich und peinlich in höchstem Grade; um so misslicher und peinlicher, als er bei dem Mangel aller bestimmten und zuverlässigen Nachrichten über die Verhältnisse auf den Kriegsschauplätzen in den Provinzen nur nebelhafte Vorstellungen hatte und namentlich von Bourbaki's Unternehmen noch großes erwartete, als dasselbe thatsächlich bereits gescheitert war [2]).

Am folgenden Tage hielt Kaiser Wilhelm mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, mit Bismarck, Moltke und Roon einen Rathschlag, welcher die Bedingungen der Kapitulation von Paris und des Abschlusses eines Waffenstillstandes feststellte. Der Kanzler machte dem französischen Unterhändler davon Mittheilung und gab seinerseits Erörterungen dazu, welche Favre theils annahm, theils bestritt. Er reis'te dann

1) Favre, II, 381 et suiv. Die deutschen Aktenstücke, welche sich auf die versailler Verhandlungen beziehen, sind zusammengestellt (aus dem Preuß. Staatsanzeiger) in der „Chronik des deutsch-französischen Krieges" (1871), II, 281 fg. und bei Hahn, II, 215 fg.

2) Sorel, II, 165.

am Abend nach Paris zurück, um seinen Amtsgenossen Bericht zu erstatten und wurde von der Regierung zur Weiterführung der Unterhandlungen ermächtigt. Mußte doch jede Zögerung als gänzlich unzulässig und höchst gefährlich erscheinen, vollends nachdem man so eben die Entdeckung gemacht, daß man sich in der Berechnung des in Paris noch vorhandenen Mundvorraths gröblich geirrt hätte, um nahezu 8 Tage geirrt. Am 25. Januar war Favre wieder in Versailles, begleitet von dem General Beaufort, welcher ihm als militärischer Berather zur Seite stehen sollte, vorderhand aber überhaupt nicht stehen konnte, weil er für gut gefunden, auf die Debatte mit den deutschen Generalen mittels allzu reichlicher Libationen sich vorzubereiten. Es war gar nichts mit ihm anzufangen [1]) und er mußte durch den General Valdan, Generalstabschef Vinoy's, ersetzt werden. Mit diesem Beiständer kam Favre am Donnerstag den 26. Januar abermals nach Versailles und an diesem Tage schritten die Verhandlungen zwischen Bismarck und Moltke auf der einen und Favre und Valdan auf der andern Seite soweit vor, daß der Kanzler zu dem französischen Minister, als dieser Abends in seinen Wagen stieg, um nach der Hauptstadt zurückzukehren, die Aeußerung that: „Ich glaube nicht, daß da, wohin wir gelangt sind, noch ein Bruch möglich sei. Wenn Sie dieselbe Ansicht hegen, so wollen wir heute Abend gegenseitig das Feuer aufhören lassen“. Tiefbewegt erwiderte Favre: „Ich hätte das schon gestern gern verlangt, da ich aber so unglücklich bin, das besiegte Paris zu vertreten, so wollte ich keine Gunst erbitten. Ich nehme aber von ganzem Herzen Ihr Anerbieten an“. — „Wohl, es ist also abgemacht, wir ordnen beiderseitig an, daß um Mitternacht das Feuer eingestellt

1) Er polterte und schrie in einem fort: „Moi, général de l'armée français!“ Favre sagte zu Bismarck: „J'en suis humilié.“ Busch, II, 287.

werde. Sorgen Sie nur dafür, daß Ihre diesfälligen Befehle streng zur Ausführung kommen". — „Das soll geschehen; aber ich möchte Sie bitten, zu gestatten, daß wir den letzten Schuß thun". Bismarck war galant genug, diese Bitte zu erfüllen und Madame La France das letzte Wort zu lassen[1]). Als Favre zur 9. Abendstunde über die Seine fuhr, war sein Nachen in Gefahr, von französischen Granaten zertrümmert zu werden, welche aus der Batterie beim Point du Jour kamen. Als es Mitternacht schlug, stand er auf dem gegen den Strom hinausgehenden Balkon des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und horchte gespannten Ohres. Mit dem letzten Glockenschlag verstummte plötzlich das furchtbare Gedonner ringsum. Das Bombardement von Paris war zu Ende.

Am folgenden Morgen unterrichtete das „Journal officiel" die Pariser, daß Unterhandlungen mit dem Feinde angeknüpft und im Gange wären, um zur Schließung eines Waffenstillstandes zu gelangen, während dessen die Wahl und Berufung einer Nationalversammlung vorgenommen werden sollte, auch die Deutschen die Forts von Paris besetzen würden, ohne jedoch die Umwallung zu überschreiten. Wie selbstverständlich, rief diese Benachrichtigung viel Geschrei, Geschimpf und unzählbare „tonnerres" hervor. Etliche Kommandanten von Bürgerwehrregimentern, sowie einige Marineoffiziere sprachen laut davon, daß sie auf eigene Faust den Wider-

1) Favre seinerseits war ehrlich genug, der Art und Weise, wie Bismarck die Verhandlungen führte, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er sagt (II, 393): „Je serais infidèle à la vérité si je ne reconnaissais que, dans ces douloureuses discussions, j'ai constamment trouvé le chancelier attentif à l'adoucir par la forme ce que ses exigences avaient de cruel. Sur plusieurs points il a bien voulu se faire le défenseur de nos réclamations, et je crois lui devoir le succès de quelques-unes."

stand fortsetzen würden. Dabei blieb es aber. Da und dort auftauchende Putschgelüste fanden bei der müden und matten Bevölkerung gar keinen Anklang.

An diesem und dem nächsten Tage wurde die Unterhandlung durch Favre draußen in Versailles zu Ende geführt. Von den deutschen Bedingungen war natürlich nicht viel abzumarkten: die Sachen lagen allzu ungünstig für die Franzosen. Sie waren die Besiegten, und so lange es Kriege auf Erden gab und geben wird, d. h. seit und so lange es Menschen gab und geben wird, hat der Sieger allzeit und überall die Friedensbedingungen vorgeschrieben und wird dieselben auch in der Zukunft überall und allzeit vorschreiben. Gegen dieses eherne Kriegsgesetz gibt es eben so wenig eine Berufung als gegen irgendein Gesetz der lächerlicherweise „allgütig“ genannten, in Wahrheit unerbittlich fühllosen Natur. Daß im vorliegenden Falle die Besiegten über die „Härte“ und „Grausamkeit“ der Sieger klagten, war auch in der Ordnung. Ebenso, daß die Sieger diese Klagen nicht sehr sich zu Herzen nahmen. Wären die Deutschen besiegt worden, so würden sie auch die Bedingungen der Sieger sich haben gefallen lassen müssen und würden die Franzosen nicht im geringsten sich darum gekümmert haben, wenn man *sie* der Härte und Grausamkeit angeklagt hätte. Das Kennzeichnende ist nur, daß der französische Größenwahn sich gar nicht darein zu finden vermochte, den Gesetzen und Regeln des Krieges sich zu fügen, sondern schlechterdings etwas besonderes haben wollte. Am heftigsten sträubte sich das größenwahnsinnige Galliertthum gegen einen Einzug der Deutschen in das besiegte Paris, in das „centre du monde“, in die „Centralsonne der Civilisation“, in die „Weltleuchte“, in das „Universalgehirn“, welcher Einzug doch eigentlich nach Lage der Sachen selbstverständlich war.

Am 28. Januar brachte Favre Vormittags die vereinbarten Waffenstillstandsschlußbedingungen nach Paris. Sie

erhielten sofort die Genehmigung der Regierung. Noch vor Mittag war er wieder in Versailles, wo die Verhandlungen über Einzelheiten dann den Nachmittag ausfüllten. Im Laufe desselben sandte Favre diesen Drahtbrief an die Regierungsdelegation in Bordeaux: „Wir unterzeichnen heute einen Vertrag mit dem Grafen Bismarck. Ein Waffenstillstand von 21 Tagen ist vereinbart, eine Nationalversammlung ist auf den 12. Februar nach Bordeaux berufen. Bringt den Waffenstillstand zur Ausführung und ruft die Wähler auf den 8. Februar zusammen! Ein Mitglied der Regierung wird sofort nach Bordeaux abreisen." Am Abend gelangte die „Konvention von Versailles" zur endgiltigen Ausfertigung und Unterzeichnung und nach Mitternacht traf Favre mit dem Aktenstück in Paris ein, wo die Regierung, „ohne eine Minute zu verlieren", die allerdings brennend dringliche Arbeit, für die massenhafte Herbeischaffung von Lebensmitteln zu sorgen, an die Hand nahm [1]).

Im 1. Artikel der „Konvention von Versailles" war die Dauer des allgemeinen Waffenstillstandes auf 21 Tage festgesetzt, vorbehältlich einer weiteren Erstreckung desselben. Für

1) Wäre einem pariser Journal, dem erzverlogenen „Gaulois", zu glauben, so hätte die erste Nachricht vom Zustandekommen des Waffenstillstandes alle Arten von Lebensmitteln, von deren Vorhandensein in der Stadt niemand eine Ahnung gehabt, aus allerhand Verstecken hervorkommen gemacht. Thatsache dagegen ist es, daß ohne die Hilfe, welche die Belagerer leisteten, gerade unmittelbar nach dem Abschluß der Waffenruhe tausende und wieder tausende von Menschen in Paris bitterstem Hunger verfallen wären. Kaiser Wilhelm gab sofort nach Unterzeichnung der Konvention von Versailles dem Generalintendanten der Armee, General Stosch, den Befehl, 60,000 Centner Mehl an die pariser Regierung abzugeben, was sogleich geschah und zur Linderung der Noth in der besiegten Stadt ganz wesentlich beitrug, so wesentlich, daß Favre sich zu dem ehrlichen Geständniß herbeiließ: „Si les Prussiens ne nous avaient pas donné de la farine, nous serious morts de faim" (II, 411).

Paris und Umgebung sollte die Waffenruhe mit der Stunde, wo die Konvention unterzeichnet wurde, eintreten, für die Provinzen dagegen erst 3 Tage nach der Unterzeichnung. Nachdem sodann die von den beidseitigen Heeren einzuhaltenden „Demarkationslinien“ angegeben waren, hieß es wörtlich: „Die Kriegsoperationen in den Departements Doubs, Côte d'Or und Jura, sowie Belforts Belagerung, werden fortgesetzt unabhängig vom Waffenstillstande bis zu dem Zeitpunkte, wo man sich über die Demarkationslinie verständigt, deren Lauf durch die 3 erwähnten Departements einer spätern Vereinbarung vorbehalten ist“ [1]). Der 2. Artikel gab den Zweck

1) Der Kriegsschauplatz im Osten war demnach ausdrücklich, wenigstens vorderhand, von dem Waffenstillstand ausgenommen und die kriegerische Handlung nahm daselbst ihren Fortgang. Diese Bestimmung war — wohlverstanden! — auf ausdrückliches Verlangen des französischen Unterhändlers in die Konvention hineingekommen und da ist es dann allerdings eine sträfliche Flüchtigkeit vonseiten Favre's gewesen, daß er in seiner am 28. Januar aus Versailles nach Bordeaux gesandten Drahtmeldung dieses wichtigen Umstandes zu erwähnen vergaß. Er hat sich damit entschuldigt, daß er eben geglaubt hätte, sein Amtsgenosse Jules Simon würde schon am 29. nach Bordeaux abreisen können, statt, wie geschah, erst am 31. Januar. Sodann durfte er zu seiner weiteren Entschuldigung mit Recht sagen: „Le traité du 28 janvier a été sans influence sur le sort de l'armée de L'Est“ (II, 499) — was unser Text klarstellen wird. Uebrigens war es eine Lüge, daß die Regierungsdelegation in Bordeaux vor Simons Ankunft daselbst von der Ausnahme, welche die Konvention enthielt, nichts gewußt hätte. Hier der Beweis. Favre's versailler Depesche kam um 3 Uhr Morgens vom 29. Januar in Bordeaux an. Den 29. verbrachte Gambetta mit Warten auf nähere Nachrichten. Am 30. telegraphirte er an Favre, um sich über dessen Schweigen zu beklagen. Dies Telegramm mußte Versailles passiren und wurde dem deutschen Kanzler vorgelegt. Er übermittelte dasselbe nach Paris, telegraphirte aber selber sofort (am 30. Mittags) an Gambetta zurück und theilte demselben mit, „que les hostilités continuaient, jusqu'à entente, devant Belfort, et dans le Doubs, le Jura et la Côte d'Or.“ Jules Simon, Le gouvernement de M. Thiers, I, 7.

des Uebereinkommens also an: „Der Waffenstillstand hat den Zweck, der Regierung der Nationalvertheidigung die Berufung einer frei gewählten Versammlung zu gestatten, welche über die Frage zu entscheiden haben wird, ob der Krieg fortgesetzt oder ob und unter welchen Bedingungen der Friede geschlossen werden soll. Diese Versammlung tritt in Bordeaux zusammen. Alle Erleichterungen zur Wahl und zum Zusammentritt der Abgeordneten werden vonseiten der Befehlshaber der deutschen Heere gewährt werden.“ Die folgenden Artikel bestimmten im wesentlichen: Sofortige Ueberlieferung sämmtlicher Forts um Paris an die Deutschen, Entwaffnung der Hauptumwallung, Kriegsgefangenschaft und folglich Entwaffnung der zur Besatzung der Hauptstadt gehörenden Linientruppen, Marinesoldaten und Mobilgarden, mit Ausnahme von 1 Division (12,000 Mann), welche bewaffnet bleibt, um die Ordnung aufrechtzuhalten; ferner Aufrechthaltung der Blokade um Paris, aber mit Gestattung und Erleichterung der Zufuhr, vorläufige Verzichtleistung der Deutschen auf den Einmarsch in die Stadt und endlich Zahlung einer Kriegssteuer von 200 Millionen Franken vonseiten der Stadt Paris.

Am 29. Januar gab die Regierung der Nationalvertheidigung den vollständigen Inhalt der Konvention von Versailles mittels des „Journal officiel“ der Bevölkerung von Paris und Frankreich kund. Zugleich veröffentlichte sie zur unwiderleglichsten Rechtfertigung ihres Thuns eine Uebersicht der noch vorhandenen Lebensmittelvorräthe, woraus hervorging, daß die Erschöpfung derselben vollständig war und die Hungersnoth aus nächster Nähe drohte. Eine Hand voll Schreier und Spektakler zeterte vom Läuten der Sturmglocken und vom Schlagen des Generalmarsches. Es blieb aber beim reden. Schon die herrschende eisige Kälte drückte das Strohfeuer, wo es aufflackern wollte, sofort nieder. Die verständigeren Pariser, sowie auch die anständigeren Zeitungen, sie waren so

ziemlich einstimmig der Meinung, daß der Waffenstillstand den Frieden bringen müßte, da es Verrücktheit wäre, den Krieg noch länger fortsetzen zu wollen. Drunten in Bordeaux freilich war der Diktator Gambetta nicht dieser Ansicht. Am 31. Januar ließ er eine „Proklamation an das französische Volk“ ausgehen, die im phrasenfabriciren, bramarbasiren und gambettasiren das äußerste leistete. Er faselte darin von „deutschen Horden“ und von dem „Meuchelmord, welcher an Frankreich begangen werde“. Er trieb die reinste Tollkirschenpolitik und setzte die Fortführung des Krieges nach abgelaufenem Waffenstillstand als selbstverständlich voraus. Frankreich ist nach wenigen Tagen über diese Narretheien zur Tagesordnung übergegangen.

Den Bestimmungen der versailler Konvention zufolge mußten die Franzosen unverzüglich die sämmtlichen Forts um Paris räumen und zogen deutsche Truppen am 29. Januar in dieselben ein. Dieser Einzug in die gewaltige Festung des Mont Valérien, in St. Denis und in die sämmtlichen übrigen Citadellen fand statt ohne Weiterungen und ohne widrige Zwischenfälle. Nach allen 132 Tage lang gethanen Arbeiten und erduldeten Mühsalen waren also die Deutschen an ein Ziel gelangt, dessen Erreichung lange Zeit ringsher in Europa für eine Unmöglichkeit ausgegeben worden war. Die riesigste Festung des Erdballs, das bezwungene Paris, lag zu ihren Füßen. Sie konnten alle die Feuerschlünde von allen den Forts auf die Stadt richten und es hing nur von ihnen ab, das prächtige Seine-Babel binnen wenigen Stunden in Trümmer und Asche zu verwandeln.

2.

Aber im Osten, dort um Dijon, Gray, Vesoul, Belfort, Besançon und Pontarlier herum, da sollten die Waffen noch nicht ruhen, damit es dem großen Kriege ja nicht an einem grausigen Nachspiele fehlte.

Favre hatte dem deutschen Kanzler die geforderte Uebergabe des belagerten Belfort verweigert, obzwar ihm Bismarck schon am 24. Januar von der höchst bedrohten Lage Bourbaki's zwischen den Heerscharen Werders und Manteuffels offene Mittheilung gemacht. Favre und seine Amtsgenossen sträubten sich, wie sie so lange Zeit über gethan, auch jetzt noch gegen mißliebige Thatsachen. Sie wollten nicht glauben, daß es mit dem bourbaki'schen Unternehmen so schlecht stände, wie es wirklich stand. Noch mehr, sie hofften zu einer Zeit, als im Osten thatsächlich schon alles verloren war, von dorther noch immer eine günstige Wendung des Kriegsglückes. Darum verweigerte der französische Unterhändler die Uebergabe von Belfort, wie überhaupt eine Unterhandlung inbetreff dieses Platzes und der Ostarmee, bis „französische“ Nachrichten von dort eingetroffen wären, und der Regierungspräsident Trochu hat ausdrücklich erklärt, daß er gerade so gehandelt haben würde wie Favre [1]. Es ist demnach klar, daß die Franzosen die furcht-

1) „Un intérêt spécial avait dans l'esprit public une place dont on ne se rend pas plus compte aujourd'hui qu'on ne se rend compte de tout le reste. C'était Belfort, et subsidiairement l'armée du général Bourbaki, dont nous supposions que les manoeuvres se rattachaient à cette place; Belfort que sa longue et belle résistance avait rendue chère à tous et légitiment populaire; Belfort dont la reddition immédiate avait été pour M. de Bismarck la condition de l'extension de l'armistice aux territoires et aux troupes de l'Est. Cette place était l'objectif spécial et devait être le point d'appui de l'opération éminemment stratégique du général Bourbaki. Cette

bare Katastrophe ihrer Ostarmee in erster Linie selbst verschuldet haben.

Das Schicksal dieser Ostarmee, welche wir nach der Schlacht von Belfort im vollen Rückzug auf Besançon verließen, wurde vollendet durch das Eingreifen der deutschen Südarmee [1]. Der Führer derselben, General Manteuffel, konnte, als er am 13. Januar von Chatillon sur Seine aus seine Truppen in Bewegung setzte, zum Vormarsch gen Südosten zwei Richtungen wählen: die kürzere und bequemere auf Dijon, die weitere und schwierigere auf Vesoul. Diese führte durch das Bergland der Côte d'Or, dessen ohnehin vernachlässigten und dazumal tief verschneiten Wege den Deutschen arge Mühsale bereiten mußten. Trotzdem wählte Manteuffel diese Marschrichtung, weil er hoffen konnte, mittels Verfolgung derselben seinem Waffengefährten Werder die rascheste und wirksamste Hilfe bringen zu können. In scharf südöstlicher Wendung mitten durch zwischen den stark besetzten feindlichen Punkten Langres und Dijon, sollte die Côte d'Or durchschritten und bei Vesoul und Gray in das Saônethal hervorgebrochen werden. Ein kühner Gedanke und nur mit großer

---

armée de l'Est était hors d'état de réaliser cette entreprise. Mais nous ne savions pas à Paris comment cette armée était constituée. Le nom de son général nous donnait une légitime confiance, et enfin nos dernières espérances étaient là. M. de Bismarck annonçait que l'armée de l'Est, entourée, était absolument compromise. M. Favre refusait la reddition de Belfort et demandait à ne statuer que lorsque des nouvelles françaises, attendues de Belfort et de l'armée, seraient connues. J'aurais agi comme M. Favre.“ Trochu, Pour la vérité, 194.

1) Oberst Graf Wartensleben, Die Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871, nach den Kriegsakten des Oberkommando's, 1872. Blume, 227 fg. Von der Wengen, 491 fg. Von französischen Quellen kommen hier vorzugsweise die bezüglichen Protokolle der „Enquête parlementaire“ und das Buch von Freycinet in Betracht.

Kühnheit auszuführen. Auch nur dann zu einem glücklichen Ende zu bringen, wann, wie im vorliegenden Falle, dem kühnen Wollen des Feldherrn der gute Wille und die Tüchtigkeit der Truppen vollkommen entsprach. Langres, eine Festung ersten Ranges, hatte eine Besatzung von 15,000 Mann, Dijon war, wie schon berichtet worden, nach Werders Abzug von Garibaldi mit der „Vogesenarmee" besetzt worden. Diese zählte jetzt ungefähr 12,000 eigentliche Garibaldiner und etwa 17,000 Mann mobilisirter Nationalgarden, also zusammen nahezu 30,000 Mann [1]). Damit hätten doch wohl dem Unternehmen Manteuffels von Dijon her sehr unliebsame Schwierigkeiten bereitet werden können, so der gute Alte von Kaprera vom großen Kriege mehr verstanden hätte, als er verstand. Um jeden Preis mußte er das Vor- und Durchbrechen der deutschen Südarmee durch die Berge und Wälder der Côte d'Or mittels Anfällen auf die rechte Flanke der Deutschen zu verhindern oder wenigstens nach Möglichkeit zu verzögern suchen, damit Bourbaki die nöthige Zeit gewänne, seinen Rückzug auf Besançon und von da auf Lyon zu bewerkstelligen. Garibaldi jedoch hatte offenbar gar keinen Einblick in die Sachlage und ließ sich in Dijon in einer Manier festhalten, welche seinem Ruf als General für immer ein Ende gemacht hat und geradezu etwas komisches hatte [2]).

Manteuffel nämlich war bei aller Kühnheit doch nicht sorglos gewesen. Als er seinen Vormarsch anhob, bildete er

---

1) Nach der mäßigsten Schätzung. S. Enquête parlement. III, 511. Anderen und zwar französischen Angaben zufolge hätten Garibaldi's Streitkräfte 40,000 oder gar 50,000 Mann betragen.

2) In einem Briefe an seinen Freund Fabrizzi (Bordone, L'armée des Vosges, 196) erklärte der Freischarengeneral, die Beschaffenheit seiner Truppen hätte ihm nicht gestattet, die Deutschen im offenen Felde anzugreifen, und darum hätte er nichts thun können als seine feste Stellung in und bei Dijon behaupten.

zur Deckung seiner rechten Seite ein Flügelkorps, bestehend aus der 8. Fußvolksbrigade (5 Bataillone), 2 Reiterschwadronen und 2 Batterieen, und unterstellte diesen Harst dem Befehle des Generals Kettler, welchen er anwies, so zu handeln, als beabsichtigte er einen Angriff auf Dijon. Diese „Demonstration“ sollte fortwährend erneuert und dadurch die Vogesenarmee unausgesetzt so in Athem gehalten, gekurzweilt und beschäftigt werden, daß derselben die Lust zu anderen Unternehmungen verginge. General Kettler und seine Mannschaften kamen dieser Weisung geschickt und tapfer nach, freilich nicht ohne beträchtliche Opfer [1]). Sie brachten es dahin, daß Garibaldi auf die fixe Idee kam, er hätte eine gewaltige deutsche Streitmacht vor sich, welche um jeden Preis Dijon zurückerobern wollte. Er hatte daher eine wahrhaft kindliche Freude, daß es ihm so gut gelang, diesen Anschlag auf den kostbaren Punkt zu vereiteln. Derweil marschirte Manteuffel mit der Südarmee an Dijon vorbei, vollbrachte, vom Feinde unbelästigt, seinen mühsäligen Marsch durch die Côte d'Or und begann schon am 18. Januar mit den Spitzen seiner Heersäulen aus dem Gebirge hervorzubrechen und in das Thalgebiet der Saône hinabzusteigen. Der gute Garibaldi schien von alledem nichts zu merken und gar keine Ahnung zu haben, warum man ihn bei Dijon durch die Brigade

1) Etliche der Gefechte, welche die kleine deutsche Heerschar der garibaldischen Uebermacht lieferte, waren sehr blutig. So das am 20. Januar bei Messigny ausgefochtene. In dem Gefechte bei der dijoner Vorstadt St. Martin am 23. Januar ging die einzige Fahne verloren, welche die Deutschen im ganzen Kriege von 1870—71 eingebüßt haben. „Das 2. Bataillon vom 61. Regiment erlitt einen schweren Verlust. In dem nach Eintritt der Dunkelheit bei der Fabrik St. Martin noch fortdauernden Kampfe waren der Fahnenträger und die ihn umgebenden Offiziere und Mannschaften geblieben. Der Feind fand nach seinem eigenen Bericht die Fahne am folgenden Morgen unter einem Haufen von Leichen.“ Wartensleben, 32.

Kettler kurzweilen ließ, gar keine Ahnung auch, worauf es die Deutschen eigentlich abgesehen hätten, nämlich auf die Umstrickung und Vernichtung der französischen Ostarmee. Wäre ihm darüber ein Licht aufgegangen, so war ihm auch jetzt noch die Möglichkeit gegeben, mittels eines Eilmarsches auf Auxonne und Besançon den Zug der deutschen Südarmee in einer für diese sehr unliebsamen, ja gefährlichen Weise zu durchkreuzen. Statt dessen blieb der rothhemdige Don Quixote der Universalrepublik siegesfroh in Dijon festgeleimt, so recht eigentlich geleimt, und erließ, weil Kettler sich wohl hütete, ihn allzu sehr zu beunruhigen, jene tiefpathetische und hochkomische Proklamation an seine Scharen, welche anhob mit den Worten: „Wieder einmal, ihr jungen Krieger der Freiheit, habt ihr die Fersen der schrecklichen Soldaten des Königs Wilhelm gesehen."

Am Abend des 18. Januars war Manteuffels Hauptquartier in Prauthoy am Ostabhange der Côte d'Or. Schon war ihm ein Gerücht vom Ausgange der dreitägigen Schlacht von Belfort zugeflogen, als ihn diese Drahtmeldung Werders erreichte. „Brévilliers, 18. Januar, 9 Uhr Morgens. In der Nacht hat sich der gestern vermuthete Rückzug des Feindes bestätigt." Manteuffel telegraphirte zurück: „Ich stehe am 20. mit meinen Hauptkräften bei Gray und vorwärts, um gegen die Flanke des zurückgehenden Feindes vorzurücken, eventuell mich ihm vorzulegen. Eure Excellenz ersuche ich, mit allen verfügbaren Kräften die Offensive zu ergreifen, damit entscheidende Resultate erzielt werden." Dieses Telegramm vervollständigte der General am nächsten Morgen dahin: „Eure Excellenz wollen den abziehenden Feind möglichst festzuhalten suchen, damit ich die nöthige Zeit für meine Flankenbewegung gewinne." Am Mittag desselben 19. Januars traf Manteuffel in Fontaine française ein und hier wurden eilends die Anordnungen getroffen, deren Ausführung

das Verderben der französischen Ostarmee vollendete [1]). Diese Anordnungen bestanden hauptsächlich in einer großen Rechtsschwenkung der Südarmee, derzufolge diese die bislang eingehaltene Marschrichtung auf Vesoul aufgab, die Saône überschritt und mit scharfer südwärtsiger Wendung aus den Flußgebieten der Saône und des Dignon in das des Doubs hinüberzog. Alles in Eilmärschen, welche wieder einmal die Lungen und Beine von Mann und Roß der strengsten Probe unterwarfen. Infolge solchen Marschirens waren Manteuffels Streitkräfte schon am 21. Januar südwestlich und südlich von Besançon angelangt, während die französische Ostarmee, an deren Fersen sich Werder geheftet und die er zu fortwährenden Nachhutgefechten gezwungen hatte, noch auf der Nordseite von Besançon stand und zwar in sehr trauriger Verfassung. Denn der Rückzug, bei strenger Winterwitterung vollführt und unausgesetzt vom nachdrückenden Feinde bedrängt, hatte alles aus Rand und Band gebracht und schon jetzt Auftritte genug herbeigeführt, welche erschreckend lebhaft an den französischen Rückzug aus Russland i. J. 1812 gemahnten. An diesem 21. Januartag warf die Vorhut vom 2. deutschen Korps, die Brigade Koblinski, die Franzosen aus Dôle hinaus, versicherte sich der wichtigen Brücke über den Doubs, brach die südwärts führende Eisenbahn auf und erbeutete 230 aus Lyon gekommene, mit Mundvorrath für die unglückliche Ostarmee beladene Eisenbahnwagen. Zur gleichen Zeit schwenkte das 7. deutsche Korps südlich dicht an Besançon vorüber,

---

1) Der oberste Heerleiter Moltke hat sich, als man in Versailles von der Feldzugsführung Manteuffels Kunde erhalten, gegen den Kaiser also ausgesprochen: „Die Operation des Generals ist eine äußerst kühne und gewagte, aber sie kann zu den größten Resultaten führen. Falls er einen Unfall erleiden sollte, darf man ihn nicht tadeln; denn, um große Erfolge zu erreichen, muß etwas gewagt werden."

besetzte Dampierre am Doubs und zerstörte die von Besançon gen Lons-le-Saulnier führende Eisenbahn.

Nun aber veränderten die beiden Korps des deutschen Südheeres abermalen ihre Frontrichtung, indem sie, ohne im Westen und im Süden die Umschließung Besançons, d. h. der französischen Ostarmee, aufzugeben, scharf gen Osten sich ausdehnten und das Fangnetz bis nach Pontarlier und La Cluse hart an der Schweizergränze hinspannten. Während dieser Thätigkeit von Manteuffels Truppen war das Herankommen der Heerschar Werders in nordwestlicher Richtung eine fertige Thatsache und dadurch die Schlußmasche des Netzes geknüpft worden. Das alles hatte sich mittels Marschirens allein nicht zuwegebringen lassen, sondern es hatten auch die Waffen gebraucht werden müssen. Um den Kreis der Einschließung zu vollenden, mußten verschiedene mehr oder weniger scharfe Gefechte ausgekämpft werden: am 23. Januar bei Dannemarie, am 29. bei Sombacourt und Chaffois, am 30. bei Frasne, am 31. bei Vaux, am 1. Februar endlich bei Pontarlier und La Cluse. Alle diese letzten Zusammenstöße von Deutschen und Franzosen in diesem Kriege haben nur dazu beigetragen und konnten, wie die Sachen lagen, nur dazu beitragen, die Armee Bourbaki's in vollständige Haltlosigkeit und Auflösung zu werfen. Es blieb ihr schlechterdings nur noch eine Hilfe, nur noch ein Ausweg, nur noch eine Rettung übrig: die Flucht über die unwegsamen Höhen und durch die schneegefüllten Thäler des Jura in die neutrale Schweiz. Nur nach dieser einen Seite hin hatte das umschließende Netz noch eine Oeffnung [1]. Der schweizerische Bundesrath hatte sich

1) Leute, welche niemals zögern, die Eingebungen ihrer Beschränktheit, Unwissenheit und Befangenheit zur Grundlage ihrer Behauptungen und Urtheile zu machen, haben bekanntlich in die Welt hinausgeschrieen, die deutsche Heerleitung hätte diese Oeffnung absichtlich offen gelassen, um der neutralen Schweiz die ungeheure Last der Internirung und Ver-

auf das Kommende vorgesehen und die Truppen, welche zur Deckung der Gränze dem Juragebirge entlang standen, angemessen verstärkt. Der kommandirende General Herzog hatte, als die Katastrophe der französischen Ostarmee herannahte, sein Hauptquartier zu Delsberg im bernischen Jura [1]).

In welcher Gemüthsverfassung Bourbaki sich befand, als er am 24. Januar in Besançon eintraf, kann man sich leicht vorstellen. Der unglückliche General war durch alle die Schicksalsschläge, welche er seit den Schlachten bei Metz mitangesehen und miterduldet hatte, und jetzt durch den jammervollen Anblick, welchen die Trümmer seiner Armee bei Besançon darboten, in tiefe Schwermuth verfallen, welche dann in Verzweiflung umsprang. Zwar schien er sich noch einmal aufzuraffen und versuchen zu wollen, wieder einigen Halt in seine Truppen zu bringen; allein wie er die Sachlage ansah, erhellt sattsam aus seinem nach Bordeaux gesandten Drahtbericht, welcher lautete: „Das 2. und das 7. preußische Korps haben angefangen, die Verbindungen mit Lyon abzuschneiden. Sie gehen über den Doubs und vielleicht auch schon über die Loue, und wenn ich mich auch so sehr als nur immer möglich beeile, weiß ich doch nicht, ob es mir möglich sein werde, diese Verbindungen zurückzuerobern. Ich werde morgen Beschluß fassen, je nach den Meldungen, die inzwischen eingehen werden." In später Stunde desselben Tages sandte der General ein

---

pflegung der übergetretenen französischen Armee aufzuhalsen. Wer aber die Handlungen der Generale Werder und Manteuffel an der Hand der Akten verfolgt, wird dieses Gerede kaum einer Erwähnung, geschweige einer Erwiderung werth erachten. Die deutsche Heerleitung konnte gar nicht anders verfahren, als sie verfuhr, ganz einerlei, welches Land an den Kriegsschauplatz gränzte.

1) Von den Truppenaufstellungen und Gränzebesetzungen durch die Eidgenossenschaft im Jahre 1870—71 gibt ein klares Bild der „Schlußbericht", welchen im Februar von 1871 der Oberst Paravicini, Chef vom Stabe des Generals Herzog, an diesen erstattete.

zweites Telegramm nach Bordeaux, worin er meldete, daß er am nächsten Tage mit seinen Truppen aufzubrechen und die Richtung auf Pontarlier einzuschlagen gedächte. Am Morgen des folgenden Tages (25. Januar) berief Bourbaki die Korpsführer zu einer Rathsversammlung nach Chateau-Farine. Es war ein trauriger Rathschlag, denn die Untergenerale waren nicht weniger entmuthigt als der Obergeneral. Sie traten dem Vorhaben, auf Pontarlier zu marschiren, bei. Nur einer, der General Billot, machte auf die Gefährlichkeit dieses Entschlusses aufmerksam und schlug vor, lieber einen Durchbruch der feindlichen Umstellung in der Richtung auf Auxonne zu versuchen. Er drang damit nicht durch. Noch an demselben Tage begann der Marsch auf Pontarlier, wohin sich am folgenden auch der Gewalthaufe der Ostarmee in Bewegung setzte. Bourbaki hat sich an diesen beiden Tagen mit dem Gedanken gequält, daß in Bordeaux wohl schon seine Absetzung beschlossen wäre. Merkwürdig auch, daß er eine Ahnung gehabt hat, wer zu seinem Nachfolger bestimmt wäre. Denn als die Meldungen von den Vorposten her immer bedenklicher und bedrohlicher lauteten und der General die ganze Last, welche auf ihm lag, gewaltsam abzuschütteln mehr und mehr sich entschloß, ließ er sich das Wort entwischen: „Sollte mir ein Unglück zustoßen, so will ich hiermit den General Clinchant zu meinem Nachfolger ernannt haben“ — denselben Clinchant, bisher Führer des 20. Korps, welchen Gambetta in der That dazu ausersehen hatte, Bourbaki im Oberbefehl zu ersetzen. Der General hatte am 26. Januar dem Abmarsch der Truppen von Besançon angewohnt und war dann gegen Abend zu in sein Quartier in der Stadt zurückgekehrt. Die Offiziere seines Stabes hatten vorsorglich schon seit etlichen Tagen alle Schußwaffen aus den Zimmern des Generals entfernt, allein Bourbaki hatte sich doch ein geladenes Pistol zu verschaffen gewußt und jetzt schoß er sich eine Kugel in den Kopf, die ihn jedoch

nicht tödtete, sondern nur schwer verwundete. Die Depesche, in welcher der Kommandant von Besançon dieses Geschehniß nach Bordeaux meldete, kreuzte sich mit dem Drahtbefehl Gambetta's, kraft dessen Clinchant an Bourbaki's Stelle berufen wurde.

Der neue Oberbefehliger sah sich schlechterdings unvermögend, das immer wuchtiger hereinbrechende Geschick der Ostarmee zu wenden. Am 28. Januar stand diese um Pontarlier, Sombacourt, Chaffois, Frasne und La Cluse an der Gränze der Schweiz. Manteuffel zog das Netz vom Norden, Westen und Süden her fester zusammen und bereitete sich mittels der schon erwähnten Gefechte — das bei Chaffois allein brachte 4000 Gefangene und 19 Geschütze in seine Hände — auf den letzten Angriffsstoß vor. Zugleich sorgte er auch dafür, daß der in Dijon festgeleimte Garibaldi losgemacht würde. Er sandte nämlich eine badische und eine preußische Brigade, welche er jetzt entbehren konnte, unter der Führung des Generals Hann von Weyhern gen Dijon. Als diese deutsche Heerschar von Pesmes her eilends auf die Hauptstadt von Burgund anrückte, fand es der Alte von Kaprera daselbst nicht mehr so gemüthlich wie bislang, setzte daher in aller Schnelligkeit der Rückwärtskoncentrirung sich selbst und seinen Generalstab, setzte seine Rothhemden und seine Blaublusen auf die Eisenbahn und dampfte mit Mann und Maus südwärts gen Autun. Damit war der garibaldische Kreuzzug für die „república universale“ zu Ende. Der alte Freischärler mußte sich bald darauf die Beleidigungen gefallen lassen, welche ihm zu Bordeaux in öffentlicher Sitzung der Nationalversammlung ins Gesicht geworfen wurden, und hatte dann, auf seine Ziegeninsel zurückgekehrt, Veranlassung und Muße, über die Phantasterei nachzudenken, welche ihn zu einem so kläglich verlaufenen Abenteuer verlockt hatte.

Am 29. Januar erfuhr Clinchant in Pontarlier, daß in

Versailles ein Waffenstillstand unterzeichnet worden wäre. Da er den um die französische Armee gezogenen Kreis von Eisen und Feuer immer enger und enger werden sah, so suchte er sich mittels Parlamentären mit dem deutschen Heerführer in Verbindung zu setzen, berief sich auf den Waffenstillstand und verlangte Einstellung der Feindseligkeiten. Manteuffel aber hatte am Nachmittag desselben Tages in seinem Hauptquartier zu Arbois durch ein aus Versailles eingelangtes Telegramm erfahren, was für eine Bewandtniß es mit dem Waffenstillstande hätte [1]. Noch am Abend vom 29. Januar erließ er darum diesen Befehl an die „Soldaten der Südarmee. Paris hat kapitulirt. Waffenstillstand ist bei der Armee vor Paris, bei der 1. und der 2. Armee geschlossen. Nur die Südarmee soll ihre Operationen fortsetzen bis zu der Entscheidung. Vorwärts!“ Die Forderung Clinchants mußte also abgelehnt werden. Erneuerte Versuche, welche derselbe am 31. Januar zuerst durch die Sendung des Oberstleutnants Chevals und dann durch die des Obersts Baraigne in das deutsche Hauptquartier nach Villeneuve machte, um den Abschluß einer vorläufigen Waffenruhe zu erlangen, blieben ebenfalls erfolglos. Die Deutschen gingen am 30. und 31. Januar vorwärts, immer vorwärts. Am 1. Februar nahm in der Mittagsstunde das Regiment Kolberg vom 2. Korps nach kurzem und leichtem Fechten die Stadt Pontarlier. Am Nachmittag waren die Franzosen vollständig an und in den Jura zurückgedrängt. Sie mußten hinüber oder sich den Siegern ergeben. Sie wählten jenes, worüber in der Morgenfrühe vom 1. Februartage ein eiliges

---

1) „Versailles, 28. Januar, Abends 11¾ Uhr. So eben Kapitulations- und Waffenstillstandsverhandlungen abgeschlossen. Waffenstillstand beginnt hier sogleich; sonst überall am 31. dieses Monats Mittags. Departements Côte d'Or, Doubs und Jura sind vorläufig bis zur Entscheidung der von Ihnen (Manteuffel) fortzusetzenden Operationen ausgeschlossen, auch dauert Belagerung von Belfort fort. Moltke.“

Uebereinkommen mit dem Befehliger der schweizerischen Gränzebesetzungtruppen abgeschlossen wurde.

Hier ist nun wohl der Ort, kurz einen Irrthum zu berichtigen und abzuweisen, der dazumal aufkam und noch lange nachher sich breitzumachen suchte. Von französischer Seite, d. h. nicht vonseiten wissender und ehrlicher Franzosen, sondern nur vonseiten unwissender und verlogener, wurde bekanntlich die Behauptung aufgestellt, der Untergang der Ostarmee wäre dadurch verschuldet, daß dieselbe nicht beizeiten über die Tragweite der Konvention von Versailles aufgeklärt worden. So wäre es gekommen, daß die Franzosen im guten Glauben an den Waffenstillstand stehen geblieben, wodurch die Deutschen die nöthige Zeit gewonnen hätten, sie zu umflügeln und zu umstellen. Das ist geradezu albern. Die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen Bismarck und Favre begannen am Spätabend vom 23. Januar. Schon an diesem Tage war aber den Truppen Bourbaki's die gerade Rückzugslinie auf Lyon vollständig verlegt und seit dem 28. Januar, also seit dem Tage, wo der Waffenstillstand zu Versailles wirklich zum Abschlusse kam, war der Ostarmee überhaupt jeder Rückzug, den nach der Schweiz ausgenommen, ganz und gar abgeschnitten. „Als die versailler Konvention geschlossen wurde, war also das Schicksal der Ostarmee bereits besiegelt" [1]).

Der General Herzog erhielt zu Delsberg in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar die ersten bestimmten Meldungen, daß die Franzosen, offenbar von den Deutschen hart bedrängt, rasch der schweizerischen Gränze sich näherten. Der General entsandte den Oberstleutnant Siber-Gysi als Parlamentär nach Pontarlier, um sich mit Clinchant zunächst über die Handhabung des Gränzdienstes während der vorausgesetzten Waffenruhe zu verständigen [2]). Siber traf auf seinem Wege

1) Wartensleben, 86.

2) Der genannte Offizier, Oberstleutnant Siber-Gysi, hat in der

überall schon auf Scenen unbeschreiblichen Wirrsals und Jammers. Clinchant selbst und dessen Stabschef Borel verhehlten ihm nicht, daß es mit aller Haltung und Mannszucht der Armee zu Ende wäre. In den Kreisen französischer Offiziere vernahm der schweizerische Aeußerungen einer widerlichen Leichtfertigkeit. Sie schwatzten davon, in Neuenburg ein gutes Diner einzunehmen und die gebotene Gelegenheit zu einer hübschen Schweizerreise bestens zu benützen. Auch meinten sie, jetzt müßte man um jeden Preis Frieden schließen, und setzten pralend hinzu: „Mais nous reviendrons en quelques années à prendre notre revanche". Dem schweizerischen Parlamentär fiel es sehr auf, „daß kein einziger dieser Offiziere bei seiner Truppe war und sie so als die ersten das Zeichen zur beispiellosen Débandade gegeben hatten." Nur bei der Artillerie sei noch ein Zusammenhang sichtbar gewesen. Am 31. Januar erfuhr der General Herzog, daß der Waffenstillstand für den östlichen Kriegsschauplatz keine Giltigkeit hätte. Er eilte nach Verrières und hier gingen ihm frühmorgens um 3 Uhr am nächsten Tage Meldungen zu, daß die Franzosen in großen Scharen dicht an der Gränze ständen, schon über dieselbe drängten und drückten und nur mühsam noch zurückzuhalten wären. Der General ließ sorglich Generalmarsch schlagen und ordnete alles zur Wahrung der Gränze durch die eidgenössischen Truppen zweckdienliche an. Eine Stunde später erschien der französische Oberstleutnant Chevals in Verrières und in fliegender Eile wurde zwischen dem schweizerischen General und diesem Offizier eine Konvention vereinbart, mit welcher Herzog seinen Adjutanten Siber-Gysi zum General Clinchant nach Verrières

---

Neuen Züricher Zeitung von 1871 (Nr. 87, 89 und 91) in ebenso anspruchsloser als anschaulicher Weise erzählt, was er beim Uebergange der französischen Armee in die Schweiz als Augenzeuge und Mithandelnder sah und erlebte. Seinem Berichte sind die von mir angeführten Einzelnheiten entnommen.

français hinüberreiten ließ, um dessen Unterfertigung einzuholen. In einer elenden Bauernstube des genannten französischen Ortes traf Siber den General und seinen Stab. In fieberhafter Ungeduld wurde die Konvention unterfertigt, und kaum war es geschehen, so drängte sich alles der Thüre zu. Man ließ dem Schweizeroffizier keine Zeit, zu Pferde zu steigen, um die schweizerischen Vorposten von dem Abschlusse der Konvention zu benachrichtigen. An ihm vorbei stürzten sich alle die Generale und Stabsoffiziere, die in der Stube gewesen, und der Gränze zu mit dem Ausruf: „Le passage est libre! Avancez! Avancez!“ [1]) Gleichzeitig begann, wie hier bei Verrières, auch bei Croix, bei Jougne und anderwärts die wilde Flucht der Franzosen über die Gränze. Mit Ausnahme von angeblich 15—16,000 Mann, welche sich in der letzten Stunde vor dem Zusammenziehen des deutschen Fangnetzes südwärts hatten davonmachen können, kam alles, was von der französischen Ostarmee noch übrig, in die Schweiz herüber, alle Waffengattungen im bunten Wirrwarr, Tausende im Zustande gänzlicher Erschöpfung, abgerissen, ausgehungert, verfroren, mit Krankheiten aller Art behaftet — ein erbarmungswürdiger Anblick! Den schweizerischen Offizieren war es ein Aergerniß, die sträfliche Pflichtverletzung mit ansehen zu müssen, welcher sich die französischen Generale, Offiziere und Aerzte den armen Soldaten gegenüber schuldigmachten; die Herren kümmerten sich gar nicht um die armen Teufel und richteten ihr ganzes Dichten und Trachten nur darauf, für ihre eigenen liebwerthen Personen möglichst rasch Erholung und Behagen zu finden. Der Eidgenossenschaft ist durch den plötzlichen

---

1) Siber-Gysi bricht an dieser Stelle seines Berichtes in die Worte aus: „Ein Akt der tiefsten Erniedrigung, der ruhmlosesten Flucht vollzog sich, und das bei einer Armee, welche noch vor wenigen Monaten sich als den Inbegriff militärischer Tüchtigkeit, als die Königin der Heere betrachtet hatte!“

Hereinbruch einer solchen Masse von nahezu 100,000 Mann, durch die Entwaffnung, Vertheilung, Unterbringung, Ernährung, Verpflegung und Bewachung dieser Menge viel Sorge und Arbeit zugewachsen. Die Arbeit wurde aber, wie bekannt, gut gethan und die große Probe mit Ehren bestanden [1]).

---

1) Der im December 1872 an die Bundesversammlung gerichteten Botschaft des schweizerischen Bundesrathes zufolge waren in die Schweiz übergetreten 2467 Offiziere und 87,847 Soldaten mit 11,787 Pferden, 266 Kanonen, 19 Mitrailleusen, 582 Munitionswagen, 58,262 Chassepots, 13,258 anderen Gewehren und Karabinern und 1,682,584 Franken in den Kriegskassen. Zur Bewachung der Internirten waren 16,861 Mann Schweizertruppen im Dienste. Die Anwesenheit der Franzosen in der Schweiz währte bis in den März von 1871 hinein. Die Kosten der Internirung betrugen 12,154,396 Franken. — Ich will nun hier gerade noch die Schlußrechnung über die beidseitigen Verluste im Kriege von 1870—71 anreihen. In Frankreich hat man erst im März von 1871 angefangen, die Einbußen überhaupt amtlich erheben zu lassen und zu registriren. Es leuchtet aber ein, daß dazumal eine ganz genaue und zuverlässige Berechnung überhaupt nicht mehr möglich war, weil die authentischen Nachweise und Belege im einzelnen fehlten. Zuerst stellte die französische Regierung eine Rechnung auf, welcher zufolge während des Krieges 80,000 Offiziere und Soldaten in den Schlachten und Gefechten gefallen oder in den Lazarethen ihren Verwundungen erlegen waren. Später, im Februar 1872, wurde diese Rechnung neugeprüft und vervollständigt. Dann erhielt sie i. J. 1874 namentlich in Folge der Bemühungen des Militärarztes Dr. Chenu nach genauer Durchprüfung ihren Abschluß, welcher dahin lautete, daß der wirkliche Kriegsverlust an Todten, der Gefallenen, der an Wunden oder Krankheiten Gestorbenen, 138,871 Mann betrug, worunter 2281 Offiziere. In dieser Einbuße sind inbegriffen die 17,240 Mann, welche in der Kriegsgefangenschaft in Deutschland, die 1701 Mann, welche während der Internirung in der Schweiz und die 124 Mann, welche während der Internirung in Belgien starben. An Gefangenen hatte Frankreich verloren 374,995 Mann, worunter 11,699 Offiziere. Gefallen, gestorben, gefangen also 513,866 Mann — ein unerhörter, noch nie dagewesener Verlust in einem Kriege von nur sechsmonatlicher Dauer. Favre (III, 115)

3.

Mit der Flucht der französischen Ostarmee in die Schweiz war der Krieg thatsächlich zu Ende, obzwar der Kanonenzank nach Belfort hinein und von Belfort heraus noch 2 Wochen lang fortwährte. Dieses Geknalle war nur eine Mahnung mehr für die Franzosen, um jeden Preis Frieden zu machen.

---

zufolge wäre die Zahl der französischen Gefangenen sogar 420,000 gewesen. Die deutschen Verluste an Todten waren beträchtlich geringer als die französischen, was der französische Fachmann Chenu der weit besseren Einrichtung und Besorgung der deutschen Ambulanzen und Lazarethe beimisst. Von deutschen Offizieren waren gefallen 1165, verwundet 3759, vermisst 30, zusammen 4990. Von deutschen Unteroffizieren und Soldaten gefallen 18,131, verwundet 87,742, gefangen oder vermisst 6145, zusammen 112,038. Gesammtsumme der Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermissten 117,028 Mann. . . . Das ganze große Drama des Krieges hat sich in der Zeit vom 3. August 1870 bis zum 26. Februar 1871, vom wirklichen Ausbruch des Krieges an und bis zum Abschluß der Friedenspräliminarien gerechnet, also binnen 208 Tagen abgespielt. Da aber von der Zeit kriegerischen Handelns 30 Tage abgezogen werden müssen, während welcher die verschiedenen Unterhandlungen gepflogen wurden, so hat der eigentliche Krieg nur 178 Tage gewährt. Innerhalb dieser Zeitspanne haben die Deutschen 17 Feldschlachten geschlagen, 156 Gefechte bestanden, 26 Festungen genommen, 89 Adler und Fahnen und 8057 Geschütze erbeutet. Von kulturgeschichtlichem Belang waren die Leistungen der deutschen Feldpost während des Krieges. Vom 16. Juli bis zum 31. December 1870 allein wurden zum deutschen Heere und von diesem zurück in die Heimat 66 Millionen Briefe und Korrespondenzkarten befördert, also täglich durchschnittlich 400,000 Stück. Täglich gingen mit der Feldpost 9090 Exemplare Zeitungen aus Deutschland nach Frankreich, Privatpackete aller Größen täglich 22,173 Stücke, im ganzen während der angegebenen Zeit 1,219,533 Packete, zu deren Verpackung 81,922 Packetsäcke nöthig waren. Die Geldpackete waren hierin nicht inbegriffen. Wiederum binnen der erwähnten Zeitfrist beförderte die Feldpost an Geld 53,471,600 Thaler aus Deutschland nach Frankreich.

Sie durften sich ja sagen, daß sie für die Ehre ihres Landes das äußerste gethan, daß ihre wirklich gemachten Anstrengungen und ihre wirklich gebrachten Opfer alles das, was die rothe Lügenlegende von 1793 fabelte, weit überboten habe. Jetzt aber war die unausbleibliche Folge einer solchen Kräfteüberspannung da: Frankreich fühlte sich besiegt und erschöpft. Die von Gambetta und seinen Mitarbeitern gebaute und in Gang gesetzte Heermaschine klapperte wohl noch, aber arbeitete nicht mehr. Etliche tausende von Fanatikern und etliche hunderttausende von Habenichtsen und Taugenichtsen ausgenommen, waren alle Franzosen kriegsmüde, kriegsmüde bis zum Ekel, und daß diese ungeheure Mehrheit den Frieden, den Frieden um jeden Preis brennend wünschte, bewiesen unwidersprechlich die Wahlen zur Nationalversammlung. Trotz der ungeheuren Rührigkeit, welche die Republikaner entwickelten, wählte Frankreich in diese Versammlung eine erdrückende Mehrheit von monarchisch und klerikal Gesinnten, und zwar darum, weil die Monarchisten und die Klerikalen zugleich Friedensfreunde waren. Ja, das Land, ganz unbekümmert um die wohlfeile Kriegswuth, welche das pariser Proletariat zur Schau trug, wollte den Frieden und es wollte nebenbei auch, daß den Anarchisten und Internationalisten, welche in verschiedenen Städten des Südens, insbesondere auch in Bordeaux, rumorten und spektakelten, das Handwerk beförderlich gelegt würde [1]).

Unterdessen nahmen in Versailles die Verhandelungen ihren weiteren Verlauf. Zuvörderst wurde das im Waffenstillstandsvertrag vorgesehene Uebereinkommen abgeschlossen,

1) Sorel gibt (II, 190) auf das in diesem Falle gewiß unverwerfliche Zeugniß von Glais-Bizoin hin eine kurze, aber drastische Schilderung von dem Treiben der spanischen, italischen, slavischen, englischen und amerikanischen Gesindelschaft in Bordeaux. Gambetta mußte, um sich den Zumuthungen dieser Bande zu erwehren, zuletzt einen sehr hohen und herben Ton gegen sie anschlagen.

welches genaue Abgränzungslinien markirte, innerhalb welcher die beidseitigen Streitkräfte während der Waffenruhezeit sich zu halten hätten. Sodann verschritt man dazu, die Grundzüge eines Friedensvertrages aufzustellen und zu erörtern, selbstverständlich immer in der Meinung, daß über die Einzelnheiten weiter verhandelt, sowie, daß die Genehmigung oder Verwerfung nur der nach Bordeaux berufenen Nationalversammlung zustehen sollte [1]). Es braucht nicht betont zu werden, wie sehr der deutschen Heerleitung daran gelegen sein mußte, die Versammlung möglichst bald zusammentreten zu sehen, und zwar als das Ergebniß von unbedingt freien Wahlen, so daß dieses Parlament wirklich und wahrhaft für den Ausdruck des Nationalwillens gelten könnte. Soweit das Land von den Deutschen besetzt war — also beinahe zur Hälfte — wurden die deutschen Civil- und Militärbehörden von Versailles aus streng angewiesen, der Wahlbewegung alle und jede Freiheit zu lassen. Sogar den Bewohnern vom Elsaß und von Deutsch-Lothringen, d. h. von Provinzen, deren Zurücknahme an das deutsche Reich eine festbeschlossene Sache war, wurde gestattet,

1) Gelegentlich hielt Bismarck den französischen Unterhändlern, seinen Tischgästen, wohl auch einen Vortrag über Politik. So am Abend vom 30. Januar, wo er den Franzosen sagte, „Konsequenz werde in der Politik häufig zum Fehler, zum Eigensinn und zur Selbstwilligkeit. Man müsse sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, mit den Verhältnissen rechnen, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurtheile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten, als grüner, junger Mensch, habe er sehr andere Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sich aber geändert, habe sich's überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche theilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Man müsse dem Vaterlande nicht seine Neigungen und Wünsche aufdrängen. La patrie veut être servie et pas dominée." Diese Rede imponirte den pariser Herren nicht wenig und Favre sagte zur Antwort: „C'est bien juste, Monsieur le comte, c'est profond!" Busch, II, 303.

an den Wahlen sich zu betheiligen, weil Elsaß und Lothringen zwar schon in deutschem Besitze, jedoch noch nicht vonseiten Frankreichs abgetreten waren. Die Regierung der Nationalvertheidigung in Paris schrieb die Wahlen aus und zwar auf Grund des unter der zweiten Republik i. J. 1849 erlassenen Wahlgesetzes, also auf Grund des „suffrage universel". Das Wahlausschreiben der pariser Regierung datirte vom 29. Januar und bestimmte den 12. Februar als den Tag des Zusammentretens der Nationalversammlung in Bordeaux. Da wollte aber Gambetta im bitteren Vorgefühle, daß es mit seiner diktatorischen Herrlichkeit zu Ende ginge, das ganze Wahlgeschäft zu einer terroristischen Posse im Geschmacke von 1793 machen. Gewählt soll schon werden, da es nun einmal nicht anders geht, aber so gewählt, wie wir es haben wollen. Diktatoren und Inquisitoren sehen einander mitunter zum Verwechseln ähnlich. Freiheit muß sein, ja wohl; aber die Freiheit, welche wir meinen. Ohne sich mit seinen pariser Amtsgenossen darüber zu benehmen, erließ Gambetta — von den Nullen Crémieux und Glais-Bizoin braucht weiter keine Rede zu sein — am 1. Februar auf eigene Faust ein Wahldekret, dessen Sinn, kurz gesagt, dieser war, daß alle Franzosen, welche zu dem zweiten Kaiserreich in Beziehungen gestanden, ihrer Wahlfähigkeit und Wählbarkeit für verlustig erklärt wurden — ein Akt der Willkür und Gewaltsamkeit, dessen ganze Grellheit offenbar wird, so man bedenkt, daß noch einige Monate zuvor, im Mai 1870, mehr als 7 Millionen französischer Staatsbürger ihre Stimme zu Gunsten Napoleons des Dritten und des Kaiserreiches abgegeben hatten. Die Dehnbarkeit der Bestimmungen des gambettaischen Ukas hinzugerechnet, hätte mittels desselben die Hälfte, mindestens die Hälfte der Franzosen ihres Wahlrechtes beraubt werden können.

An demselben ersten Februartage, an welchem das Wahldekret Gambetta's in den Straßen von Bordeaux angeschlagen

wurde, kam Jules Simon mit den Vollmachten der pariser Regierung in der Hauptstadt der Gironde an und setzte sich mit dem dort anwesenden Thiers in Verbindung. Da Bordeaux von „Gestalten" der allerinternationalsten Sorte wimmelte, so hatte es etliche Tage lang den Anschein, als würde und müßte es zu einem offenen Kampfe zwischen den Anhängern Gambetta's, d. h. der Partei der Terroristen und Kriegswüthigen, und den Anhängern der durch Simon vertretenen Regierung der Nationalvertheidigung, d. h. der Partei der Gesundmenschenverständigen und Friedensfreunde kommen [1]). Die besagten Gestalten gebärdeten sich recht frech und wüst, rottirten und tumultirten, wollten Gambetta förmlich zum Diktator ausrufen und erfüllten die Straßen der Stadt mit dem Geschrei: „Keinen Waffenstillstand, aber einen Wohlfahrtsausschuß!" Da kam ein abkühlender Wasserstral aus Versailles, ein durch den elektrischen Draht übermittelter Protest Bismarcks vom 2. Februar gegen Gambetta's Wahlukas. Die pariser Regierung anerkannte sofort die Berechtigung des Kanzlers, auf allgemeinen und freien Wahlen zu bestehen, wie ja solche in dem Waffenstillstandsvertrag festgesetzt worden, und sie beeilte sich, jenen Ukas für null und nichtig zu erklären. Simon hatte sich inzwischen mit den Truppenkommandanten in und bei Bordeaux, sowie mit der seßhaften Bürgerschaft der Stadt und ihren Behörden in Verbindung gesetzt und war also in der Verfassung, dem Willen der pariser Regierung nöthigenfalls mit Gewalt Achtung zu verschaffen. Es kam jedoch nicht dazu. Denn Gambetta war ungeachtet aller

1) Ueber seine Erlebnisse in Bordeaux hat Simon vor der Kommission der Enquête parlementaire (I, 505 et suiv., III, 556) ausgesagt. Eine zusammenhängende Erzählung der Ereignisse in dieser Stadt und seiner eigenen Betheiligung daran gab er dann in seinem schon früher von mir citirten Buch „Le gouvernement de M. Thiers", I, 11—154.

wirklichen oder erkünstelten Erhitzung doch viel zu gescheid, um nicht zu merken, daß die Partie vorderhand für ihn verspielt und daß es blanke Narrheit wäre, seine Zukunft um der Gunst einheimischer oder internationaler Gesindelschaft willen zu gefährden. Er that also wie jener preußische Minister im Jahre 1850, d. h. er wich muthig einen Schritt zurück, oder auch wie der berühmte Hirt von Ulm, d. h. er ging, um nicht gegangen zu werden. Er legte am 6. Februar seine Ministerschaft, welche thatsächlich eine Diktatur gewesen, und zugleich seine Regierungsmitgliedschaft nieder und verzog sich für eine Weile nach San Sebastian in Spanien.

Die Franzosen hatten es also dem energischen Eingreifen des deutschen Reichskanzlers zu verdanken, wenn ihr Wahlrecht geachtet wurde und nicht eine Minderheit mittels terroristischer Wahlbeherrschung ihren Willen der Nation aufzuzwingen vermochte. Die Wahlen zur Nationalversammlung gingen in ganz Frankreich am 8. Februar in aller Ordnung vor sich und der große Feind Deutschlands, Thiers, hat nach beendigtem Wahlgeschäft den Deutschen das Ehrenzeugniß ausgestellt, daß seit 20 und mehr Jahren die Wahlen in Frankreich niemals so frei, so unbeherrscht und so unbeeinflusst gewesen wären wie diesmal, wo, wie schon gesagt, nahezu die Hälfte des französischen Bodens von einem siegreichen Feinde besetzt war. Die Wahlen gaben der Friedenspartei eine geradezu erdrückende Mehrheit, welche sich aus entschiedenen Nichtrepublikanern, aus Bonapartisten, Bourbonisten und Orléanisten zusammensetzte, alle mehr oder weniger jesuitisch-klerikal durchseucht. Frankreich, welches jetzt wieder eine Republik hieß, war also zum drittenmal, was es schon zweimal gewesen: eine Republik ohne Republikaner. Das französische Volk hatte die ungeheure Mehrheit seiner Vertretung aus Monarchisten zusammengesetzt und diese würden zweifelsohne den Thron sofort wieder aufgebaut haben, so sie sich nur darüber hätten verständigen können, wer darauf zu

setzen wäre, ob der „kaiserliche Prinz" oder der Graf von Chambord oder der Graf von Paris. Diese Prätendentendreiheit, dieser monarchische „embarras de richesse" erhielt die Republik am Leben. Zudem war ja jetzt schlechterdings keine Zeit, über die Staatsform und was alles daran hing, zu streiten, weil eine Frage, die Kriegs- oder Friedensfrage allen zu heiß auf den Nägeln brannte.

Die Nationalversammlung trat am 12. Februar im Grand-Théatre zu Bordeaux zusammen und konstituirte sich, obzwar von den 750 Abgeordneten noch bei weitem nicht alle eingetroffen waren, schon an demselben Tag unter dem Vorsitz des Alterspräsidenten Benoist-d'Azy [1]). Am folgenden Tage legte die Regierung vom 4. September kraft einer mündlichen Erklärung von Jules Favre ihre Vollmachten in den Schoß der Nationalvertretung Frankreichs nieder. Nach einem häßlichen Zwischenfall mit dem Alten von Kaprera, welcher als Nichtfranzos gar nicht das Recht hatte, in der Versammlung zu sitzen, dessenungeachtet aber vom souveränen Unverstand in Paris hineingewählt worden war [2]), und nach Bestellung ihres Vorstandes schritt die Versammlung vom 17. Februar zur Wahl eines Oberhauptes der Vollziehungsgewalt und es war

---

1) Vier Tage später bestellte sie ihr bleibendes Bureau und wählte zu ihrem Präsidenten den Republikaner Jules Grévy, was bewies, daß dieser Mann auch bei den Monarchisten in Achtung stand, und ebenso, daß die Monarchisten nicht über die Wahl eines der Ihrigen zum Obmann der Versammlung unter einander übereinzukommen vermochten.

2) In Paris waren aus den Wahlurnen als die 5 ersten Gewählten hervorgegangen Blanc, Hugo, Gambetta, Garibaldi und Quinet. Als dieser mit seiner Frau nach Bordeaux reis'te, ärgerte sich Madame gewaltig darüber, daß sie unterwegs so viel deutsch sprechen hören mußte, noch mehr aber über das gute und muntere Aussehen der deutschen Soldaten. „Ce qu'il y a de cruel, ces soldats n'ont pas l'air fatigué, éprouvé, le moins du monde; bien reposés, bien vêtus, bien nourris, on dirait des touristes en voyage." Journal du siége, 353.

so zu sagen selbstverständlich, daß hierzu der von nicht weniger als 26 Wahlkreisen nach Bordeaux gesandte Thiers auserſehen wurde. Der von Dufaure, Grévy und anderen Abgeordneten eingebrachte Antrag, den greisen Staatsmann an die Spitze Frankreichs zu stellen, ist, ohne daß eine förmliche Abstimmung darüber stattgefunden hätte, „à la presque unanimité“ angenommen worden. Wunderliche Wendungen der Völkergeschicke! Der Mann, welcher am 15. Juli 1870 von der Mehrheit eines französischen Parlamentes niedergeschrieen worden, wurde am 17. Februar 1871 von der Mehrheit eines französischen Parlamentes wie ein Helfer und Heiland auf den Schild gestellt. Derselbe Mann, welcher mittels seiner Geschichtefärberei, um nicht zu sagen Geschichtefälscherei zweifelsohne zur Einwurzelung der bonapartistischen Pestilenz in Frankreich das meiste beigetragen hatte, wurde jetzt berufen, mußte, wie die Sachen lagen, berufen werden, um die Folgen dieser Pestilenz, wo möglich, wieder gutzumachen. Und derselbe Mann endlich, welcher sein Lebenlang gethan hatte, was er konnte, um das Aufsteigen Deutschlands zur Einheit und Macht zu verhindern, war nun gezwungen, im Namen des besiegten Frankreichs den vom siegreichen neuen deutschen Reiche diktirten Friedensvertrag zu unterzeichnen. —

„Oh thou, who never yet of human wrong
Left the unbalanced scale, great Nemesis!“

Thiers erklärte, daß er sich der ihm zugetheilten, zugleich so schweren und so peinlichen Aufgabe unterziehen wollte, und bestellte ein Ministerium, für dessen Zusammensetzung der Parteienbestand der Nationalversammlung maßgebend sein sollte, aber keineswegs genau maßgebend war, weil eben bei dem neuen Staatsoberhaupt der Vernunftrepublikanismus dazumal, d. h. unmittelbar nach seiner Ernennung zum Regenten der Republik, völlig zum Durchbruch gekommen und er demzufolge der republikanischen Partei bei der Wahl seiner Minister starke

Einräumungen machte [1]). Am 19. Februar zeigte er der Nationalversammlung die Berufung und den Personalbestand des neuen Kabinetts an und entwickelte in einer geschichtlich denkwürdigen Rede das Programm seiner Regierung, welches man nachmals den „Pakt von Bordeaux“ genannt hat. Das war nichts anderes als ein stillschweigendes Uebereinkommen der Parteien, aus welchen die Versammlung bestand, das so eben angenommene Provisorium, die sogeheißene Republik, einstweilen bestehen, d. h. im Innern, in Beziehung auf die Staatsform und die konstitutionellen Fragen alles in der Schwebe zu lassen und alle Sorge und Arbeit der Herbeiführung des Friedens und der Befreiung des französischen Bodens von der Besetzung durch den Feind zuzuwenden. Denn von einer Wiederaufnahme des Krieges vonseiten Frankreichs nach dem Ablauf des Waffenstillstandes konnte nur unter Phantasten und Fanatikern die Rede sein. Es hätte ja daraus nur die vollständige Zerschmetterung Frankreichs hervorgehen können, maßen die deutsche Heerleitung auf die Fortführung des Kampfes sehr gut vorbereitet war [2]). Uebrigens wagten sich die Kriegsnarren vorderhand in der Nationalversammlung mit ihrem Geplärre gar nicht hervor. Als daher Favre als Minister der aus-

---

1) Favre erhielt das Ministerium des Auswärtigen, Picard das Innere, Simon den Unterricht, Le Flô den Krieg, Pothuau die Marine, Dufaure die Justiz, Lambrecht den Handel, De Larcy die Bauten. Erst in Paris ernannte Thiers den großen Fabrikanten Pouyer-Quertier zum Finanzminister.

2) Am 1. März von 1871 betrug die Stärke der auf französischem Boden stehenden deutschen Heerscharen, Feldtruppen und Besatzungen zusammengerechnet, 569,875 Mann Fußvolk und 63,465 Mann Reiterei mit 1742 Geschützen. Rechnet man aber die Offiziere und Beamten, die Kanonire, Pionire, Fuhrleute, Lazarethmannschaften u. s. w. hinzu, so ergibt sich eine Gesammtstärke von rund 1 Million. Daheim in Deutschland standen zur gleichen Zeit in völliger Feldtüchtigkeit noch bereit 250,000 Mann.

wärtigen Angelegenheiten beantragte, die Versammlung möchte aus ihren Reihen eine Kommission von 15 Mitgliedern wählen, welche mit den Friedensunterhändlern nach Paris gehen sollte, um zwischen diesen und dem Parlament ein Vermittelungsinstrument zu sein, erhob sich kein Widerspruch und die Kommission wurde sofort gewählt. Ebenso rasch erledigte die Versammlung den Antrag von Thiers, sie sollte ihre Sitzungen aufgehoben sein lassen, bis ihr die Friedensbedingungen zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden könnten, im zustimmenden Sinne. Noch am Abend vom 19. Februar reis'ten Thiers und Favre mit den Parlamentskommissären nach Paris ab.

4.

Ein mäßig großes Zimmer, ausgestattet mit einem Pianino, einem Sopha, etlichen Polsterstühlen und zwei Spiegeln, vor deren einem auf einem Tischchen eine alte Stutzuhr stand [1]) — in diesem „Salon“ der Frau Jessé empfing Bismarck

1) Diese Stutzuhr hatte auch ihre Geschichte. Es hockte auf derselben „ein dämonartiges Bronzebildchen mit großen Flügeln, welches sich in den Daumen biß — vielleicht ein Konterfei des Hausgeistes der Madame Jessé, die sich als ein nichts weniger als liebenswürdiges Frauenzimmer erwies. Sie hat allerhand Räubergeschichten über uns verbreitet, unter andern die, Graf Bismarck habe ihr eine werthvolle Pendule abdrücken wollen. Die Geschichte von dieser Pendule mit dem kleinen bronzenen Dämon verlief aber in ganz anderer Weise, als Madame sie unter die Leute gebracht. Die Jessé bot dieses an sich ziemlich werthlose Möbel dem Kanzler in der Voraussetzung, es werde ihm als Zeuge und Zeitmesser bei wichtigen Verhandlungen von Werth sein, zu einem exorbitanten Preise an. Ich glaube, sie verlangte 5000 Franken dafür. Sie erreichte aber ihre Absicht, damit ein gutes Geschäft zu

am Nachmittag vom 21. Februar das neue Staatsoberhaupt Frankreichs, seinen alten Bekannten Thiers, welcher gestern in Paris angelangt war und den deutschen Kanzler sofort von seiner Ankunft hatte benachrichtigen lassen.

Bismarck wußte, daß Thiers den Frieden wollte und daß, soweit menschliche Berechnung reichte, die Unterhandlung diesmal zum Ziele führen müßte. Er empfing daher den Unterhändler „avec une grande courtoisie“ und das erste Geschäft der beiden Herren, die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 26. Februar, wurde rasch und glatt erledigt [1]).

Dann kam man zur Hauptsache. Thiers fragte nach den deutschen Friedensbedingungen und Bismarck gab zur Ant-

---

machen, nicht, da das Anerbieten der habgierigen und für die rücksichtsvolle Behandlung ihres Hauses durchaus nicht dankbaren Frau abgelehnt wurde. Ich erinnere mich, erzählte der Kanzler später, daß ich dabei die Bemerkung machte, das koboldartige Bildchen auf der Uhr, welches eine Grimasse schnitt, könnte ihr als Familienporträt ein liebes Besitzthum sein, und eines solchen wollte ich sie nicht berauben.“ Busch, I, 225, 234.

1) Die mehrtägigen Verhandelungen zwischen Bismarck auf deutscher, Thiers und Favre auf französischer Seite wurden nicht protokollirt. Der Kanzler hat, abgesehen von etlichen abgerissenen Aeußerungen, welche er vor seiner Umgebung fallen ließ und welche von Busch aufgefangen wurden, über die einzelnen Vorkommnisse im Verlaufe der Unterhandlung nichts bekanntgegeben, man wollte denn einen summarischen Bericht von amtlicher Färbung, welchen die „Provinzialkorrespondenz“ in ihrer Nummer vom 1. März 1871 brachte, für eine solche Bekanntgebung nehmen. So sind wir denn zur Stunde, wo ich dieses schreibe, inbetreff der Einzelnheiten auf den Bericht Favre's (Gouv. d. l. déf. nat. III, 89—120) als auf die Hauptquelle, ja als auf die einzige Quelle angewiesen. Was M. E. Delerot (Versailles pendant l'occupation) zu erzählen weiß, beruht schon auf dem Hörensagen. Die Darstellungen von Sorel, De Mazade und Simon haben durchweg den favre'schen Bericht zur Grundlage. Simon (I, 118 fg.) bringt einige Besonderheiten bei, welche er zweifelsohne aus dem Munde von Thiers empfangen hatte.

wort: „Das Elsaß, Deutsch-Lothringen mit Metz und 6 Milliarden“.

Thiers entsetzte sich oder spielte wenigstens den furchtbar Ueberraschten. Er war es aber sicherlich nicht, denn wir wissen bestimmt, daß er während der Fahrt von Bordeaux nach Paris seinen Reisegefährten vorhergesagt hatte, die Deutschen würden Lothringen — wohlverstanden ganz Lothringen — das Elsaß und 5 Milliarden fordern; ja, es wäre außerdem noch zu befürchten, daß es Preußen jetzt Frankreich machte, wie es Frankreich 1807 Preußen gemacht hatte, d. h. daß Preußen Frankreich zur Verkleinerung seiner Armee zwingen und endlich auch noch die Abtretung eines Theils der französischen Flotte verlangen würde. Die wirklichen Forderungen Bismarcks waren also bescheidener, obzwar, mit den Augen eines französischen Patrioten angesehen, immer noch übermäßig hart. Thiers hoffte aber alles Ernstes, sie herabmildern zu können. Er hegte eine aufrichtig große Meinung von den Fähigkeiten des Politikers, mit welchem er es zu thun hatte, aber doch eine noch größere von seinen eigenen. Er wollte alle seine Geschicklichkeit und Geschmeidigkeit aufbieten, die ganze Kunst seiner Dialektik entfalten, den ganzen Glanz seiner Beredsamkeit in allen Farben des Prisma spielen lassen. Er wollte Logik und Leidenschaft mitsammen ins Feld führen, wollte auf die Vernunft und Großmuth des Siegers sich berufen und von der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit des besiegten Frankreichs sprechen. Und er that so. Man kann wohl sagen, daß niemals ein Staatsmann in einer so schwierigen Lage ein vielseitigeres Talent und einen glühenderen Eifer bethätigt habe als der greise Thiers in jenen Februartagen. Er hatte auch klug berechnet, daß es bei der entschiedenen Abneigung des deutschen Kanzlers gegen alle Einmischungsversuche der „europäischen“ Höfe und Kabinette sich empfehlen müßte, die „guten Dienste“ dieser

Höfe und Kabinette nur so nebenbei in Anspruch zu nehmen und alles auf eine unmittelbare Verständigung mit Deutschland anzulegen und abzustellen. Aber alle diese Klugheit, Kunst und Energie vermochten den „rocher de bronze“ der deutschen Entschließung nicht zu erschüttern und Thiers mußte schon von der ersten Zusammenkunft mit Bismarck die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß von den deutschen Friedensbedingungen nichts wesentliches herunterzuhandeln sein werde. Er schied mit der Bemerkung, daß er bezweifeln müßte, ob die Nationalversammlung zur Annahme derartiger Bedingungen sich herbeilassen würde. Als er aber in Paris der Parlamentskommission seinen Bericht erstattete, waren die Mitglieder derselben froh, daß „Preußen wenigstens nur einen Theil von Lothringen gefordert und von der Armee und der Flotte gar nicht geredet hätte“, und meinten, Thiers müßte die Verhandelungen fortsetzen und, so schmerzlich es auch für ihn wäre, die aufgestellten Bedingungen annehmen.

Am folgenden Tage wiederum in Versailles, versuchte der französische Unterhändler zunächst die Dazwischenkunft des Kaisers und des Kronprinzen zu erwirken, jedoch vergeblich. Der Kaiser und der Prinz empfingen zwar den ohne Frage bedeutendsten Mann seines Landes mit größter Zuvorkommenheit, aber beide wiesen in artigster Form ein Eingreifen in die Geschäftesphäre des Kanzlers ab. Thiers merkte auch hier den „rocher de bronze“. Als dann im Gespräche mit Bismarck die Geldfrage zur Behandelung kam und der Franzose die Forderung von 6 Milliarden ungeheuerlich fand, meinte der Deutsche: „Keineswegs. Wir haben die Reichthümer Frankreichs überschlagen und haben gefunden, daß es 15 Milliarden zahlen könnte“. Der Kanzler erinnerte dann daran, daß er bereits mit Favre dahin übereingekommen wäre, der Friedensvertrag müßte nur wenige und ganz klare Bestimmungen enthalten und die Ausführungsmodalitäten sollten

einer in Brüssel zusammentretenden Konferenz von Bevollmächtigten der beiden Staaten überlassen werden. Im übrigen müßte er darauf dringen, bald eine bestimmte Antwort zu erhalten; denn die deutschen Forderungen wären ein Ultimatum. Da fuhr Thiers von seinem Stuhle auf und rief aus: „Mais c'est une indignité!“ Bismarck behielt seine Kaltblütigkeit und wiederholte, was er vorhin französisch gesagt, in deutscher Sprache. Der Franzose merkte, daß er eine Dummheit begangen, und sagte in kläglichem Tone: „Mais, Monsieur le comte, vous savez bien que je ne sais pas allemand“. Worauf der Kanzler französisch: „Als Sie vorhin von indignité redeten, fand ich, daß ich nicht genug französisch verstände, und so zog ich vor, deutsch zu sprechen, wo ich weiß, was ich sage und höre“ [1]). Man sprach hierauf wieder von den Milliarden, und als Thiers die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit betonte, eine solche Summe zu bezahlen, erklärte Bismarck: „Wir haben alles vorgesehen und können euch aus dieser Verlegenheit helfen. Zwei unserer gewiegtesten Finanzleute haben eine Kombination ausfindig gemacht, mittels welcher ihr die anscheinend so schwere Kriegssteuer abführen könnt, ohne daß ihr es merkt“ [2]).

Am nächsten Tage (23. Februar) erfuhren Thiers und Favre näheres über das Wunder, welches an Frankreich verrichtet oder verübt werden sollte. Da nämlich stellten sich ihnen verabredetermaßen im Ministerium des Auswärtigen am Quai d'Orsay in Paris ein „weißer“ und ein „schwarzer“ Magier vor, — in der Gaunersprache der Börse würde man sagen ein „weißer“ und „schwarzer“ Jude, d. h. ein getaufter und ein beschnittener. Sie redeten zu den Franzosen — auch

---

1) Busch, II, 372.

2) „Une combinaison moyennant laquelle ce tribut, si lourd en apparence, sera payé sans que vous vous en aperceviez.“ Favre, III, 94 et suiv.

die Kommission der Nationalversammlung war anwesend — mit lächelndem Munde und honigsüß („ils avaient le parler mielleux, le sourire à la bouche“), sie beklagten das Unglück Frankreichs und erklärten beredsam, daß sie gern zur Milderung desselben beitragen würden, vorausgesetzt, daß dabei auch für sie ein Vortheil mitabfiele („s'ils y trouvaient l'occasion d'un bénéfice“). Das fanden die Franzosen billig; denn „nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles“. Nun setzten die beiden Wunderthunwoller die von ihnen ersonnene „Kombination“ auseinander, „mittels welcher ihr (Franzosen) die anscheinend so schwere Kriegssteuer abführen könnt, ohne daß ihr es merkt“. Allein Thiers und die Kommissäre merkten es doch. Sie merkten, daß die äußerst sinnreiche „Kombination“ der beiden Magier darauf hinausliefe, die von Deutschland geforderte Kriegssteuer auf das Doppelte ihres Betrages hinaufzuschrauben [1]). Dieses „Bénéfice“ erschien ihnen so groß, daß, falls es überhaupt bewilligt werden müßte, sie es doch lieber selber verdienen wollten. Der weiße und der schwarze Magier mußten demnach unverrichteten Wunders abziehen und zwar nicht Muse Klio, aber doch Muse Thalia hat es lachend protokollirt, daß bei diesem Abzug die germanische Nase des einen der beiden Herren fast noch länger gewesen sei als die semitische des andern. Moral: War es denn nöthig, ein Blatt der Geschichte unseres großen Jahres mit diesem garstigen Oelfleck zu verunzieren?

Am Nachmittag vom 23. Februar setzte Thiers, diesmal von Favre begleitet, draußen in Versailles die Verhandelung

1) „Ces systèmes ingenieux aboutissaient à accroître de moitié notre rançon.“ Favre, III, 96. „Leur système était ingénieux en effet; il nous donnait du temps, ou plutôt il nous le vendait, et aboutissait, en dernière analyse, à doubler notre rançon. Ils insistèrent longtemps, ce qui se comprend à merveille; mais on comprend aussi que nos commissaires n'étaient pas plus que M. Thiers

mit dem Kanzler fort, welchem die Nachricht von der Scheiterung der „sinnreichen Kombination“ Stoff zum Nachdenken gegeben haben mochte. Jedenfalls mußte es ihm räthlich scheinen, möglichst rasch zum Ziele zu kommen, um nicht vonseiten der „neutralen“ Mächte irgendeinen störsamen Einmischungsversuch gewärtigen zu müssen. Er kam daher den französischen Unterhändlern mit der Eröffnung entgegen, daß er vom Kaiser Vollmacht erhalten hätte, die Kriegskontribution von 6 auf 5 Milliarden zu ermäßigen. Die Franzosen wollten diese 5 auf 2 heruntermarkten. Bismarck zeigte ihnen, daß die Feldzugskosten der Deutschen allein auf 2 Milliarden anstiegen; hierzu kämen die Wiederherstellungskosten vom verbrauchten Kriegsmaterial, die Entschädigung der aus Frankreich verjagten Deutschen, die Entschädigung der Eigenthümer und Mannschaften deutscher Handelsschiffe, welche von französischen Kriegsschiffen aufgebracht worden, die Verpflegung und Löhnung der französischen Kriegsgefangenen, die an das deutsche Heer auszutheilenden Belohnungen, die Pensionen für die Invaliden, für die Wittwen und Waisen der Gefallenen, die Gutmachung von Einbußen und Schäden aller Art, welche Deutschland durch den Krieg erlitten. Das alles würde wohl die Summe von 5 Milliarden betragen. Als die Franzosen einsahen, daß weiteres Markten vergeblich wäre, stellten sie die Geldfrage einstweilen beiseite und nahmen andere Fragen vor. Zunächst die des Einzugs der Deutschen in Paris. Der Kanzler erklärte, daran wäre nichts zu ändern; man dürfte dem deutschen Heere diese Genugthuung nicht versagen. „Ueberlegen Sie sich es wohl — sagte Thiers. Wollt ihr wirklich in Paris einziehen, so wird die Bevölkerung überall Barrikaden bauen.

tentés d'accepter leurs offres; qu'ils subissaient cette entrevue comme une aggravation de peine, et qu'ils avaient, à l'avance, résolu de se confier à la France pour sortir de nos embarras, et non à l'habilité intéressée de nos ennemis.“ Simon, I, 119.

Ihr müßt sie stürmen und Gott weiß, wozu das führen könnte". — „Wir werden schon damit fertig werden", entgegnete Bismarck.

Den folgenden Tag hindurch drehten sich die Verhandlungen hauptsächlich um Metz und Belfort. Mitunter wurde zwischen Bismarck und Thiers das Ringen mit Worten so heftig und heiß, als nur jemals in diesem Kriege zwischen Deutschen und Franzosen das Ringen mit Waffen gewesen war. Daß Haltung und Ton bei dem Franzosen früher ins Leidenschaftliche hinüberschlug als bei dem Deutschen ist begreiflich. Favre hat von Thiers gesagt: „Ich sehe ihn noch, bleich, aufgeregt, unruhvoll sich setzend und sogleich wieder aufspringend; ich höre noch seine vom Kummer gebrochene Stimme, seine abgerissenen Worte, seine zugleich flehenden und stolzen Töne." Als er, sei es in wirklicher, sei es in gutgespielter Verzweifelung, zuletzt ausrief, daß er nicht weiter verhandeln wollte und daß die Deutschen mit Frankreich umspringen sollten, wie es ihnen gefiele, suchte ihn der Kanzler zu beruhigen, erklärte dem patriotischen Greise, daß er dessen Gefühle zu würdigen wüßte, und sagte, er wollte zusehen, ob er den Kaiser und Moltke zu einer Zubilligung bestimmen könnte. Dann ging er weg, und als er wiederkam, eröffnete er den Franzosen: „Ich mußte, dem Willen des Kaisers gemäß, den Einzug unserer Truppen in Paris fordern. Sie haben das Fallenlassen dieser Forderung dringlichst verlangt. Wohlan, wir wollen darauf verzichten, so ihr uns Belfort lasst". Die beiden Franzosen verständigten sich mittels eines Blickes („un regard échangé suffit") und Thiers erklärte, daß sie doch lieber Belfort behalten wollten. Paris werde ja wohl bereitsein, den Leidensbecher bis auf die Hefen zu leeren, um Frankreich ein Stück seines Bodens und eine so heldische Stadt wie Belfort zu erhalten.

An demselben Tage langte der neue, von Thiers ernannte

französische Botschafter am englischen Hofe, der Duc de Broglie, in London an und machte sofort einen Anwurf beim Lord Granville, daß England noch in letzter Stunde einen Dazwischenkunftsversuch unternähme. Dieser Versuch sollte in erster Linie darauf abzielen, die Verlängerung des Waffenstillstandes zu erwirken, damit „die Unterhandelungen (zwischen Deutschland und Frankreich) nicht aller Kenntnißnahme vonseiten Europa's entzogen blieben", und in zweiter, „den Betrag der französischen Kriegssteuer einer schiedsrichterlichen Entscheidung zu unterstellen" [1]). Granville setzte den englischen Gesandten in Berlin, Lord Loftus, und den englischen Bevollmächtigten beim deutschen Hauptquartier, Odo Russel, von dem Ansinnen in Kenntniß, das weiter keine Folge hatte, ausgenommen diese, daß Bismarck, welchen der preußische Botschafter in London, Graf Bernstorff, noch am Abend vom 24. Februar drahtbrieflich von der Sache benachrichtigt hatte, am nächsten Tage den französischen Unterhändlern eine strengere Miene zeigte als bisher und gar nicht verhehlte, wie er den am Tage zuvor durch den Duc de Broglie gethanen Schritt aufgenommen hätte. Denn als Thiers noch immer an den 5 Milliarden herumklaubte, rief der Kanzler aus: „Ich sehe wohl, ihr habt nur die Wiederaufnahme des Krieges im Sinne; ihr werdet ja dafür die Unterstützung eurer guten Freunde haben, der Herren Engländer!" Favre nahm das Wort, um diese Unterstellung zurückzuweisen, worauf Bismarck bemerkte, das beste Mittel, den guten Willen Frankreichs zu erweisen, wäre, die Bezahlung der Kriegssteuer sofort zu regeln. Dabei kam er noch einmal auf seine „beiden Vertrauensmänner", auf den weißen und den schwarzen Magier zurück. Von diesen wollten aber die Franzosen schlechterdings nichts wissen, sondern schlugen ihrerseits vor, den Herrn

1) Granville's Depesche vom 25. Februar an Lord Lyons.

Rothschild von Paris herbeizutelegraphiren. Der verstände sich doch wohl auch auf Geldgeschäfte und sie möchten seinen Rath einholen. Der Kanzler hatte nichts dagegen, begann dann aber sich zu ereifern, beschwerte sich über die unendlichen Weiterungen, welche Thiers verursachte, erklärte, die deutschen Bedingungen müßten entweder am Abend des folgenden Tages angenommen sein oder die Feindseligkeiten würden wieder beginnen, und rief, mit großen Schritten das Gemach durchmessend, schließlich aus: „Ich bin wohl recht gutmüthig, mir von euch so viele Mühe machen zu lassen. Unsere Bedingungen sind ein Ultimatum. Man muß sie also annehmen oder verwerfen. Ich will nichts mehr damit zu thun haben. Bringt morgen einen Dolmetsch mit, fortan sprech' ich nicht mehr französisch!" Und er erging sich auf's heftigste in deutscher Sprache[1]). Die Meldung, daß der Mittagstisch gedeckt wäre, unterbrach den peinlichen Auftritt. Bismarck lud die Franzosen ein, mitzuhalten. Sie schlugen es aber aus, und während der Kanzler bei Tische war, kam Herr Rothschild aus Paris an. In Gegenwart desselben, welcher erklärte, die Ansicht von Thiers und Favre inbetreff der „sinnreichen Kombination", welche von dem mehrerwähnten „Weißen" und „Schwarzen" empfohlen worden, vollständig zu theilen — (man sieht, das Sprichwort „Keine Krähe hackt der andern die Augen aus!" ist nicht immer wahr) — wurde in den Abendstunden die Unterhandlung wieder aufgenommen und glücklich zu Ende gebracht. Das Deutschsprechen des Kanzlers scheint doch gewirkt und den Franzosen, wenn sie auch den Wortsinn nicht verstanden, schon durch seine Klang-

1) Favre, III, 112 et suiv. Nach Favre hätte also Bismarck am 25. Februar mit oder zu den Franzosen deutsch gesprochen. Nach Busch (s. o.) wäre das am 22. geschehen. Welcher von beiden hat einen Gedächtnißfehler begangen? Oder sollte das Deutschsprechen des Kanzlers zweimal vorgekommen sein?

farbe nachdrucksam deutlich gemacht zu haben, daß sie gutthäten, Ja und Amen zu sagen. Als Thiers und Favre spät am Abend nach Paris fuhren, war eine vollständige Vereinbarung erzielt.

Folgenden Tages, Sonntags den 26. Februar, kamen die Beiden wieder nach Versailles heraus, wo inzwischen der vereinbarte Präliminarfriedensvertrag seine amtliche Formulirung erhalten hatte, und zwischen 5 und 6 Uhr Abends ist im Salon der Frau Jessé vor der Stutzuhr mit dem bronzenen Teufelchen darauf, welches von dem cholerischen Thiers während der Verhandlungen mitunter zornig apostrophirt worden war [1]), das Doppelexemplar dieser weltgeschichtlichen Urkunde im Namen Deutschlands von Bismarck, dem baierischen Minister Bray, den wirtembergischen Ministern Wächter und Mittnacht und dem badischen Minister Jolly, im Namen Frankreichs von Thiers und Favre unterzeichnet worden [2]).

1) „Le diable, le maudit diable!" De Mazade, II, 412. Das war wohl eigentlich an eine andere Adresse als an die des Dämönchens aus Bronze gerichtet.

2) Die Bestimmungen der Urkunde lauteten so:

1. Frankreich verzichtet zu Gunsten des Deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von der nachstehend verzeichneten Gränze belegen sind.

Die Demarkationslinie beginnt an der nordwestlichen Gränze des Kantons Cattenom nach dem Großherzogthum Luxemburg zu, folgt südwärts den westlichen Gränzen der Kantons Cattenom und Thionville, durchschneidet den Kanton Briey, indem sie längs der westlichen Gränzen der Gemeinden Montois-la-Montagne und Roncourt, sowie der östlichen Gränzen der Gemeinden Marie-aux-chênes, Saint Ail, Habouville hinläuft, berührt die Gränze des Kantons Gorze, welche sie längs der Gränzen der Gemeinden Vionville, Bouxières und Onville durchschneidet, folgt der Südwest-, resp. Südgränze des Arrondissements Metz, der Westgränze des Arrondissements Chateau-Salins bis zur Gemeinde Pettoncourt, von der sie die West- und Südgränze einschließt, und folgt dann dem Kamme der zwischen der Seille und Moncel gelegenen Berge

Der Reichskanzler unterschrieb mit einer kunstvoll gearbeiteten Goldfeder, welche er mit einer gewissen Feierlichkeit hatte

---

bis zur Gränze des Arrondissements Saarburg südlich von Garde. Sodann fällt die Demarkationslinie mit der Gränze dieses Arrondissements bis zur Gemeinde Tanconville zusammen, deren Nordgränze sie berührt. Von dort folgt sie dem Kamme der zwischen den Quellen der Sarre blanche und der Vezouze befindlichen Bergzüge bis zur Gränze des Kantons Schirmeck, geht entlang der westlichen Gränze dieses Kantons, schließt die Gemeinden Saales, Bourg-Bruche, Colroy-la-Roche, Plaine, Ranrupt, Saulxures und St. Blaise-la-Roche im Kanton Saales ein und fällt dann mit der westlichen Gränze der Departements Nieder- und Oberrhein bis zum Kanton Belfort zusammen. Sie verlässt dessen Südgränze unweit von Bourvenans, durchschneidet den Kanton Delle bei der Südgränze der Gemeinden Bourogne und Froide-Fontaine und erreicht die Schweizergränze, indem sie längs der Ostgränzen der Gemeinden Jonchery und Delle hinläuft. Das Deutsche Reich wird diese Gebiete für immer mit vollem Souverainitäts- und Eigenthumsrechte besitzen. Eine internationale Kommission, die beiderseits aus der gleichen Zahl von Vertretern der hohen kontrahirenden Theile gebildet wird, soll unmittelbar nach dem Austausche der Ratifikationen des gegenwärtigen Vertrages beauftragt werden, an Ort und Stelle die neue Gränzlinie in Gemäßheit der vorstehenden Stipulationen festzustellen. Diese Kommission wird die Vertheilung des Grundes und Bodens, sowie der Kapitalien leiten, welche bis jetzt gemeinschaftlich Distrikten oder Gemeinden angehört haben, die durch die neue Gränze getrennt werden; im Falle einer Meinungsverschiedenheit über die Gränze und die Ausführungs-Bestimmungen werden die Kommissionsmitglieder die Entscheidung ihrer respektiven Regierungen einholen. Die Gränze ist, sowie sie vorstehend festgesetzt ist, mit grüner Farbe auf zwei gleichen Exemplaren der Karte von den „Gebietstheilen, welche das General-Gouvernement des Elsasses bilden", vermerkt, die im September 1870 in Berlin durch die geographische und statistische Abtheilung des Großen Generalstabes veröffentlicht worden ist. Ein Exemplar derselben wird jeder der beiden Ausfertigungen des gegenwärtigen Vertrages angefügt. Die angegebene Gränzlinie hat indessen mit Uebereinstimmung beider kontrahirenden Theile folgende Abänderungen erfahren: Im ehemaligen Mosel-Departement werden die Dörfer Marie-aux-Chênes bei St. Privat-la-Montagne und Vionville, westlich von Rezonville, an Deutschland abgetreten. Dagegen werden die Stadt

herbeibringen lassen. Sie war das Geschenk eines pforzheimer Fabrikanten, der sie eigens für diese Stunde und zu diesem Zwecke hatte anfertigen lassen.

---

und die Festungswerke von Belfort mit einem später festzusetzenden Rayon bei Frankreich verbleiben.

2. Frankreich wird Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser die Summe von 5 Milliarden Franken zahlen. Mindestens eine Milliarde Franken wird im Laufe des Jahres 1871 gezahlt und der ganze Rest im Laufe dreier Jahre von der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages ab.

3. Die Räumung der französischen, durch die deutschen Truppen besetzten Gebiete wird nach der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages seitens der in Bordeaux tagenden National-Versammlung beginnen. Unmittelbar nach der Ratifikation werden die deutschen Truppen das Innere der Stadt Paris, sowie die am linken Ufer der Seine belegenen Forts verlassen. Sie werden in möglichst kurzer Frist, die durch ein Einvernehmen zwischen den Militärbehörden beider Länder festgestellt wird, die Departements Calvados, Orne, Sarthe, Eure et Loir, Loiret, Loir et Cher, Indre et Loire, Yonne gänzlich und weiter die Departements Seine inferieure, Eure, Seine et Oise, Seine et Marne, Aube, Côte d'or bis zum linken Ufer der Seine räumen. Die französischen Truppen werden sich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, die sie vor Unterzeichnung des definitiven Friedensvertrages nicht werden verlassen dürfen. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind die Garnison von Paris, deren Stärke die Zahl von 40,000 Mann nicht überschreiten darf, und die zur Sicherheit der festen Plätze unerläßlich erforderlichen Garnisonen.

Die Räumung der zwischen dem rechten Ufer der Seine und der Ostgränze gelegenen Departements wird seitens der deutschen Truppen schrittweise nach der Ratifikation des definitiven Friedensvertrages und der Zahlung der ersten halben Milliarde der Kontribution erfolgen, die im Artikel 2 stipulirt ist.

Die Räumung wird beginnen bei den Paris am nächsten gelegenen Departements und wird, je nachdem die Zahlungen der Kontribution bewirkt sein werden, fortgesetzt. Nach der ersten Zahlung einer halben Milliarde wird die Räumung folgender Departements stattfinden: Somme, Oise und der Theile der Departements Seine Inférieure, Seine et Oise, Seine et Marne, die auf dem rechten Seine-Ufer gelegen sind, sowie des

5.

Zugleich mit dem Friedenspräliminarvertrag war eine „Zusatzkonvention" über die Verlängerung des Waffenstill=

Theiles des Departements Seine und der Forts auf dem rechten Seine=Ufer.

Nach der Zahlung von zwei Milliarden wird die deutsche Okkupation nur noch die Departements Marne, Ardennes, Haute Marne, Meuse, Vosges, Meurthe, sowie die Festung Belfort mit ihrem Gebiete umfassen, die als Pfand für die rückständigen drei Milliarden dienen sollen. Die Zahl der in denselben befindlichen deutschen Truppen wird 50,000 Mann nicht überschreiten.

Es wird Sr. Majestät dem Kaiser überlassen, an die Stelle der Territorial=Garantie, welche in der theilweisen Besetzung des französischen Gebietes besteht, eine finanzielle Garantie treten zu lassen, wenn dieselbe durch die französische Regierung unter Bedingungen offerirt wird, welche von Sr. Majestät dem Kaiser und König als für die Interessen Deutschlands ausreichend anerkannt werden. Für die drei Milliarden, deren Zahlung verschoben sein wird, werden 5 pCt. Zinsen vom Tage der Ratifikation der gegenwärtigen Vereinbarung ab gezahlt.

4. Die deutschen Truppen werden sich in den besetzten Departements der Requisitionen, sei es in Geld, sei es in Naturalien, enthalten. Dagegen wird der Unterhalt der deutschen Truppen, welche in Frankreich zurückbleiben, auf Kosten der französischen Regierung erfolgen, und zwar nach Maßgabe, wie sie durch ein Einvernehmen mit der deutschen Militär=Intendantur vereinbart ist.

5. Die Interessen der Einwohner in dem von Frankreich abgetretenen Gebiete werden in allem, was ihren Handel und ihre Privatrechte angeht, so günstig als möglich geregelt werden, sobald die Bedingungen des definitiven Friedens werden festgestellt sein. Zu diesem Zwecke wird ein Zeitraum festgesetzt werden, innerhalb dessen diese Bewohner besondere Erleichterungen bezüglich der Cirkulation ihrer Handelserzeugnisse genießen sollen. Die deutsche Regierung wird der ungehinderten Auswanderung der Einwohner der abgetretenen Gebietstheile nichts in den Weg stellen, auch wird dieselbe den Einwohnern gegenüber keine Maßregel ergreifen dürfen, welche Person oder Eigenthum derselben antastet.

standes und die Besetzung eines Theiles von Paris durch die Deutschen am 26. Februar in Versailles zur Unterzeichnung gelangt. Thiers eilte, mit einer an's wunderbare streifenden Verdoppelung seiner körperlichen und geistigen Kräfte, nach Bordeaux, um der Nationalversammlung ihre Zustimmung zu dem Friedensvertrag abzuringen. Favre, der in Paris blieb,

---

6. Die Kriegsgefangenen, welche nicht bereits auf dem Wege der Auswechselung in Freiheit gesetzt worden sind, werden unverzüglich nach der Ratifikation der vorliegenden Präliminarien zurückgegeben werden. Um den Transport der französischen Gefangenen zu beschleunigen, wird die französische Regierung zur Disposition der deutschen Behörden einen Theil des Fahrmaterials ihrer Eisenbahnen im Innern Deutschlands stellen, und zwar in einer durch besondere Verabredung festzustellenden Ausdehnung, sowie zu denjenigen Preisen, welche in Frankreich für Militärtransporte gezahlt werden.

7. Die Eröffnung der Verhandelungen, betreffend den definitiven Frieden, welcher auf Grundlage der gegenwärtigen Präliminarien abzuschließen ist, wird in Brüssel unverzüglich nach Ratifikation der letzteren durch die National-Versammlung und Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser stattfinden.

8. Nach Abschluß und Ratifikation des definitiven Friedensvertrages wird die Administration der Departements, welche noch von deutschen Truppen besetzt bleiben sollen, den französischen Behörden wieder übergeben werden. Doch sollen diese letzteren gehalten sein, den Befehlen, welche die Kommandanten der deutschen Truppen im Interesse der Sicherheit, des Unterhalts und der Vertheilung ihrer Truppen erlassen zu müssen glauben, Folge zu leisten.

In den okkupirten Departements wird die Erhebung der Steuern nach Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages für Rechnung der französischen Regierung und mittels der Beamten derselben bewirkt werden.

9. Es ist ausgemacht, daß die gegenwärtigen Vertragsbestimmungen der deutschen Militärbehörde keinerlei Recht auf die Theile des Gebietes, welches von Deutschen gegenwärtig nicht besetzt ist, geben können.

10. Die gegenwärtigen Präliminarien werden der Ratifikation Sr. Majestät des Deutschen Kaisers, sowie der französischen National-Versammlung, welche ihren Sitz in Bordeaux hat, unverzüglich unterbreitet werden.

schrieb an Simon nach Bordeaux: „Nichts gibt uns Gewißheit, daß nicht beim Einzug der Deutschen in Paris eine Handlung des Wahnsinns geschehen könnte. Sie werden die Champs-Elysées bis zu den Tuilerien besetzen und bis zur Ratifikation der Präliminarien verweilen. Man muß also die Ratifikation beeilen. Wozu sollte auch das Redenhalten nützesein? Wer hat nicht schon seinen Entschluß gefasst? Wozu das Unglück des Vaterlandes noch breit ausmalen? Demselben gar noch das Schauspiel unserer inneren Zerwürfnisse beizufügen, wäre ein Verbrechen. Die Versammlung wird das begreifen“ [1]).

Sie begriff es aber doch nicht so ganz. Allerdings war sie in ihrer großen Mehrheit fest entschlossen, für den Frieden zu stimmen; da sie aber die Mühsäligkeiten, welche es ihrem Unterhändler gekostet hatte, die Friedensbedingungen zu erlangen, wie sie jetzt vorlagen, im einzelnen nicht kannte, so fiel der Vertrag in seiner Ganzheit doch mit einer verblüffenden Wucht auf die Versammlung. Sie bedurfte 48 Stunden Zeit, um ihres Schreckens Meisterin zu werden und zu thun, was gethan werden mußte.

Am 28. Februar legte Thiers dem Parlamente, welches die Souveränität der französischen Nation darstellte, den Vertrag vor mit den Worten: „Wir haben eine schmerzliche Aufgabe übernommen und wir haben alle möglichen Anstrengungen gemacht. Mit tiefem Bedauern befinden wir uns jetzt in der Lage, Ihnen einen Gesetzesentwurf zu unterbreiten und die schleunigste Berathung desselben zu erbitten. Er lautet: Die Nationalversammlung, der Nothwendigkeit nachgebend und die Verantwortlichkeit zurückweisend, nimmt die am 26. Februar in Versailles unterzeichneten Friedenspräliminarien an.“ Ein Mitglied der Parlamentskommission, welche das Staatsober-

---

1) Simon, I, 133.

haupt nach Paris begleitet hatte, verlas dann den Friedens-vertragsentwurf und die Zusatzkonvention, worauf Thiers noch diese Mahnung an die Versammlung richtete: „Wir sind die Opfer einer Lage, welche wir nicht geschaffen haben, für die wir aber aufkommen müssen. Wir bitten Sie, nicht einen Augenblick zu verlieren. Entsprechen Sie dieser Bitte, so können Sie der Hauptstadt vielleicht einen großen Schmerz ersparen. Ich habe meine Verantwortlichkeit eingesetzt, meine Amtsgenossen haben dasselbe gethan; es ist nothwendig, daß auch Sie Ihre Verantwortlichkeit einsetzen. Hier gibt es keine Enthaltung und ich kann nur wiederholen: jeder von uns muß seinen Theil an der Verantwortlichkeit übernehmen."

In einer vertraulichen Sitzung der Kommission, welcher von der Versammlung die Prüfung des Vertrages aufgegeben wurde, legte Thiers ausführlich den Gang der Verhandlungen dar und überzeugte die Mitglieder, daß nichts übrigbliebe als die Annahme. Zu diesem Schlusse gelangte dann auch in der entscheidenden Sitzung am 1. März der Berichterstatter Lefranc. Es war ein stürmischer Tag und der in der Versammlung tobende Sturm erreichte seinen Höhepunkt in dem durch die tolle Unbesonnenheit eines Bonapartisten herbeigeführten Zwischenfall, welcher eine feierliche Bestätigung der Wegwischung des Second empire, ja eine förmliche Aechtung und Verfluchung des Kaiserreiches zum Ergebniß hatte. Blanc und Quinet und etliche andere eiferten mehr oder weniger heftig gegen die Annahme des Vertrages. Ein elsässischer Pfäffling mit dem nichts weniger als französischen Namen Keller legte Protest ein gegen die Abtretung von Elsaß-Lothringen. Auch Victor Hugo ließ es an einer Hugoterie im hochschwülstigen Orakelton nicht fehlen. Ungeduldig brach Thiers endlich los, man sollte doch das Phrasenmachen einmal lassen und der Wahrheit ins Angesicht sehen. In einer schneidigen Auseinandersetzung wies er an dem ganzen Ver-

laufe des Krieges und an dem Ergebniß desselben, also an der jetzigen Sachlage nach, daß die Wiederaufnahme des Kampfes eine bare Unmöglichkeit wäre. „Es ist schwer — rief er schließlich aus — es ist schwer, der Wahrheit bei den Menschen Gehör zu verschaffen; es ist sehr schwer, die Völker zu bewegen, die Wahrheit anzuhören. Wenn aber Sie, meine Herren, jetzt die Wahrheit nicht hören und nicht glauben wollen, so werden Sie zwar vielleicht von der Zukunft unserer Nation ein eitles Rühmen machen können, aber zur selbigen Stunde, wo sie mit dieser Zukunft pralen, werden sie dieselbe vernichten.“

Das schlug durch. Die Mehrheit war des weiteren zwecklosen Geredes bald überdrüssig. Der Schluß der Debatte wurde verlangt und verwilligt, die Abstimmung vorgenommen und der Namensaufruf ergab 546 Ja und 107 Nein. Der Friedensvertrag war demnach mit der gewaltigen Mehrheit von 439 Stimmen angenommen.

Einen Tag darauf ratificirte zu Versailles der Kaiser Wilhelm im Namen des deutschen Reiches den Vertrag und wieder einen Tag später war die hochwillkommene Kunde in ganz Europa verbreitet und schwammen die deutschen Städte in Lichterglanz und Friedensjubel.

An demselben 1. Märztag aber, an welchem in Bordeaux die parlamentarische Entscheidung fiel, hielten die deutschen Sieger ihren Einzug in Paris [1]). Ob dieser flüchtige Besuch, welcher Seine-Babel mehr nur streifte als traf, die Hingabe des so schwer errungenen und für die Behauptung des Elsasses so wichtigen Belfort werth war, das ist eine Frage, welche heute wohl kein ruhiger und unbefangener Urtheiler mehr be-

1) Es gibt eine Menge Beschreibungen dieses Einzuges. Ich begnüge mich, auf 4 von Augenzeugen herrührende zu verweisen: Schneider, III, 479 fg., Hassel, 538 fg., Washburne to Mr. Fish (Correspondence, 148—50), Forbes (My experiences, II, 349—368).

jahen wird. Wollte man schlechterdings nach Paris hinein, so mußte man auch recht hineingehen, selbst auf die Gefahr hin, die Stadt, wenn nöthig, dem Untergange zu weihen. Da man das aber nicht im Ernste wollen konnte, so wäre es klüger gewesen, ganz draußen zu bleiben und Belfort zu behalten. Den bekannten Größenwahn der Pariser hat dieser halbe, bescheidene, man möchte fast sagen demüthige Siegeseinzug weit mehr gestärkt als geschwächt.

Von einem Betreten der französischen Hauptstadt durch die Gesammtheit oder auch nur durch einen großen Theil der deutschen Truppen, welche Paris belagert hatten, war keine Rede. Nur eine Vertretung des deutschen Heeres, 30,000 Mann von verschiedenen Truppenkörpern und Waffengattungen sollten einziehen. Natürlich wallte, als man in der Stadt erfuhr, was am 1. März geschehen sollte, über dieses doch eigentlich ganz selbstverständliche die gallische Eitelkeit hoch auf. Die Regierung erließ eine besänftigende Kundmachung, worin es hieß, die Deutschen hätten auf den Einzug nur um den Preis von Belfort verzichten wollen und Paris möchte sich über die Anwesenheit der Sieger damit trösten, daß es mittels dieser Demüthigung dem Lande eines seiner stärksten Bollwerke erkauft hätte. Zum Schlusse erging die Mahnung: „Wir wenden uns an den Patriotismus der Bewohner von Paris und beschwören sie, sich ruhig zu verhalten". Nachdrücklicher noch als diese Beschwörung mochte doch wohl die Thatsache wirken, daß die deutsche Heerleitung in nicht misszuverstehender Weise bekanntgegeben hatte, sie würde jeden Verrath, welcher nach dem Einzuge der Truppen an diesen verübt werden sollte, unerbittlich rächen. Um dieser Erklärung das nöthige Gewicht zu verleihen, war dafür gesorgt worden, die Pariser wissen zu lassen, daß, während die 30,000 Mann vom 2. baierischen und vom 6. und 11. preußischen Korps einzögen, draußen 100,000 Mann gefechtsbereit ständen, sowie daß die Mün-

dungen der Geschütze sämmtlicher Außenforts der Stadt zugekehrt und die deutschen Kanonire feuerfertig wären. Im übrigen waren die einziehenden Truppen angewiesen, um die Worte und Gebärden der Pariser und Pariserinnen sich nicht zu kümmern. Man müßte diesen schon die Freiheit und die Freude lassen, ihren ohnmächtigen Grimm in Hohngestikulationen und Schimpfreden auszulassen [1]). Dagegen sollten die deutschen Soldaten allerdings nachdrücklichst ihre Waffen brauchen, falls etwa das pariser Gesindel von Worten zu Handlungen schreiten wollte.

Vergleicht man, wie das ja nahe liegt, die früheren Einzüge der Deutschen in Paris, den vom März 1814 und den vom Juli 1815, mit dem vom März 1871, so leuchtet sofort

---

1) Daran fehlte es dann auch wirklich nicht. Zur würdigen Vorbereitung auf den Empfang oder Nichtempfang der verhassten Gäste war in der Stadt ein Flugblatt ausgeworfen worden, welches diese ebenso wahre als anmuthige Zeichnung der „Prussiens“ enthielt: — „Die Preußen sind eine wilde Nation, die irgendwo dorthinten im Norden haus't. Ihr Land ist durchweg unfruchtbar, unbebaut und industrielos, aber ungeheuer groß, so daß es viele Millionen Soldaten aufbringen und gefallene hunderttausende rasch ersetzen kann. Die Bewohner dieses Landes sind roh, treiben kein anderes Handwerk als das der Waffen, beten viel, sind unzüchtig und haben räuberische Neigungen. Diese und die Armuth ihres Landes nöthigen sie, von Zeit zu Zeit Raubzüge in andere, gesegnetere Länder zu unternehmen, wo sie der Plünderung und der Brandstiftung zügellos fröhnen. Sie siegen nur mittels ihrer Massen, sowie durch Verrätherei. Jeder ihrer Truppenkörper ist von einer Schar Juden begleitet, welche die geraubten Sachen aufkaufen, die mit Kriegssteuern belegten Städte durch wucherische Vorschüsse vom Verderben retten und das Geld zur Bestechung von Festungskommandanten und Truppenbefehlshabern in großen Ledersäcken mit sich führen. Auf was für einer Kulturstufe diese Preußen stehen, war in diesem Kriege schon daraus zu ersehen, daß sie das Fleisch roh fressen. Ja, sogar die höchsten Offiziere fressen, wie Augenzeugen versichern, das Fleisch roh, namentlich eine Fleischart, welche sie „„Schinken““ nennen.“

ein, daß dieser dritte ungeachtet seiner Halbheit und Bescheidenheit an Bedeutung, Glanz und Ruhm die beiden früheren dennoch weit überbot. Denn nicht nur erfolgte der dritte Einzug nach viel erstaunenswertheren Erfolgen, als den beiden früheren vorangegangen waren, sondern auch waren die jetzt davongetragenen riesigen, geradezu beispiellosen Triumphe ohne Verbündete, ohne alle und jede fremde Beihilfe, einzig und allein durch die geeinte Nationalkraft erlangt.

Der erste deutsche Soldat, welcher am 1. März die im hellsten Sonnenschein schimmernde Hauptstadt Frankreichs betrat, war der Leutnant Bernhardi vom 14. Husarenregiment (Hessen), welcher zur siebenten Morgenstunde seiner vom Rittmeister Kolomb geführten Schwadron voraufritt. Den Husaren folgte als weiterer Vortrab ein Bataillon vom 88. Regiment (Nassauer), geführt vom Major Heye und begleitet von 2 Batterieen Artillerie. Diese Truppen durchzogen die große Avenue von Neuilly, marschirten die Prachtstraße der Champs-Elysées herab, besetzten den Industriepalast und trieben ihre Vorposten bis auf die Place de la Concorde vor, allwo die Pariser den Steinbildern, welche diesen ehemaligen Lieblingsarbeitsplatz der Guillotine schmücken und die Städte Frankreichs vorstellen, schwarze Trauermasken vorgebunden hatten, was ganz kindisch aussah. Der Gewalthaufe der zunächst zum Einmarsch bestimmten 30,000 Mann, welche am 3. März durch eine zweite „Staffel“ von demselben Stärkebetrag abgelös't werden sollten, war beim Bois de Boulogne aufgestellt. Hier, in der Allée de Longchamp, auf dem berühmten Rennplatz von Paris, hielt der deutsche Kaiser, um 11 Uhr aus Versailles eingetroffen und von einem glänzenden Gefolge von Fürsten, Prinzen und Feldobersten umgeben, eine Musterung über die Truppen ab, welche den eigentlichen Glanzpunkt des Tages ausmachte. Es ist ein erhebender Augenblick gewesen, als der Kronprinz, welcher die Musterung befehligte, seinen Vater

vor der Fronte begrüßte, der greise Bundesfeldherr mit seinem funkelnden Gefolge die Linien entlangritt, die Musikchöre das „Heil dir im Siegeskranz!“ anstimmten und aus tausenden und wieder tausenden von Männerherzen ein Triumphschrei hervorbrach. „Die Begeisterung — so hat ein anwesender Engländer bezeugt — war unbeschreiblich. Es war nicht das „Vive l'empereur!“ französischer Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschiren. Das Hurrah der Deutschen war tiefgewaltig, dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonnett schwankte in den Reihen. Der ganze Auftritt war voll Größe und Würde.“

Nach Beendigung desselben kehrte der Kaiser mit seinem Sohne nach Versailles zurück und unter der obersten Führung des Generals Kameke begann das kleine Heer seinen Einmarsch in die Stadt auf 4 Straßen. Auf dem Rundplatze vor dem Arc de Triomphe stießen die 4 Marschsäulen zusammen, um die Champs-Elysées hinabzurücken, geradeaus bis zum Eintrachtsplatz und rechtsab bis zum Industriepalast und zum Trokadero. Eine Gruppe von etwa 300 Narren, haranguirt von einem Obernarren, hatte sich vor dem Triumphbogen aufgestellt, um den Deutschen den Marsch durch denselben zu verwehren. Der Obernarr brüllte seine Floskeln her, bis sie in dem „Was ist des Deutschen Vaterland?“ verklang, welches die Musik der voranmarschirenden Baiern erschallen ließ. Als die Kolonnenspitze herankam, machte sich der travestirte Leonidas eilends unsichtbar, seine Mitnarren folgten dem heldischen Beispiel, die deutschen Pionire schoben rasch die leichte Verbarrikadirung des Triumphbogens beiseite, die Sieger zogen hindurch und ließen die Wölbung des den Siegen Napoleons errichteten Denkmals von ihren Hurrahs widerhallen. Sodann in die ihnen bestimmten Quartiere vertheilt, nächtigten die 30,000 auf parisischem Boden und am folgenden Tage kamen Scharen ihrer Kameraden als Spazirgänger

ohne Schußwaffen herein, um sich Seine-Babylon anzusehen, soweit es sich innerhalb der vertragsmäßig bestimmten und von den Deutschen gewissenhaft innegehaltenen Gränzmarken betrachten ließ. Am Nachmittag von diesem 2. März mögen sich wohl 50,000 oder mehr deutsche Soldaten in den Champs-Elysées und deren Umgebungen getummelt haben. Ausschreitungen kamen nicht vor. Deutsche, englische und italische, ja sogar etliche französische Berichte stimmen darin überein, daß noch niemals das Nationalgefühl der Besiegten vonseiten der Sieger mit solcher Schonung behandelt worden sei wie hier. Die Deutschen begnügten sich, zu betrachten, zu bewundern und ihrem Behagen und ihrer Freude mittels Anstimmung ihrer heimischen Männerchöre einen Ausdruck zu geben, welchen die grollenden Pariser wider Willen schön fanden. Auch sie, die Pariser und Pariserinnen, benahmen sich in der großen Mehrheit ruhig und gemessen. Da und dort nur schwirrte eine Gesindelbande herum, schreiend „A Berlin! A Berlin!", als schriebe man nicht den 1. März 1871, sondern noch immer den 15. Juli 1870. Die Deutschen setzten diesen und ähnlichen „patriotischen" Kundgebungen nur jenes Schweigen der Verachtung entgegen, welches ja überhaupt der Pöbelei gegenüber die einzige Waffe anständiger Menschen ist. Am 3. März sollte die „zweite Staffel" deutscher Truppen in Paris einmarschiren. Es kam aber nicht dazu.

Denn noch am 1. März in der 11. Abendstunde kam an den Minister Favre aus Bordeaux ein Drahtbericht von der Abstimmung der Nationalversammlung. In der Morgenfrühe vom 2. März eilte er mit dieser Nachricht nach Versailles. Der Kanzler war noch zu Bette. Favre theilte ihm schriftlich mit, was am Tage zuvor in Bordeaux geschehen war, und fuhr nach Paris zurück, wo alsbald ein von Thiers entsandter Eilbote mit dem Texte der Ratifikation des Friedensvertrages eintraf. Sofort machte er sich damit

abermals auf den Weg nach Versailles, getrieben von der Angst, es könnte doch noch einen Zusammenstoß zwischen den einmarschirten Deutschen und den Parisern geben. Bismarck verwunderte sich baß über die Raschheit, womit die Nationalversammlung vorgegangen, und verhehlte auch nicht, daß er ein langsameres Tempo gewünscht, weil der Kaiser am nächsten Tage in Paris einzuziehen beabsichtigt hätte, was nun den Vertragsbestimmungen gemäß unterbleiben müßte. „Eure Excellenz — sagte Favre — hat mich ja bei jeder Gelegenheit zur Eile gemahnt, auch im Namen des Königs. Wir sind also nur Ihren Wünschen nachgekommen.“ Worauf der Kanzler: „Das war Ihr Recht und wir können nichts dagegen haben. Freilich, wenn wir gewußt, daß die Versammlung den Vertrag binnen 48 Stunden prüfen und genehmigen würde, hätten wir andere Bestimmungen getroffen.“ Mit der vom Kaiser vollzogenen Ratifikation kehrte Favre nach Paris zurück und nahm die Zusicherung Bismarcks mit sich, daß alles pünktlich den Vorschriften des Vertrages gemäß geschehen sollte [1]).

Unmittelbar nach dem Vollzug der Vertragsurkunde durch den Kaiser ließ er an die Kaiserin-Königin in Berlin diesen Drahtbrief abgehen: „Versailles, 2. März 1871. Soeben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre!

---

1) Favre, III, 154 et suiv.

Der Armee und dem Vaterlande aus tief erregtem Herzen meinen Dank! Wilhelm."

Am folgenden Tage, um 11 Uhr des Morgens, vollzogen die deutschen Truppen ihren Ausmarsch aus Paris.

6.

Vom 4. März an ergingen aus dem Generalhauptquartier in Versailles die nöthigen Weisungen und Befehle inbetreff der theilweisen Abrüstung der deutschen Heere, inbetreff des Heimzuges derselben und endlich inbetreff der Truppenkörper, welche den Bestimmungen des Friedensvertrages gemäß bis zur gänzlichen Erfüllung der in demselben enthaltenen Bedingungen, auf französischem Boden zurückbleiben sollten, um diese Erfüllung sicherzustellen. Die hierzu bestimmten Heertheile wurden zuvörderst dem Oberbefehle des Prinzen Friedrich Karl, dann, als dieser nach Deutschland heimkehrte, dem des Generals Manteuffel unterstellt, welcher dieses Kommando bis zuletzt führte. Die Linie aber, welche diese noch in Frankreich verbleibenden Truppen besetzt halten sollten und hielten, zog sich anfänglich von Rouen im Nordwesten durch die mittleren und östlichen Provinzen des Landes bis nach Dijon und von da ostwärts bis zur Schweizergränze südlich von Belfort. Sobald dann die ersten $1^1/_2$ Milliarden der Kriegssteuer von Frankreich entrichtet worden, verengerte sich die Aufstellung der Deutschen auf den Umfang von 6 Departements, selbstverständlich nicht inbegriffen die an Deutschland abgetretenen Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen.

Am 7. März brach das große Hauptquartier von Versailles auf, allwo sich binnen 5 Monaten so mancher hoch-

bedeutsame geschichtliche Akt abgespielt hatte, und wurde zunächst nach Ferrières zurückverlegt. Von hier aus stattete der deutsche Kaiser den in der näheren oder ferneren Nachbarschaft lagernden Truppenkörpern Besuche ab, besichtigte auch am 9. März in Begleitung seines Sohnes die Bodenfläche, auf der am 30. März von 1814 die Schlacht von Paris geschlagen worden, welche die Kapitulation der französischen Hauptstadt und damit den Fall des napoleonischen Kaiserthums Nr. 1 zur Folge gehabt hatte. Dazumal, vor 57 Jahren also, hatte der jetzt zweiundsiebzigjährige Greis als junger Bursch das 1. preußische Garderegiment, dem er als Leutnant zugetheilt war, an dieser Stelle heldisch fechten und bluten sehen. Selten wohl dürfte es einem Menschen gegönnt sein, so zu sagen nahe den Gränzmarken seines Daseins zwei so gewaltige Geschehnisse wie die von 1814 und 1870 — 71 als Augenzeuge und Mithandelnder zu erleben. Am 12. März trat der Kaiser die Heimreise über Nancy an; in Saarbrücken begrüßten ihn am 15. Abordnungen von 3000 rheinländischen Gemeinden und am Abend des Tages fuhr er in das festlich geschmückte Frankfurt ein. Zwei Tage darauf war er in Berlin. Welche Erlebnisse binnen einer Zeitspanne von 7 Monaten und wie hatte sich alles über das kühnste Hoffen hinaus glücklich gewendet! Allerdings war der König von Preußen, als er im August seine Hauptstadt verlassen, voll Vertrauen auf die Kraft der nationalen Einigung und auf die Tüchtigkeit der deutschen Waffen gewesen; aber wie hätte er sich solcher riesenhaften Erfolge, wie sie binnen dieser 7 Monate gewonnen worden, versehen können? Als König von Preußen war er gegangen, als deutscher Kaiser kam er zurück, der Sieger über dieses Frankreich, welches für die erste Kriegsmacht der Welt gegolten hatte, als das gekürte und feierlich anerkannte Oberhaupt der deutschen Nation, welche endlich nach so langem Dulden und Ringen, nach so mühsäligem Leiden und Streiten die auf eine zweitausend-

jährige Kulturarbeit begründete, ihr gebührende Machtstellung inmitten Europa's errungen hatte.

Vier Tage nach der Heimkunft des Kaisers trat das auf Grund des allgemeinen und unmittelbaren Wahlrechts gewählte Parlament, der erste „Reichstag" des neuen deutschen Reiches, in Berlin zusammen. Am 21. März ist die Versammlung im weißen Sale des berliner Schlosses feierlich eröffnet worden und die Thronrede, welche der Kaiser aus den Händen des Reichskanzlers Bismarck entgegennahm, ist ein geschichtliches Dokument, welches ohne alle Wortschaumschlägerei offen und schlicht die Sachlage zeichnete, in ihrem geschäftlichen Theile die nächsten Aufgaben der inneren Staatsarbeit klar angab und ebenso klar in ihren allgemein-politischen Auslassungen die Grundlinien der künftigen Reichspolitik zog, einer Politik des Friedens und der Mäßigung [1]).

1) „Geehrte Herren! Wenn ich nach dem glorreichen, aber schweren Kampfe, den Deutschland für seine Unabhängigkeit siegreich geführt hat, zum erstenmal den Deutschen Reichstag um mich versammelt sehe, so drängt es mich vor allem, meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat. Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Gränzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben. Der Geist, welcher in dem deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reiches und seine Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Missbrauche seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, welche Deutschland für seine eigene Selbstständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller

Drei Tage vor diesem deutschen Staatsakt, welcher die vollzogene Einheit unserer Nation kundgab, war drüben in Paris ebenfalls eine Haupt- und Staatsaktion in Scene gegangen, welche die traurige Zerspaltenheit und Zerfahrenheit der Franzosen erschreckend signalisirte. Da war eine Pestbeule aufgeborsten, welche die von einer bis zum Größenwahn verdünkelten „Wissenschaft", deren Blick nicht über den Gesichtskreis des Katheders hinausreicht, großgenährte Krankheit des Materialismus unserer Zeit aus dem gesellschaftlichen Körper hervorgetrieben hatte: die Kommunarden-Insurrektion vom 18. März, welche, um ja von vornherein über ihre Natur keinen Zweifel aufkommen zu lassen, mit der gräßlichen Ermordung der beiden braven Generale Lecomte und Clément-Thomas anhob, frevelhaft den Bürgerkrieg in Frankreich begann, während noch ein volles Drittel des Landes vom Feinde besetzt war, ja während dieser noch die sämmtlichen Forts auf der Ostseite von Paris in seinen Händen hielt, und schließlich in einem scheusäligen, alle fühlenden und denkenden Menschen mit Entsetzen erfüllenden Petrolmordbranddampfe zu Grunde ging[1]). Wir, die wir das Abscheuliche schaudernd miterlebt,

anderen Staaten und Völker, der schwachen, wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren. Geehrte Herren, möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen."

1) „Es gibt im Leben der Völker Umwälzungen, angeregt und vollzogen unter falschen Vorwänden, von Histrionen, die, jeder Ueberzeugung bar, unfähig sind der Begeisterung, welche sie erheucheln. Sie verbergen

haben da gesehen, wie die Menschenbestie wüthen kann, so man ihr gestattet, loszubrechen. Und auch das haben wir gesehen, zu was für Ruchlosigkeiten socialistische Phantasiespiele und kommunistische Lügenorakel — ob dieselben aus Studirstuben oder aus Winkelkneipen kommen, gleichviel — in der Wirklichkeit ausschlagen, unfehlbar ausschlagen müssen.

Das Gräuelspiel der Kommune mit dem daraus entsprungenen Bürgerkrieg mußte natürlich die Abwickelung des Friedensgeschäftes zwischen Deutschland und Frankreich ungemein erschweren. Schon darum, weil ja das deutsche Reich vor der Niederwerfung des pariser Aufstandes durch die in Versailles amtende republikanische Regierung gar keine Bürgschaft dafür hatte, daß der Vertrag vom 26. Februar vonseiten Frankreichs würde gehalten werden, würde gehalten werden können. Es war zwischen Bismarck und Thiers abgemacht worden, daß zur Feststellung der sämmtlichen Einzelheiten des endgiltigen Friedensschlusses Bevollmächtigte beider Nationen zusammentreten sollten, und zwar auf neutralem Boden, in Brüssel. Dort traten dann auch wirklich die beidseitigen Unterhändler am 20. März zusammen, allein die Unterhandlungen wollten nicht vorwärtsgehen und doch fühlte man hüben wie drüben die Nothwendigkeit, zum Ende zu kommen. Der Reichskanzler nahm also das Geschäft unmittelbar in seine Hände und schlug der französischen Regierung vor, die Verhandelungen in Frankfurt am Main weiterzuführen. Dorthin ging er mit dem Grafen Arnim und dorthin kamen zu Anfang des Monats Mai vonseiten Frankreichs Favre, Pouyer-Quertier und Goulard als Bevollmächtigte. Am 10. Mai, 2 Uhr Nachmittags, flog

---

unter hochtönenden Redensarten ihre selbstsüchtigen Zwecke, umgeben sich mit Spießgesellen, verlocken die leichtbethörte Menge, glänzen durch den Mangel an Talent und Tugend und versetzen die Welt in Erstaunen durch die Größe des Unheils, angerichtet von so jämmerlichen Wichten." Hübner, Sixtus der Fünfte, II, 81.

aus dem Gasthofe zum Schwan der Drahtbericht in die Welt: „Der definitive Friede zwischen Deutschland und Frankreich ist soeben unterzeichnet worden." Die Bestimmungen des Präliminarfriedens von Versailles wurden durch den Friedensschluß von Frankfurt in allen Hauptpunkten bestätigt. Am 18. Mai nahm die französische Nationalversammlung diesen Friedensschluß an. Am 20. Mai wurden zu Frankfurt die ratificirten Friedensurkunden durch Bismarck und Favre ausgetauscht. Der Friede zwischen dem deutschen Reich und der französischen Republik war also endgiltig hergestellt und geschlossen [1]).

Seinen festlichen Abschluß fand das große Jahr der Deutschen am 16. Juni, als an dem Tage, an welchem das deutsche Heer seinen Triumpheinzug in die neue Reichshauptstadt hielt.

Das war ein stolzer Tag. Für Bismarck wohl der stolzeste seines Lebens. Wenn die Menschen weise sein wollten, dürften, könnten, so wäre er jetzo gegangen, in Varzin oder Friedrichsruhe seinen Kohl zu pflanzen, seine Fische zu züchten, sein Wild zu jagen und bei seiner Pfeife zu philosophiren: „Rauch ist alles irdische Wesen!" Denn er stand an diesem 16. Junitag auf der Zenithhöhe seines Gedankens und seiner That, seines Ruhmes und seiner Macht, seines Glückes und seiner Volksthümlichkeit. Auf einer solchen Höhe lange sich zu halten, ist aber keinem Sterblichen gegeben und der Niedergang vollzieht sich viel rascher als der Aufstieg.

Doch nicht mit solchem trübem Anklang sei dieses Buch geschlossen, das ich furchtlos geschrieben habe, Wahrheit suchend und Gerechtigkeit übend, aber auch mit unverhohlener Freude

1) Die Friedensurkunde mit den Zusatzartikeln s. bei Hahn, II, 311—317. Eine gediegene historisch-kritische Auseinandersetzung mit den Feinden Deutschlands, deren Stimmen beim Friedensschluß wieder kläffend lautgeworden, gab Sybel in seiner Schrift „Der Frieden von 1871."

an dem, was mein Volk gethan und errungen. Ich glaube einem richtigen Gefühle nachzugeben, wenn ich meiner Arbeit hier ein Ziel setze und keine weitere Seite mehr in dem Buche der Geschichte des neuen deutschen Reiches aufschlage. So selten ist ja uns Deutschen gestattet, unsere Blicke mit Befriedigung und Erhebung auf einem der Blätter ruhen zu lassen, welche die Geschicke unseres Landes erzählen. Darum soll kein Gegenwartleid und keine Zukunftsorge einen Schatten auf das Blatt werfen, worauf die Geschehnisse des Jahres 1870—71 verzeichnet stehen. In voller Glanzhelle durchstrale es die kommenden Jahrhunderte, triumphirend und tröstend, warnend und wegzeigend, ein Leuchtfeuer deutscher Nation.

Inhaltsverzeichniß.

Drittes Buch.

Viertes Buch.